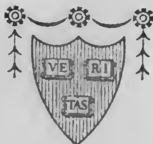
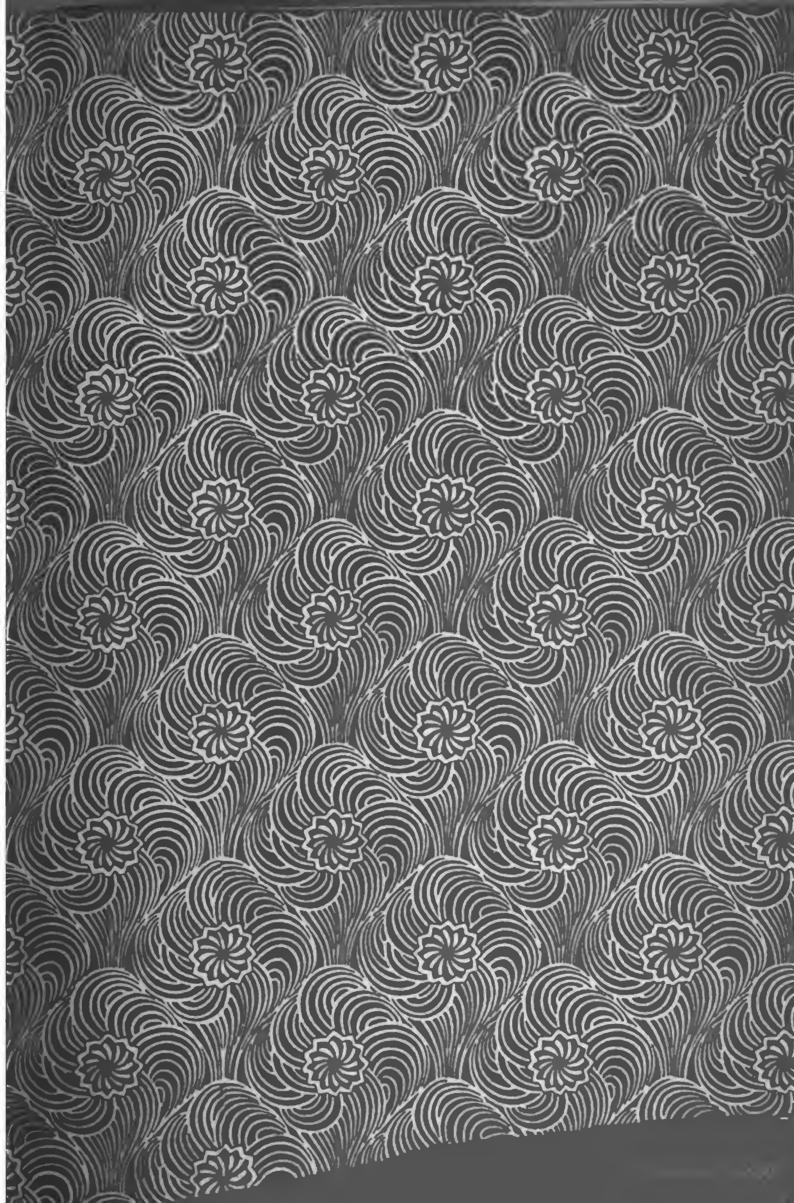
Tileman vom Wege

Ernst Wichert


VE
RI
TAS



Tileman vom Wege.

Roman

von

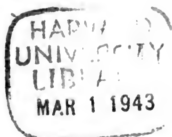
Ernst Wichert.

Zweiter Band.

Dritte Auflage.



Dresden.
Verlag von Carl Reißner.
1906.


MAR 1 1943

Erstes Kapitel.

Die drei Wege des päpstlichen Legaten.

„Der Herr Legat ist angekommen!“ rief der Stadtbote atemlos durch die eiligst aufgerissene Tür in das Zimmer des Rathauses hinein, in dem Tileman vom Wege bei der Arbeit war.

Der Bürgermeister blickte unwillig über die Störung auf und ließ sich die Meldung noch einmal wiederholen. „Der Teufel mag ihn . . .“ murmelte er in den Bart. Dann besann er sich aber, daß für solche laut ausgesprochenen Wünsche doch zwei Ohren zu viel im Zimmer seien, rückte den Stuhl ein wenig herum und fragte: „Ist das sicher, Ambrosius? Von wem wollt Ihr's erfahren haben?“

„Von dem Herrn Strommeister,“ antwortete der Bote. „Er schickt mich eben aufs Rathaus, und ich sollte laufen, sagt' er, als ob ich vier Beine hätte. Ein Weichselschiff, das von Polen herunterkommt, hat den Herrn Legaten mitgebracht — ihn mit seinen Begleitern und Dienern und viel Gepäck; es sollen auch Maultiere dabei sein. Der Schiffer ist sogleich selbst an Land gefahren und hat den Strommeister in seiner Bude am Strand aufgesucht und aufgefordert, für die Ausschiffung zu sorgen. Er fragt nun an, wie es damit gehalten werden soll nach Ew. Gnaden Befehl. Denn so ein päpstlicher

Legat ist von ihm noch gar niemals ausgeschifft worden, wie er sich denn auch nicht erinnert, jemals gehört zu haben —"

„Es wird sich finden," unterbrach Tileman seinen Redefluß. „Verbottet sogleich den ganzen Rat hieher in die Ratsstube, und soll sich ein jeder beeilen, wie er kann. Macht aber kein großes Hallo, als brenne die Stadt, sondern richtet euren Auftrag mit gebührlicher Würdigkeit aus, wie Ihr's sonst gewohnt seid. Vorerst aber geht in das Haus meines Kumpans, des Herrn Rutger von Birken, und bittet ihn, vor den Andern zu mir zu kommen. Später holt Euch weitere Befehle."

Ambrosius war vor Aufregung über dieses außerordentliche Ereignis das Blut ins Gesicht gestiegen, so daß seine schon ohnedies von reichlichem Bier- und Methgenuß gerötete Nase wie eine Kohle glühte. Die Gelassenheit des Herrn Bürgermeisters beruhigte ihn auch nur wenig. Der heilige Vater in Rom hatte einen Legaten nach Preußen geschickt! Was konnte das zu bedeuten haben? Er legte eiligst sein Amtskleid an, nahm den Stab in die Hand und schritt weitausgreifend über den Markt, nicht ohne den ihm Begegnenden geheimnisvoll zuzublinzeln oder nach Umständen auch ein gnädiges Wörtlein wegen des Legaten zuzuwerfen.

Tileman vom Wege aber ließ seine Arbeit ruhen und ging nachdenklich im Gemach auf und ab. So war nun wirklich eingetroffen, was anfangs des Monats schon der Hochmeister den schnell zu diesem Zweck berufenen Ständen verkündigt hatte. Der Ordensprokurator in Rom hatte ihm einen Eilboten mit der Nachricht nach der Marienburg geschickt, daß der Papst beschlossen habe, einen Legaten in der Person des Bischofs Ludwig de Silves aus Portugal nach Preußen zu senden, um merkliche Sachen zu verhören, die man ihm vorgebracht, besonders daß Lande und Städte etliche Artikel aufgestellt hätten, die wider die Kirche und

den christlichen Glauben stritten. Er sei schon unterwegs. Den Brief hatte der Hochmeister den Ständen in Elbing verlesen lassen und auf ihre verwunderte Frage, was das für Artikel seien, geantwortet, er wisse selbst nichts mehr. Lande und Städte hatten bestürzt über die auffallende Maßregel gebeten, der Herr Hochmeister wolle sie auch ferner von allem unterrichten. Sie würden gegen ihn handeln, hatten sie zugefügt, wie es getreuen Mannen gegen ihren Herrn gezieme.

Die Artikel, von denen die Rede war, konnten nur die Bundesartikel sein. Daran zweifelte Tileman keinen Augenblick. Was sollte das nun heißen, daß der Papst sich in die Streithändel einmischte und gar eine Untersuchung anordnete, als ob er als Richter zu entscheiden hätte? So verhaßt Ludwig von Erlichshausen der Bund sein mochte, so weit konnte doch seine Verblendung nicht gehen, daß er den Papst gegen ihn anrufe, um ihm dann dem Orden für alle Zeit untertänig zu machen. Aber angerufen war Papst Nicolaus V., das galt dem Thorner Bürgermeister als sicher. Und kein anderer konnte der Denunziant sein, als der Bischof Franz von Ermland, der heimtückische Prälat, der keinen Richttag über sich setzen lassen wollte. Gegen ihn ballte Tileman die Faust.

Vor einigen Tagen war denn auch ein Domherr aus Frauenburg, der Residenz des ermländischen Kapitels, in Thorn angelangt, um den Legaten in Empfang zu nehmen und zu geleiten. Er hatte schon in den Kirchen und Klöstern der Stadt auf das große Ereignis vorbereitet und nicht versäumt zu betonen, daß ein Legat nicht nur ein Abgesandter des päpstlichen Stuhles sei, sondern die Person des heiligen Vaters selbst vertrete, weshalb ihm die höchsten Ehren zu erweisen seien. Wie sollte sich nun die Stadt dazu stellen?

Rutger von Birken erschien bald. In seiner raschen

Weise nahm er sogleich das Wort und sagte: „Was kümmert uns der Legat? Er ist nicht an uns geschickt, sondern an den Herrn Hochmeister und seinen Orden. Mag der sehen, wie er ihn wieder hinausschafft, wenn er ihm selbst unbequem kommt. Meine Meinung ist, wir rühren nicht Hand noch Fuß und warten ab, bis Herr Ludwig de Silves jemand aufs Rathaus schickt, ihn der Stadt anzumelden. Wir haben keinen Grund, uns nach seinem Begehr zu erkundigen."

Tileman zeigte ihm ingrimmig lachend die Zähne. „Nur zu gern gäb' ich Euch auch in diesem Recht, lieber Herr Gevatter," antwortete er, „wie ich denn in der Hauptsache ganz eures Sinnes bin. Aber ich weiß doch nicht, ob wir klug handeln, wenn wir uns so auf die Lauer stellen. Wir sind des Rates nicht sicher, daß er uns in diesem mit rechtem Eifer beistimmt. Denn es sind Einige, die des geistlichen Amtes Ansehen gewahrt wissen wollen. Wenn sie uns aber auch zustehen, so können wir's doch nicht hindern, daß die von den alten Geschlechtern dem Sendeboten des heiligen Vaters ihre Ehrfurcht beweisen. Sie setzen sich gern mit dem Rat in Widerspruch. Dann heißt's, wir in der alten Stadt Thorn seien uneins. Auch die Gewerke werden nicht zurückzuhalten sein, zumal das große Sterben die Gemüter gar sehr zur Frömmigkeit stimmt, daß sie nach des Papstes Segen wie nach einer hilfreichen Arznei verlangen. Deshalb bin ich der Meinung, wir fragen zunächst nach der Botschaft nicht und geben dem Boten vollauf die Ehre seines Amtes. Was später unseres Amtes ist, soll darum wahrlich nicht ungetan bleiben."

Rutger von Birken knurrte verdrießlich: „Wir werden ihn nur übermütiger machen. Wie wir ihn hier an der Grenze empfangen, so wird's ein Beispiel für alle anderen Städte sein, durch die er zieht. Wer sich erst tief bückt, steht hinterher nur mühsam aufrecht."

„Auf solche mag ich mich nicht stützen," entgegnete Tileman. „Ich hoffe aber, sie verstehen's allesamt, wie's gemeint ist."

Der Rat stimmte ihm zu. Man wollte den Herrn Legaten, wenn auch nicht in corpore einholen, so doch durch eine Deputation begrüßen. Dazu wurden die vier jüngsten Ratsherrn erwählt. Tileman schickte eiligst Ambrosius mit der Weisung nach dem Fluß, das Schiff solle bei der Brücke angelegt werden, wo der Durchlaß sei, so daß man auf einem Stege hinauf und hinaus könne. Auch sei ein roter Teppich davor auszubreiten.

Dies wurde sofort ausgeführt. Indessen hatte sich auch schon die Geistlichkeit der Marien- und Johanniskirche in den Vorhallen ihrer Häuser versammelt. Dorthin zogen die Bürger mit ihren Frauen und Kindern, um sich den Prozessionen anzuschließen. Es wurden ihnen die Kirchenfahnen vorangetragen; Chorknaben schwangen Rauchfässer. Auch die Klöster der Dominikaner und Franziskaner entleerten sich. Die aus der Neustadt von St. Jacob ließen um freien Durchgang für sich und ihre Prozession bitten. Alles drängte nach dem Sigler Tor und dem Fluß zu, durch das Brückentor auf die Schiffbrücke, so daß die Stadtknechte ihre Not hatten, Ordnung zu halten.

Dort lag bereits der Weichselkahn, reich beflaggt. Der vordere Teil des Laderaumes war in eine Kajüte umgeformt worden, indem man den Raum mit aufgehängten Teppichen abgeschlossen und mit einigem Gerät ausgestattet hatte. Doch führte nur eine Leiter hinab, die nachts einzuziehen war. Herr Ludwig de Silves, ein schlanker Herr mit gelblichem Gesicht, spitzer Nase und schwarzem Haar, hatte nicht den bischöflichen Ornat angelegt, sondern trug die Hauskleidung. Doch hing an dicker goldener Kette das von köstlichen Steinen funkelnde Kreuz als Zeichen seiner Würde auf die Brust

hinab. Gegen die Unbill des unfreundlichen und kalten Novemberwetters hatte er einen mit Pelz ausgeschlagenen Mantel um die Schulter geworfen, auch eine Pelzmütze über das Käppchen gesetzt. Er saß auf dem Verdeck in einem Lehnstuhl, den der Bischof von Cujavien hergeliehen hatte. Hinter ihm war zum Schutz gegen den scharfen Wind zwischen dem Mast und den Wanten ein Segel ausgespannt. Bei ihm stand sein Kaplan Bruno von Törne, der zugleich sein öffentlicher Schreiber und auch sein Dolmetscher war, da er selbst nicht deutsch sprach, auf der anderen Seite der Frauenburger Domherr. Der Legat empfing die Deputation des Rats mit großer Herablassung, erhob sich, redete sie in lateinischer Sprache an und zeigte sich sehr erfreut, als ihm von einigen ebenso geantwortet wurde. Dann begab er sich über den Steg auf die Brücke, begrüßte die Geistlichen und die Prioren der Mönchsorden, erteilte auch dem Volk den Segen. Die Prozessionen geleiteten ihn darauf mit vielem Singen und Beten durch die Stadt nach dem Schloß, wohin der Domherr mit ihm ging. Noch denselben Tag aber reiste er weiter, von St. Jacob ausgeläutet.

Ebenso feierlich wurde er auch von der Stadt Marienburg und vom Hochmeister selbst bei seiner Ankunft dort empfangen. Er erhielt Wohnung im mittleren Hause. Sobald er sich ein wenig erfrischt, wurde er in den kleinen Remter geführt, dessen strahlenartig auf einem einzigen schlanken Pfeiler aufsteigendes Gewölbe er gebührend bewunderte, und den versammelten Gebietigern und einigen rasch berufenen Landesrittern vorgestellt. Er übergab dem Hochmeister die päpstliche Bulle, welche ihn als Legaten beglaubigte und zugleich seine Vollmacht ausdrückte. Der Hochmeister ließ sie von seinem Schreiber verlesen.

Es waren darin dem Orden schwere Vorwürfe gemacht. Er und die Prälaten hätten sich in der Verwaltung der Kirche und des Landes lässig bewiesen. Statt

die Untertanen mit väterlicher Milde zu behandeln, habe man sie früher wie jetzt mit allerlei Lasten und Beschwerden bedrückt. Daher der Verfall des Gottesdienstes, daher aus solchem bösen Regiment der Bund unter der Ritterschaft und den Städten, dessen Bestimmungen zum Teil der kirchlichen Freiheit und kaiserlichen Rechten widerstritten, woraus nun unsägliches Unheil zu besorgen. Dem Legaten war die strengste und gewissenhafteste Untersuchung alles dessen, was auf beiden Seiten verdammlich und nachteilig, und die eifrigste Sorge zur Herstellung der Ruhe und des Friedens nachdrücklich ans Herz gelegt. Er war für befugt erklärt, mit Bann und Interdikt zu strafen, selbst die Beihilfe des weltlichen Arms anzurufen.

Dieses Schreiben wurde zwar mit gebührender Ehrfurcht angehört; sein Inhalt gefiel aber den Gebietigern wenig. Denn der Papst wendete sich ebenso gegen des Ordens schlechtes Regiment, als gegen seiner Untertanen Anmaßung, und gab ihm sogar im Voraus die Rüge, sie verschuldet zu haben. Der Hochmeister, der wohl den üblen Eindruck erkannte, aber nicht unvorsichtig handeln wollte, bat den Legaten mit seinem Kaplan abzutreten, bis man sich auf eine Antwort geeinigt habe. Das geschah. Auch die Landesritter entfernten sich, da sie nur angehört, was Lande und Städte angehe und denen nicht vorzugreifen gedächten. Als nun so die Ordensherren allein waren, setzten sie sich um den Hochmeister, und dieser begann: „Liebe Brüder, was dünket euch nun zu solcher Anklage, der wir wahrlich nicht gewärtig sein konnten? Es will mir scheinen, daß der heilige Vater von falschen Leuten gar schlecht berichtet ist, sonsten er uns mit so unfreundlichen und unbilligen Worten nicht würde beschweren."

Der Großkomthur, Herr Heinrich von Richtenberg, fuhr auf: „So arg ist dem Orden noch nie von Rom

mitgespielt worden! Man merkt wohl, daß man ihn dort für schwach hält, da man ihn mit dem Lande in Streit weiß, und benutzt die günstige Gelegenheit, sich zum Richter aufzuwerfen, ohne auch nur eines oder beider Teile Anrufen abzuwarten. Wir verehren den Papst als der Kirche Oberhaupt und wollen ihm nicht wehren, auch in diesem Lande Preußen gute Ordnung des Gottesdienstes herzustellen und seine Prälaten gegen allerhand Übergriff der Bündischen in die geistliche Gewalt zu schützen. Haben wir aber mit unserm Schwert dieses Land den Heiden entrissen und der christlichen Kirche zugeführt, so sind wir deshalb doch nicht als des Landes Herren des römischen Stuhles Untertanen geworden in weltlichen Dingen, so daß wir seinen Richterspruch gehorsam hinzunehmen hätten. Was jetzt versucht wird, ist nur ein Anfang. Ducken wir da geduldig, so werden wir bald erfahren, wie man's auslegt, daß Preußen ein Lehn des heiligen Stuhles genannt wird."

„Dem stimm' ich in Allem zu," sagte der Spittler, Herr Reuß von Plauen, der von seiner Komthurei Elbing gekommen war, „will aber nicht unterlassen zu erinnern, wie ich allezeit vergeblich gemahnt habe, den Drachen der Zwietracht nicht auswachsen zu lassen, der nun sein giftgeschwollenes Haupt so hoch erhebt, daß es in Rom sichtbar wird, sondern ihm den Kopf zu zertreten und seine Giftzähne in den tiefsten Bronnen zu versenken, dann aber mit aller Kraft für des Landes Wohlfahrt zu sorgen, das solcher Plage entledigt. Nun gefällt es uns schlecht, daß der Papst uns bösen Regiments beschuldigt. Das wäre nimmer geschehen, wenn wir den Bund nicht hätten zu Kräften kommen lassen, der nun wider uns zeugt. Was ist also zu tun? Rom wird sich nicht beruhigen, es sei denn, wir beseitigen die Ursache des Zwistes selbst. Ist das unser ernstlicher Wille, so spreche ich dafür, daß wir den Herrn Legaten auf das Kirchenregiment verweisen,

in weltlichen Händeln aber seine Vermittelung ablehnen. Wollte Gott, daß es unser ernstlicher Wille wäre!"

Diese Rede dämpfte ein wenig den Eifer Richtenbergs. Statt seiner entgegnete Erdorf ablenkend: „Ich wette, dieses Süpplein hat uns der Herr Deutschmeister eingebrockt. Er ging im Zorn von hier und hat uns überall bei Kurfürsten und Fürsten verklagt. Man hat nicht einmal in Rom nötig gehabt, sonderlich die Ohren zu spitzen."

„Man rät auch noch auf einen anderen," meinte der Trappier Wilhelm von Helfenstein und knipste in die Luft.

Diese Anspielung schien allseitig verstanden zu werden. „Ihr braucht ihn nicht zu nennen," sagte Richtenberg. „Man weiß, daß Briefe nach Rom unterwegs gewesen sind. Aber was können wir von ihrem Inhalt erweisen? Meine Meinung ist, wir legen bei dem Herrn Legaten einen scharfen Protest ein, so wahren wir auf alle Fälle unser Recht."

„Ja — ja," stimmten Erdorf und Helfenstein, doch etwas zaghaft, zu.

„Nein, nein!" rief Plauen. „Rom kümmert sich nicht um Proteste. Es ist allein unseres Ordens würdig, wenn er den Richter zwischen ihm und seinen Untertanen gänzlich ablehnt. Bedenket, ihr Herren, daß dies auch der einzige Weg ist, des Landes Vertrauen wieder zu gewinnen. Unterwerfen wir uns Rom, so verlieren wir auch hier unser Ansehen."

Der Hochmeister saß währenddessen auf seinem Lehnsessel vornübergebeugt und den Kopf auf die weiße Hand gestützt. Er hatte die Augenlider wie schläfrig gesenkt, die Muskeln seines Gesichts waren unbeweglich. „Was wollt Ihr, Bruder Plauen," sagte er nun mit leiser und schlaffer Stimme. „Wir wissen, was Lande und Städte begehren. Den Richttag über ihre Herren, weltlich und

geistlich. Können wir ihnen den bewilligen? Wenn aber nicht, wie sollen wir mit ihnen hinterher zum Frieden kommen, wenn wir mit Gewalt ihren Bund gelöst haben? Und ist's denn schon so gewiß, daß sie diesen Richter nicht annehmen, nachdem wir ihn verworfen? Gerade deshalb, weil wir ihn verwerfen. Und dann? Es wäre nicht das erste Mal, daß Rom sich der angeblich Unterdrückten gegen ihre Herren annähme."

„Lassen wir's bei dem Protest bewenden," riet der Großkomthur.

„Liebe Brüder," nahm Ludwig von Erlichshausen nochmals das Wort und richtete sich dabei ein wenig auf, „es kann uns meines Bedünkens kaum von Nutzen sein, zu protestieren, wenn wir uns in der Sache selbst doch fügen, wohl aber viel Schaden bringen. Wir haben den Herrn Legaten nicht gerufen, aber er ist nun einmal hier an des heiligen Vaters Stelle. Muß es nicht den Anschein haben, daß wir eine Untersuchung scheuen, wenn wir gegen sie protestieren? Und können wir's hindern, wenn sie trotzdem erfolgt? Ein Protest wirkt aber gerade so verstimmend, wie eine Ablehnung. Sehen wir zu, liebe Brüder, daß wir eine mächtige hilfreiche Hand gewinnen gegen den Bund, den wir doch allein nicht zwingen. Jetzt können wir Landen und Städten antworten, wir wollten sie nicht bedrängen, vermöchten aber nichts gegen Rom. Protestieren wir selbst, so nehmen wir die Pflicht auf uns sie zu verteidigen, schaffen uns dort einen Feind und hier desto übermütigere Gegner. Deshalb ist meine Meinung, wir erweisen dem Herrn Legaten alle Ehre, erkennen ihn zwar nicht ausdrücklich als einen Richter in weltlichen Sachen an, antworten aber freundlich und demütig auf des heiligen Vaters Anschuldigungen, die wir doch nicht für gerecht erkennen, und suchen uns, wenn Lande und Städte hierin nur halbwegs zur Unterstützung willig sind, aus diesem Handel

zu winden, so gut es geht. Lande und Städte müssen selbst wünschen, gerade von diesem Richter unbehelligt zu bleiben, den sie der Parteilichkeit, wenn nicht für uns, so doch für die Prälaten verdächtigen. Darauf rechnet!"

Dieser weltklugen Erwägung traten der Marschall, der Trappier und die anwesenden Komthure sogleich geschmeidig bei. Richtenberg, der leicht übersah, daß er nicht durchdringen könnte, stimmte mit einigen Glossen und Vorbehalten zu. Plauen verhielt sich schweigend und wurde nicht weiter befragt. Die Geheimschreiber Johannes und Stephanus erhielten Auftrag, sofort die Antwort aufzusetzen, was denn auch Punkt nach Punkt geschah. Bei der Untersuchung, hieß es am Schluß, werde klar an Tag kommen, ob der Orden mit Recht oder Unrecht eines bösen Regiments und der Versäumlichkeit in seinen Pflichten beschuldigt werden könne.

Nun wurde Herr Ludwig de Silves wieder eingeführt und nahm die schriftliche Antwort in Empfang. Sie bedeutete ihm die Unterwerfung des Ordens unter des Papstes Machtgebot. Er mochte selbst im Stillen an solcher Willfährigkeit gezweifelt haben und war nun über diesen ersten Erfolg seiner Sendung nicht wenig froh, belobte auch den Hochmeister und seine Gebietiger wegen ihres Gehorsams und sprach die Hoffnung aus, er werde alles so befinden, wie in der Schrift angegeben. Darauf sagte er: „Hochwürdigster Herr Hochmeister, ich ersuche nun Eure Gnade, einen Tag zu setzen und auf denselben Prälaten, Gebietiger, Lande und Städte zu berufen, damit ich des heiligen Vaters Auftrag in Allem genüge."

Dies wurde versprochen und der 10. Dezember bestimmt. Der Legat reiste vorerst ab, in den Bistümern Ermland und Samland die Kirchenvisitation abzuhalten. Das Ausschreiben erging aber ins Land, man sollte vollmächtig zu Elbing erscheinen, um den Zweck der

päpstlichen Botschaft zu verhören und dem Legaten auf sein Anbringen zur Antwort zu stehen. Darüber entstand überall viel Unmut und unruhige Bewegung, zumal im Kulmerland. Jeder begriff, daß sich etwas Ernstes vorbereite. Man beschloß fast überall, den Sendeboten keine weitere Vollmacht zu geben, als die Botschaft und des Herrn Legaten Begehr anzuhören. Den Beschluß wollte man sich vorbehalten. In Thorn sagte Tileman vom Wege, wie dem Komthur hinterbracht wurde, in einer Versammlung von Bürgern und Eidechsenrittern: „Es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht ist. Will der Herr Legat des Bundes wegen mit uns teidingen, so haben wir ja wohl auch noch eine Mark oder zwei Tausend am Hofe zu Rom zu verzehren. Dann werden wohl auch offenbar werden die Sachen, warum wir zum Bunde gekommen sind!“

So fanden sich denn zum angesagten Tage zu Elbing Ritter und Knechte, große und kleine Städte vollzählig, wenn auch nicht vollmächtig ein, daß es den Bürgern nicht leicht wurde, allen Quartier zu schaffen. Von Thorn waren da Tileman vom Wege und Johann von Loë, dieser aus altem und vornehmem Stadtgeschlecht. Bevor sie um neun Uhr morgens aufs Schloß gingen, versammelten sie sich auf dem Rathause und kamen überein, wie sie sich verhalten wollten. Es erwies sich, daß sie ganz einig waren.

Die von Landen und Städten wurden in den Remter eingelassen. Dort saß schon auf einem erhöhten Sessel der Hochmeister. Zu beiden Seiten hatten die Landesbischöfe, die obersten Gebietiger und viele Komthure Platz genommen. Neben ihm auf der Erhöhung war ein Sessel frei geblieben. Dorthin wurde durch zwei Komthure der päpstliche Legat abgeholt, nachdem die Sendboten der Lande und Städte sich an den Langwänden des Gemachs aufgestellt hatten. Die Bischöfe trugen ihren geistlichen

Ornat, die Ordensbeamten den weißen Mantel mit dem Kreuz. Herr Ludwig de Silves selbst erschien in bischöflichen Gewändern, gefolgt von seinem Kaplan, der die Kapsel mit der päpstlichen Bulle trug.

Tiefstes Schweigen herrschte im Saal, als der Legat nun aufstand, sich grüßend vor der Versammlung ein wenig verneigte, die Briefe aus der Kapsel nahm und seinen Schreiber beauftragte, sie im lateinischen Originaltext und in deutscher Übersetzung zu verlesen. Das geschah darauf. Mit immer zunehmender Spannung richteten sich die Blicke der Landesritter und Ratsherren auf den fremden Priester, durch den ihnen der heilige Vater wissen ließ, es sei ihm vorgebracht worden, wie Lande und Städte unter sich eine Verschreibung und Vereinigung gemacht und die mit ihren Insiegeln befestigt hätten, in der sie sich wider den heiligen Christenglauben gesetzt. Gar finster wurden die Gesichter, als es dann weiter hieß: sollten sie solche Einung und Verschreibung nicht abtun, so hätte der Herr Legat Macht, sie Alle und Jeden besonders bannen zu lassen, Interdikte zu legen und auch die weltliche Macht über sie anzurufen. Manche Lippe zuckte und manches Auge rollte zornig, als weiter auch dem Legaten die Befugnis zugesprochen war, den Streit zwischen dem Hochmeister, seinen Prälaten und Gebietigern zum einen Teil und den Landen und Städten zum anderen Teil zu verhören, zu richten und zu entscheiden. Das klang ihnen wie Hohn und Spott ins Ohr.

Darauf erhob sich der Herr Legat und hielt eine Anrede im Latein, die also von seinem Schreiber übertragen wurde: „Allerehrwürdigster, großmächtigster Fürst, ehrwürdige Väter und Herren und auch ihr edle und vorsichtige Leute, ihr habt wohl verstanden den guten Willen unseres heiligen Vaters des Papstes und auch die barmherzigen Augen, die er auf euch und euer Land gerichtet hat, und habt auch gehört, wie Seine Heiligkeit

mir Macht gegeben hat. Deshalb lege ich euch drei Wege vor: Der erste ist der Weg der Erforschung der Sachen, der strengen Untersuchung der Wahrheit vermöge meines Amtes, der andere ist der Weg des Rechtes, einen Teil gegen den andern zu verhören, und der dritte ist der Weg der Liebe und des Vergleichs, des Friedens und der Eintracht. Erklärt, welchen von diesen drei Wegen ihr gehen wollet, den wollen wir gern zwischen euch halten."

Der Schreiber fügte hinzu: „Begehret Jemand eine Abschrift von der Bulle, wir wollen sie ihm gern geben."

Der Hochmeister dankte darauf demütig für sich und alle Anwesenden dem allerheiligsten Vater für seine väterliche Liebe, Sorge und Güte, weil er seine Boschaft in diese Lande geschickt hätte, und dem Herrn Legaten noch sonderlich für seine Mühe, Arbeit und Wohlmeinung in dieser Botschaft und in diesen Sachen und bat um eine Abschrift der Bulle mit dem Zufügen, es wolle den Herrn Legaten nicht verdrießen, wenn er zunächst mit seinen Prälaten, Gebietigern, sowie den Landen und Städten über die Antwort berate, die, so Gott wolle, gütlich ausfallen werde.

Den Sendeboten gefiel dieser Dank wenig. Sie begehrten auch für sich keine Abschrift.

Der Legat trat darauf ab.

Freundlich aber sprach der Hochmeister: „Lieben Ritter und Knechte und lieben Getreuen, ihr habt des Herrn Legaten Vorbringen vernommen, wie wir gegen unsern allerheiligsten Vater den Papst beschuldigt sind. Darum, da wir in der Bulle allesamt und ohne Ausnahme beschuldigt sind, so wäre es gut, wenn ihr uns etliche von euch zufügen wolltet, damit wir mit Eintracht Antwort von uns geben möchten. Wollet ihr aber allein und besonders antworten, so übergebet uns eure Schrift, daß wir versuchen, sie mit der unseren auszugleichen.

Nehmet eine kurze Beratung und sagt uns hierüber eure Meinung, auch welcher der drei Wege euch am Besten gefällt."

Danach trat Sander von Baisen vor und sagte mit einem giftigen Blick auf den Bischof von Ermland: „Wir mögen dem wohl danken, der uns vor unseren allerheiligsten Vater den Papst gefordert hat, und Gott wolle es ihm auch danken und nimmermehr vergeben!"

Franziskus tat aber, als wüßte er nicht, wer gemeint sei, und verhielt sich schweigend.

Nun nahm der Ritter Hans von Czegenberg Namens der Stände das Wort und sagte: „Lieber gnädiger Herr, wir bitten Eure Gnade und rufen unsern gnädigen Herrn an, uns zu beschirmen und also zu stellen, daß wir von dem Herrn Legaten mögen ungedrungen bleiben. Wir begehren von Eurer Gnade zu wissen, ob Eure Gnade gegen eure getreuen Lande und Städte eine Klage habe. Auch bitten wir Eure Gnade, ob die weiß, wer uns also unserm heiligen Vater angegeben hat, daß Eure Gnade uns das auch wolle wissen lassen. Es ist uns nicht anders bewußt, als daß wir gute Christen sind, und ist uns beschwerlich, solche Beschuldigung zu hören. Deshalb nun wissen wir nicht, ob wir dem Herrn Legaten antworten sollen, oder nicht, denn wie wir vernommen haben, vermeinet er sich Kläger zu sein und darzu auch Richter."

Tileman vom Wege aber, der unter den vordersten stand, hielt sich nicht länger zurück und rief: „Der Herr Legat sollte lieber die Ungläubigen und Juden und andere böse Christen in seinem Lande Portugal besuchen! Deren gibt's da viele und nicht in diesem Lande. Hier soll er, so Gott will, solche böse und Unchristenleute nicht finden, wie in seinen Landen."

Da sahen die Gebietiger einander an und nickten wohl auch heimlich. Der Hochmeister aber suchte zu beruhigen und kam wieder auf seinen Vorschlag einer gemein-

samen Antwort zurück. Lande und Städte wollten sich jedoch auf nichts einlassen und nahmen für jetzt ihren Abschied.

Nach zwei Tagen kamen sie wieder vor, nachdem sie die Sachen fleißig beraten hatten, und ließen sich durch ihren Sprecher so vernehmen: „Gnädiger lieber Herr, Lande und Städte begehren von Eurer Gnade zu wissen, ob Eure Gnade irgendwelche Schelung oder Gebrechen mit ihnen habe. Gnädiger lieber Herr, da wir Euer Gnaden Mannen geworden sind, da hat Eure Gnade wohl gewußt, daß wir solche Einung und Verschreibung gegen Gewalt unter uns gemacht haben mit Mitwissen eures Vorfahrs Paul von Rußdorf seligen Gedächtnisses; und Eure Gnade hat uns doch zugesagt und gelobt bei der Huldigung, uns bei unsern Privilegien, Freiheiten und Rechten zu lassen. Prälaten und Gebietiger haben damals um den Bund gewußt und haben anerkannt, daß er Gottes Wort gemäß und redlich wäre und der heilige Geist bei solcher Einung gewesen sei. Deshalb ist es nun Eurer Gnaden Schuldigkeit, uns vor dieser Bedrängnis durch den Herrn Legaten zu bewahren. Sollte das nicht geschehen, so besorgen wir, daß dem Papst, dem Kaiser, den Kurfürsten und andern offenbar von uns vorgebracht werden müßte, welche Not uns zu solcher Einung und Verschreibung gegen Gewalt gedrängt, so ungern wir's taten. Zu irgend welcher weiteren Verhandlung haben wir keinen Befehl von den Unsern und müssen das erst wieder heim zu ihnen bringen."

So meinten sie ihn nun zu nötigen, sich über den Hauptpunkt zu erklären. Der Hochmeister aber, der wohl merkte, wie sie ausweichen wollten, fuhr zornig auf und antwortete: „Mit Nichten besteht euer Bund, wie ihr sagt. Zwar hat Herr Paul von Rußdorf von ihm gewußt, aber auch durch seinen Großkomthur und Kanzler verboten, ihn abzuschließen. Mit Nichten haben die

Herren Prälaten ihn göttlich und redlich genannt. Habt ihr Klagen, weshalb er geschlossen worden, so haben wir dem andere Sachen entgegenzustellen, die wahrlich nicht leichter wiegen. Nun wisset ihr wohl, daß wir und unsere Prälaten geistliche Fürsten sind und unsere Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten im meisten Teile von dem päpstlichen Stuhle haben. Darum ist es uns unmöglich, euch gegen desselben Macht zu verantworten, unterwerfen uns vielmehr demütiglich mit solcher Antwort, daß uns jeder der drei Wege genehm sei, und raten euch, ebenfalls mit dem Herrn Legaten nach Schuldigkeit zu verhandeln, andernfalls aber ihn selbst um Urlaub zu bitten, denn wir euch hierin nicht vertreten können."

Davon wollten jedoch Lande und Städte nichts hören, berieten wieder auf dem Rathause und forderten beharrlich eine andere Tagfahrt, da sie weiter keine Vollmacht hätten. Die Abgesandten der kleinen Städte, denen die Zehrung ausging, wurden schwierig und kamen bei den großen ein, daß sie nach Hause entlassen würden. Der Thorner Bürgermeister mahnte überall zu einträchtigem Zusammenhalten. „Stecken wir den Kopf in die Schlinge," sagte er, „so mögen wir zusehen, wie wir ihn wieder herausziehen. Wir dürfen es mit Niemand zu tun haben wollen als mit dem Herrn Hochmeister, der unser Landesfürst ist." Im Stillen freute er sich, daß diesem aus der Sache große Verlegenheit erwuchs; gab er dem Legaten allzusehr nach, so verdarb er's mit dem Lande gänzlich; widersprach er ihm aber, so würde er ihn gegen den Orden erzürnen. Endlich mußte Herr Ludwig von Erlichshausen sich doch entschließen, die Vermittelung zu übernehmen.

Er ließ den Legaten bitten, eine andere Tagfahrt zu genehmigen. Der aber war längst schon ungeduldig geworden über der Stände Zögerung und antwortete sehr ungnädig,

sie wollten nur Ausflüchte machen und bewiesen ihren Ungehorsam gegen die Kirche. Er schickte seinen Kaplan Bruno in die Versammlung und befahl bei den in der Bulle vorgesehenen Pönen, Niemand sollte von dannen ziehen, bevor die Antwort gegeben, daß sie ihm auch den Bundesbrief aushändigten, damit er erkenne, was darin göttlich und möglich, und das andere abtue. Die Sendeboten verharrten jedoch in Schweigen. Dem Hochmeister warf der Legat in seinem Übermut vor, daß er Lande und Städte in ihrem frevelhaften Ungehorsam bestärke, und forderte ihn als den Handhaber des weltlichen Schwertes in diesen Landen ernstlich zum Gebrauch desselben auf.

Es war doch schon gewiß, daß die Stände nicht nachgeben würden. Sie versprachen aber feierlich, auf nächster Tagfahrt mit ganzer Vollmacht zu erscheinen. Daraufhin verstand sich denn endlich auf des Hochmeisters Bitten der Bischof von Ermland dazu, beim Herrn Legaten eine Frist nachzusuchen. „Ihr kennt nicht dieses Landes Art, ehrwürdigster Bruder," sagte dieser ihm klug einlenkend, „und schadet unserer Sache durch zu großen Eifer. Was haben wir denn auch für einen Gewinn, wenn wir Lande und Städte nötigen, etwas zu bewilligen, wozu sie keine Vollmacht haben? Sie werden es als erzwungen widerrufen. Zu einer gütlichen Antwort später scheinen sie aber willig zu sein. Ihr sehet wohl, wie die Sachen hier auf einer Nadel Spitze stehen. Wollet es dem Herrn Hochmeister nicht verargen, wenn er seinen Untersassen eine billige Forderung nicht schroff abschlagen und somit ihr Vertrauen für alle Zeit einbüßen will. Gebet im Kleinen nach, um im Großen zu gewinnen."

Herr Ludwig de Silves verzog das Gesicht zu einem bitteren Lächeln. „Ihr tut nicht gut," entgegnete er, „ihnen hierin beizustehen. Zu großer Betrübnis muß ich erkennen, daß man mir mein Amt allseits zu erschweren

trachtet. Es war des heiligen Vaters Meinung, daß ich in längstens vier Monden von dieser Legation wieder in Rom eintreffen würde. Nun sind schon drei vergangen seit seiner Bevollmächtigung, sechsundzwanzig Tage, seit ich dieses Landes Grenzen überschritt, und nun will man mich noch weiter hinhalten, ob ich eine Antwort bekommen soll oder nicht. Der Herr Hochmeister und seine Gebietiger haben viel gute und freundliche Worte. Daß sie aber, wenn's Not tut, mit Strenge dem Ungehorsam und der Verachtung des päpstlichen Stuhles wahren, das merk' ich nicht. Sie hätten wohl gern den Dorn aus ihrem Fleische, möchten ihn aber ausgezogen haben, ohne daß es schmerzt. Ich fürchte, die Wunde schwärt immer heftiger, und zuletzt wird das Messer zu einem tiefen Schnitt angesetzt werden müssen. Nun find' ich auch einen Diener der heiligen Kirche bei den Saumseligen — das ist mir das Beschwerlichste von allem."

„Vergesset nicht, hochwürdigster Herr Bruder," antwortete Franziskus achselzuckend, „daß die heilige Kirche hier in Preußen, wie der Orden, Land und Leute zu verlieren hat. Schon ist ein böses Wort gefallen: die Bündischen haben des Kaisers und der Kurfürsten gedacht, vor denen sie im Notfall ihre Sache gegen den Orden führen wollen. Nun ist Euch aber bekannt, daß der Orden sein Recht zu dieser Herrschaft ebenso von kaiserlichen, als von päpstlichen Briefen herleitet. Deshalb könnte Kaiser Friedrich kaum anders, als der Stände Klage annehmen. Dann aber erhebt sich zugleich der Streit zwischen dem päpstlichen und kaiserlichen Stuhl um das Richteramt und beider Ansehen wird schwer gefährdet. Das muß vermieden werden. Darum ist meine Meinung, die Kirche dürfe es zu solchem Anrufen einer anderen Macht gar nicht kommen lassen, sondern handele klug, so weit nachzugeben, daß sie sich unter allen Umständen den Spruch wahrt. Brecht Ihr jetzt ab, da der

eine Teil doch nur Aufschub erbittet, so wundert Euch nicht, wenn der andere zaghaft wird, für Euch Gewalt einzusetzen. Denn so mächtig Rom ist, so scheint doch auch der Kaiser kein verächtlicher Bundesgenosse."

De Silves kniff die Lippe. Er erinnerte sich, daß er auf der Reise nach Preußen beim Kaiser in Wien angesprochen war, um ihn zu gleichzeitigem Vorgehen zu vermögen, aber eine höfliche Abweisung erfahren hatte. Es schien dort verletzt zu haben, daß der Hochmeister noch nicht einmal seine Wahl förmlich angezeigt. Man wolle sich ohne beider Teile Anrufen in die Sache nicht einmischen, hatte es geheißen. Offenbar sah man's in Wien gern, wenn der Legat sich die Finger verbrannte. Um so mehr war es ein Ehrenpunkt geworden, auf irgend eine Weise den Frieden zustande zu bringen und so die päpstliche Autorität zu wahren. So trat denn der Legat seufzend einen Schritt zurück und willigte in die Vertagung bis nach dem Weihnachtsfest. Indessen sollte die päpstliche Bulle von allen Kanzeln verlesen und den Leuten klar ausgelegt werden.

So zogen denn die Sendeboten von der Pön befreit aber doch gar bekümmerten Herzens in ihre Heimat. Ein Ausweichen schien nicht mehr möglich: jetzt mußte der Bund verteidigt oder aufgegeben werden; sie durften nicht nach Elbing zurückkehren ohne ganze Vollmacht.

Zweites Kapitel.

Die Väter.

Auch Bartholomäus Blume war in Elbing. Der Hochmeister selbst hatte gewünscht, daß er nicht fehle, und der Bund besaß keine Handhabe, ihn von der Tagfahrt auszuschließen, zu der jener berief. Er war auch das eine und andere Mal allein zu Schloß geladen worden, um den Hochmeister freundschaftlich zu beraten, wie der Leute Stimmung sei, und ihm vornehmlich hatten die Stände es zu danken, wenn der hohe Herr in letzter Stunde gelindere Saiten aufzog und für sie beim Legaten vermittelte. „Es wird zwar geschehen," sagte er ihm, „was diejenigen wollen, die auch jetzt hier das Wort führen; aber sie selbst wünschen für alle Fälle gedeckt zu sein, daß man ihnen willfahrt. Woher sollten sie auch die Macht nehmen, dem Herrn Legaten zu- oder abzusagen? Mich selbst — ich sag's offen — bekümmert's nicht weniger, als die andern, daß wir uns vor ihm verantworten sollen."

Er sah sich von den Sendeboten der großen Städte und von den Eidechsenrittern gemieden, die ihn doch früher gern an sich gezogen hatten, aber unter den Bürgermeistern der kleinen Städte und den weniger hitzigen Landesrittern hatte er noch immer viel heimlichen Anhang. Es war vielen doch bedenklich geworden, ob

man den Bund wider des römischen Stuhles Verbot werde halten können; sie wären gerne auf erträgliche Bedingungen mit der Herrschaft zum Frieden gekommen. Schon die häufigen Tagfahrten mit ihren unvermeidlichen Kosten waren ihnen beschwerlich. Bartholomäus Blume meinte sie ermutigen zu müssen und forderte mit den Gleichgesinnten von Neustadt-Thorn und Konitz in großer Versammlung der Prälaten, Gebietiger und Stände vor dem Hochmeister feierlich die Siegel vom Bundesbrief zurück, ließ darüber auch von einem Notar Protest aufsetzen zu Jedermanns Kenntnis. Freilich trat auch jetzt niemand weiter öffentlich zu ihm über, aber Tileman vom Wege, der am liebsten sogleich dem Legaten heimgeleuchtet hätte, merkte doch, wie sehr Vorsicht geboten war. Blume schien ihm der gefährlichste Gegner, weil er ihn für den ehrlichsten halten mußte.

Die beiden Männer hatten in Elbing keinen Verkehr mit einander gehabt. Es war nicht Tilemans Art, schonend zu verfahren, und so hatte auch Blume auf früheren Tagfahrten manches harte und derbe Wort von ihm hören müssen, wie er ihn denn unter anderm einen Judas genannt und nach den Silberlingen gefragt, die er aus des Treßlers Kasten erhalten. Jetzt begnügte er sich damit, ihn unbeachtet zu lassen, und selbst da, wo Blume recht empfindlich seinen Einfluß bei den kleinen Städten kreuzte, hielt er an sich und sprach von ihm nicht verächtlich. Blume seinerseits grüßte ihn ehrerbietig, so oft er ihm begegnete, und suchte ihm auch bei den oft stürmischen Verhandlungen auf dem Rathause zu beweisen, daß nur die Sache sie trennte. Es kam ihm nicht aus den Sinn, daß Jost seines Kindes Herz gewonnen hatte. Erschweren wollte er ihm wenigsten nicht durch sein persönliches Verhalten das Bemühen, den starren Mann seinem Wunsche freundlich zu stimmen.

Ob Jost schon gesprochen hatte? In Marienburg

hatte er sich jedenfalls seit jenem Herbstabend nicht mehr blicken lassen; auch war keine briefliche Nachricht von ihm in des Bürgermeisters Haus gelangt. So viel war also gewiß, daß er noch nichts Erfreuliches melden konnte. Tileman hatte ihn nach Elbing nicht mitgebracht. Einmal beim Spättrunk im Artushof hörte Blume ihn zu einem Nachbar, dem Danziger Reinhard Ridderhof, sagen, er habe seinen Sohn, da er zu Hause nichts Gutes täte, schon vor Wochen nach Warschau geschickt; er solle dort Holz und Getreide kaufen, sich auch gelegentlich bei Hofe vorstellen und einen Tanz mit dem jungen Fräulein der Königin wagen. „Das wird ihm allerhand dumme Gedanken aus dem Kopf bringen," setzte er so laut hinzu, daß Blume überzeugt sein mußte, es sei auch für ihn gesagt, der auf der Bank hinter ihm saß. Daraus meinte dieser denn seinen Schluß ziehen zu können. Aber ein Mehreres erfuhr er nicht.

In den letzten Tagen war nach scharfem Frostwetter viel Schnee gefallen. Er lag fußhoch auf den Rinnen zwischen den Häusern und war zuletzt auch auf den Spitzdächern haften geblieben, jede Luke wie mit einer weißen Haube deckend, auf der vorn die Eisenstange mit der Kugel oder dem Kreuz oder dem Blechfähnlein wie eine Schmucknadel vorsteckte. Der Schnee lag auch auf den hochragenden Dächern der Kirchen und des Rathauses, die nun gegen das Hellgrau des Himmels kaum zu unterscheiden waren, auf den Steingesimsen über den Türen der Patrizierhäuser und auf den Podesten vor denselben. So reichlich war er gefallen, daß er auch auf den Straßen nicht niedergetreten werden konnte, sondern nur schmale tiefeingesenkte Fußstege die Treppen hinab, an den Häusern entlang und an den Kreuzungsstellen querüber führten. Sie waren mit der Schaufel ausgehoben und der Schnee türmte sich nun zu beiden Seiten wie ein kleiner Wall. Wehe, wenn rasches Tau=

wetter eintrat! Jetzt aber schien ein solcher Umschlag nicht befürchtet werden zu müssen, da wieder gelinder Frost herrschte. Man hoffte, der Schnee werde in das neue Jahr hinein liegen bleiben und freute sich dessen wegen der guten Schlittbahn, die immer rege Zufuhr vom Lande und aus den Wäldern brachte.

An dem Tage, an welchem der Herr Hochmeister die Stände entließ, fuhren bei der Herberge, in der Bartholomäus Blume Quartier genommen hatte, dicht hintereinander zwei Schlitten im Hof auf. In dem einen, geräumigeren, saß auf dem hinteren Sitz eine ganz in Pelze gehüllte alte Frau; Marcus Blume lenkte die feurigen Rosse. Der andere, mit den schlechteren Arbeitspferden bespannte war leer und wurde von einem Knecht geführt. Blume hatte nach Hause gemeldet, daß die Tagfahrt zu Ende gehe und für seine Abholung gesorgt werden solle. Nun wunderte er sich doch, als sein Sohn und die alte Wirtschafterin vom Gütchen bei ihm eintraten. „Was gibt's denn," fragte er, „sollen in Elbing Einkäufe gemacht werden? Dazu wird der Rest meines Zehrgeldes schwerlich zureichen. Ich war auf so langes Ausbleiben nicht gefaßt und bleibe vielleicht gar meinem Wirt noch ein Weniges schuldig."

„So ist's nicht gemeint," antwortete Marcus, im Stübchen herumtrappend, um sich die Füße zu erwärmen. „Ich will mit der alten Trine noch weiter — viel weiter. Könnt Ihr's nicht erraten, Vater?"

„Wie sollt' ich?" stutzte der, und merkte doch schon etwas.

„Die Mutter schickt mich," fuhr Marcus lächelnd fort. „Sie meint, es sei jetzt wohl an der Zeit, die Reise nach Heilsberg und in den großen Wald hinein zu wagen, um das Waldfräulein abzuholen — wenn's mitzukommen Lust hat und Urlaub erhält."

„Die Mutter schickt Dich," wiederholte der Alte mit befriedigtem Kopfnicken. „Ja, das ist ein anderes. Sie schickt Dich. Dann wird's wohl auch gut sein." Frau Christine zu drängen, wäre, wie er sie kannte, sehr unklug gewesen. Nun sah er, daß sie die Sache in Gedanken behalten und die Entscheidung nach seinem Wunsch getroffen. Es war ihm jetzt auch kein Zweifel, daß sie gern tat, was sie tat, und dem fremden Kinde wie dem eigenen eine gute Mutter zu sein redlich bemüht sein würde.

„Die Wirtschafterin soll mich begleiten," fuhr Marcus fort, „da Frau Regina doch wohl Bedenken haben möchte, mir allein Ursula anzuvertrauen, obgleich . . . Sie könnte ganz ruhig sein."

„Die Mutter wird das wohl überlegt haben," bemerkte Blume.

„Für Euch, Vater, hat sie den Knecht mit einem zweiten Schlitten geschickt."

„Es ist gut. Er soll vorläufig ausspannen. Aber ich fahre noch heut'."

„Und soll ich kein Schreiben an die Waldfrau mitbekommen? Die Mutter meinte —"

„Sie hat Recht. Wie kann sonst Frau Regina wissen . . .? Sie hat ganz Recht. Es kann sein, daß ihr der Herr Hochmeister schon geschrieben hat, damit sie vorbereitet sein möge. Aber das wäre doch nicht genug. Hm — hm —! Das beste scheint, wir gehen sogleich zusammen aufs Schloß und lassen uns bei dem gnädigen Herrn melden."

Das geschah denn auch. Bartholomäus Blume stellte seinen Sohn vor, nannte den Zweck seiner Reise und bat um ein Begleitschreiben für ihn. Der Hochmeister zeigte sich sehr erfreut, klopfte Marcus die Wange und versprach, den Brief sogleich aufzusetzen. Es dauerte eine gute Stunde, bis er damit fertig war, denn er hatte

wenig Übung im Schreiben und wollte seinen Schreiber nicht zuziehen. Die beiden Blume warteten indessen im Vorzimmer, wohin er für sie eine Kanne Wein hatte stellen lassen.

Dann wurden sie wieder hereingerufen, und der Herr Hochmeister siegelte in ihrer Gegenwart mit seinem großen Ringe das Wachs. „Gott gebe, daß Ihr merklichen Erfolg habt,“ sagte er zu Marcus, der seine Hand küßte und den Brief sorgsam im Futter des Wamses verwahrte. „Einen vertrausameren Boten und Reisemarschall hätt' ich freilich nicht finden können.“ Er drohte mit dem Finger. „Bringt Euch nur selbst heil wieder heim.“

„An so etwas denkt unser Marcus nicht,“ versicherte der Bürgermeister gutgläubig. „Sonst wär's auch gefährlich, das schöne Fräulein ins Haus zu nehmen. Er ist von ruhiger Art und wohlbedacht. Ich hoffe, Eure Gnade soll ihn so auch bei anderen Diensten kennen lernen.“

Marcus errötete bis zur Stirn hinauf und nestelte geschäftig sein Wams wieder zu. Der Hochmeister meinte, es sei des Lobes wegen und sagte lächelnd: „Auf solche Empfehlung will ich Euch jederzeit gern annehmen. Ich wollte, unser Orden hätte viele solche Freunde wie euren Vater. Aber“ — setzte er mit einem Seufzer zu Blume gewendet hinzu: „man gönnt mir wenig Freude. Sind wir bei dieser Tagfahrt noch so leidlich auseinandergekommen, so hab' ich doch wenig Hoffnung, daß die nächste gut endet. Ich sag's Euch aber im Vertrauen: der Herr Legat läßt nicht mit sich spaßen. Uns selbst kommt er wenig genehm. Wenn Lande und Städte ihren Vorteil verstehen, so wählen sie den dritten Weg, den er vorgeschlagen. Sprechet zum Guten, wo Ihr könnt, lieber Getreuer.“ Er entließ sie mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen in Marienburg!“

Bald darauf verließen Vater und Sohn die Stadt durch die entgegengesetzten Tore.

Die Schlittbahn war noch nicht fest eingefahren. Bei jedem Schritt wühlten die Pferde den losen Schnee auf und warfen ihn dem Knecht ins Gesicht und über die Pelzdecke, die Blume eng um Leib und Brust gezogen hatte. Vor dem Kruge zu Altfelde sah er einen Gaul angebunden, der hinten am Sattel einen Mantelsack trug und müde den Kopf hängen ließ. Der Reiter mochte hier des beschwerlichen Weges wegen Rast gemacht haben. Auch der Knecht sah sich um, ob er einen Befehl erhalten werde, anzuhalten. Aber Blume sagte: „Fahr' langsam zu, in einer Stunde können wir zu Hause sein. Es ist besser, wenn deine Pferde sich in ihrem Stall ausdampfen."

Nach einer Weile vernahm er ein Schnaufen hinter sich. „Halloh!" rief die rauhe Stimme eines Mannes, „wartet ein wenig und nehmt mich mit. Das Reiten durch den Schnee ermüdet den Gaul über die Maßen, und ich möcht' heute noch Dirschau erreichen. Ihr habt wohl auf eurem Schlitten noch einen Platz frei. Nehmt mich auf."

Blume gab dem Knecht einen Schlag auf die Schulter und rief: „Halt an!" Er hatte in dem Reiter Tileman vom Wege erkannt und war nicht wenig verwundert, von ihm angesprochen zu werden. „Grüß Gott, Herr Tileman," sagte er, schnell zur Seite rückend und die Pelzdecke lockernd. „Ihr reitet nicht gerade den nächsten Weg nach Thorn. Hätt' nicht erwartet, Euch hier zu begegnen. Steigt seitwärts auf die Schlittenkufe ab, so braucht Ihr nicht in den tiefen Schnee zu treten. Er erkältet Euch den Fuß, wenn er nachher unter der warmen Decke schmilzt."

„Und macht Euch die Decke naß," antwortete der Thorner grinsend. Er tat aber, wie ihm geraten war,

und warf den Zügel dem Knecht zu, der ihn, auf der Deichsel einen Schritt vortretend, in den Halsriemen seines linken Pferdes einband, worauf er sich wieder zurechtsetzte und die Peitsche schwang.

„Ich will vorerst nach Dirschau, wie Ihr schon hörtet," sagte Tileman, nachdem er sich's auf dem Hintersitz nach Möglichkeit bequem gemacht, „und von da nach Danzig, mit dem Rat zu verhandeln, was weiter geschehen soll. Reimandus Nidderhof und Hans Meideborg sind schon voraus. Hätt' sonst wohl mit ihnen reiten können, hab' aber unterwegs noch Geschäfte — vielleicht auch in Marienburg. Wollt' sie deshalb nicht aufhalten."

„So kehrt freundlich bei mir ein," bat Blume. „Ich hätt' Euch in Elbing nicht das Zumuten gestellt, wär' ich auch von eurem Plan unterrichtet gewesen. Da Ihr aber mich hier auf der Landstraße selbst angerufen habt und den Platz im Schlitten neben mir nicht verschmäht . . ."

„Es kann sein, daß ich Euch auch ohnedies in Marienburg aufgesucht hätte," knurrte Tileman. „Eigentlich war's meine Absicht, auf der Hinreise den Umweg über eure Stadt zu nehmen, aber die Eidechsen hielten mich zu lange in Rheden auf, wo sie vor der Tagfahrt in großer Zahl berieten. Dann war's zu spät. Es tut mir leid, Barthel. Wer weiß . . . vielleicht hätt' ich Euch noch rechtzeitig von der Torheit abgebracht, in Elbing Landen und Städten öffentlich ins Gesicht zu schlagen. Nun ist's geschehen und wird viel Mühe kosten, ein gutes Einvernehmen wieder herzustellen."

„Warum verweigertet Ihr uns die Herausgabe der Siegel?"

„Weil wir einen ewigen Bund geschlossen und sie daran gehängt haben. Es steht in keines Gliedes Belieben, sich vom gemeinsamen Körper zu trennen."

„Das muß ich bestreiten. Wir sind frei zum Bunde getreten und treten frei auch wieder ab."

„Unsere Meinung ist das nicht, und war früher unter dem alten Hochmeister auch nicht die eure. Entsinnt Euch der Reden, die wir deshalb geführt."

„Die Dinge lagen damals anders."

„Ich wüßte wahrlich nicht! Es ist seitdem kein anderes Recht in die Welt gekommen."

„Jeder legt's in seiner Weise aus."

„Aber wie die Mehrheit es auslegt, so gilt es."

„In den Gerichten! Für solche Händel ist noch kein Gericht gesetzt."

„Der Bund ist ein Gericht über alle seine Glieder!"

„Nicht in dem einen, ob sie ihm angehören wollen oder nicht."

„In diesem vornehmlich. Aber wie dem sei — er hat die Macht und ist entschlossen, davon Gebrauch zu machen."

„So müssen wir's leiden, was auch geschehe."

„Ihr handelt unklug, Barthel. Bedenkt, daß ihr Marienburger in diesem Fall gegen uns sein müßt, wenn ihr nicht mit uns seid. Der Orden kann euch nicht schützen und ihr seid zu schwach, ihm zu helfen."

„Gott wolle geben, daß wir unsere Kräfte nicht im Kampfe zu messen haben."

„Ja — Gott wolle geben. Wenn aber Unverstand und Hartnäckigkeit auf der andern Seite . . ." Der Schnee, den die Pferde aufwarfen, flog Tileman ins Gesicht und blieb in seinem struppigen Bart hängen, sodaß ihm im Augenblick der Mund geschlossen war. Er zog den Pelzhandschuh ab, um sich zu säubern. „Sprechen wir davon weiter, wenn wir am warmen Ofen sitzen," sagte er; „hier hat man alle Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß man von den Schneekugeln nicht getroffen wird. Auch fahren wir scharf gegen den Wind, und ich muß sorgen, daß ich nicht eine heisere Kehle nach Danzig mitbringe. Ich hoff' Euch noch zu bekehren."

Blume hatte keine Neigung, auf dieses letzte zu antworten. Er dachte bei sich, das werde schwerlich geschehen können; er dachte aber auch noch manches andere, was er nicht aussprechen mochte, so vornehmlich, was wohl Herrn Tileman vom Wege bewogen, sich zu ihm in den Schlitten zu setzen und ein solches Gespräch anzufangen und seine Bekehrung in Aussicht zu nehmen, da der Protest sie doch anscheinend ganz und für alle Zeit auseinander gebracht hatte. Es lohnte schon, sich darüber ein wenig den Kopf zu zerbrechen: der Grund mußte ein ganz absonderlicher sein. Er meinte ihn beinahe erraten zu können; es wurde ihm aber ängstlich zu Mut, wenn er der Spur nachging, und er kehrte immer wieder lieber um.

„Vorwärts, Jochem!“ rief er dem Knecht zu, „schlaf' nicht ein!“ Bei Tileman entschuldigte er die Pferde. Sie seien aus dem Arbeitsgespann, kräftig und ausdauernd, aber nicht flink. „Marcus ist mit den beiden Braunen unterwegs nach . . .“ Es war, als ob ihm der Wind den Schluß vom Munde weggeblasen hätte.

Der Thorner erkundigte sich nach Marcus und nach Frau Christine und nach Magdalene, immer in längeren Pausen und mit knappen Worten, und Blume antwortete jedesmal mit einem freundlichen Dank, aber wenig eingehend. Es war nur, daß die Unterhaltung nicht ganz stockte. Zu lange dauerte auch die Fahrt nicht mehr. Schon kamen die Türmchen auf der Mauer nah in Sicht und bald kratzte der Schlitten über das Pflaster unterm Tor, das der Schnee nicht getroffen hatte. Bald hielt er vor des Bürgermeisters Hause.

Tileman vom Wege ließ sich gar nicht erst bitten einzutreten. Das Schellengeläute hatte Magdalene ans Fenster gelockt. Sie mußte wohl etwas sehr Merkwürdiges zu melden gehabt haben, denn gleich darauf erschien auch

Frau Christine und blickte ihr über die Schulter, bis die beiden Männer unter die Laube getreten waren.

„Einen schönen guten Tag," rief Blume in das Stübchen hinein. „Und seht einmal, welchen Gast ich mitbringe." Er schob den Thorner Bürgermeister vor.

„Verzeiht, werte Frau," sagte Tileman, ihr die Hand reichend, „daß ich's wage, so unangemeldet bei Euch einzubrechen, wollt' aber doch nicht an eurem Hause, in dem ich sonst viel Freundschaft erfahren, vorüber, ohn' Euch einen Gruß zu bieten. Euer Mann treib's freilich jetzt arg, wird mich doch aber hoffentlich bei Euch nicht so schwer verlästert haben, daß Ihr nichts mehr von mir wissen mögt, das wäre mir leid."

„Legt ab," bat Frau Christine mit ihrem holdesten Lächeln, „und laßt es Euch bei uns wohl sein. Es ist uns allemal eine große Ehre, wenn Herr Tileman vom Wege uns seinen Besuch schenkt; Ihr dürft aber auch glauben, daß die Freude darüber ebenso groß ist. Von der Männer Streit wissen wir Weibsleute wenig; ich hoffe, sie vergessen ihn auch selbst zu Zeiten."

Sie nahm ihm den Pelzrock und die Handschuhe ab und rief der Magd zu, das Essen zu bereiten, vorerst aber eine Kanne Warmbier auf den Tisch zu stellen. Im Stillen überlegte sie schon, was sie etwa noch in der Vorratskammer hätte, die Tafel stattlicher einzurichten. Als eine kluge Frau hatte sie's gleich begriffen, daß es etwas zu bedeuten haben müßte, wenn der Thorner Bürgermeister sich ins Haus einführte, das er so lange gemieden. Die gastlichste Aufnahme war ihm diesmal gewiß.

Auch Magdalene durchzuckte es freudig, als Herr Tileman nun zu ihr trat und viel vertraulicher, als es sonst seine Art gewesen war, ihr die gerötete Wange klopfte. „Ei — ei!" sagte er schmunzelnd, „wie schön Ihr in diesem letzten Jahr geworden seid, Jungfrau! Es ist meinen alten Augen ein rechtes Labsal, Euch zu sehen."

Er drehte sie an den Schultern herum. „Die blonden Zöpfe sind noch gut zwei Handbreit länger ausgewachsen, und schlank seid Ihr geworden, daß man Euch meint umspannen zu können. Werdet nur nicht gar zu luftig!“

Solche Schmeichelei hatte er ihr noch nie gesagt. War sie vorher schon rot, so wallte ihr nun erst recht das Blut durch die Adern. Jost hat gesprochen, dachte sie bei sich, und er ist uns nicht entgegen. Sie bückte sich, ihm die Hand zu küssen, aber er ließ es nicht zu. Ihr zitterten die Kniee. „Das Mädel ist frisch und gesund,“ sagte Blume, „und dabei, wollt' ich, möcht's bleiben.“

Frau Christine schlug ein Kreuz. „Unverrufen,“ fügte sie hinzu. „Das Gesicht ist nicht immer so rosig, wie gerade jetzt, da Ihr sie so gütig beschämt. Manchmal sieht sie recht bleich aus und läßt den Kopf hängen wie ein Schneeglöckchen. Dann hab' ich meine liebe Mühe, sie zu erheitern.“

„Mutter —!“ schalt Magdalene.

Herr Tileman aber lachte. „Wer weiß, was sie zu solcher Zeit im Sinne hat? Ich hab' mir sagen lassen, bei jungen Mädchen sitzt der Kopf nahe dem Herzen — ha, ha, ha!“

Magdalene versteckte sich hinter ihrer Mutter. „Komm, komm,“ sagte Frau Christine, „und hilf mir in der Wirtschaft. Der Herr Gevatter weiß allzu gut Bescheid.“

Auf die Tafel wurde auch eine Flasche Rheinischer Wein gestellt, wie nur bei den feierlichsten Gelegenheiten. Es gab eine Biersuppe, Hammelfleisch mit Klößen, Schinken mit Backobst und zum Nachtisch eine süße und gewürzige Krude, die eiligst vom Ratsapotheker geholt war, der solches Backwerk zum Verkauf fertigte. Das Gespräch hielt sich von den politischen Streitpunkten möglichst fern. Frau Christine teilte mit, was sich Neues „bei Hofe“ ereignet hatte, so wenig es auch war, und der Gast erzählte von den winterlichen Vergnüglichkeiten in Thorn

und in was für absonderlichen Moden die polnischen Edelfrauen und Fräulein erschienen seien. Er war auch vor nicht langer Zeit auf einem Hansatage zu Lübeck gewesen, allerhand schlimme Händel zu vergleichen. Man hörte gern zu, wie es in der freien Reichsstadt an der Ostsee zuging, um deren Gunst sich viel Fürsten und Herren bemühten. Die großen Städte in Preußen gehörten zur Hansa, und der Orden förderte gern ihre Handelsinteressen schon des eigenen Nutzens wegen. „Die Lübecker neiden schon den Danzigern den Verdienst," sagte er, „aber die lassen sich nicht mehr ducken. Wir haben selbst unsere liebe Not mit ihnen, daß sie uns nicht über den Kopf wachsen."

„Da seht Ihr's," bemerkte Bartholomäus, „wie gute Frucht den Städten das einträchtige Handeln mit dem Orden bringt."

Der Thorner warf das Kinn auf. „Da wäscht eine Hand die andere. Warum sollen wir da draußen nicht freundschaftlich zusammengehen, so lange eine solche Stärkung beiden Teilen dienlich ist? Dort läßt uns der Herr Hochmeister gern die Führung. Stützen wir uns auf sein Schwert, so entgeht ihm doch der klingende Lohn nicht. Ihr hier in Marienburg, denk' ich, wißt am Besten, welche Vorräte von Getreide und anderen Waren der Großschäffer jährlich zur Ausfuhr aufhäuft und was er an Tuchen, Laken, Pelzen und Eisenzeug für die Brüder aus dem Erlös ins Land zurückbringt. Das entgeht dem Kaufmann. Aber wir murren schon nicht, so lange er sich in Grenzen hält und nicht unbillige Vorrechte fordert. Wir Thorner gönnen auch Danzig seinen Verdienst, nur daß es unser Niederlagerecht respektiere und uns nicht von der See abschneide."

„Ihr gönnt jedem, was er haben kann," rief Blume lachend, „man muß Euch nur erst satt werden lassen. Und so denken die andern auch. Gebt acht, es kommt

noch einmal zwischen Thorn und Danzig zu einem harten Strauß. Wehe dem, der dann unterliegt, wenn nicht der Obrigkeit starke Hand das Gleichgewicht erhält."

Tileman trank sein Glas aus und stellte es umgekehrt auf den Tisch. „Wer mag so weit in die Zukunft sehen," sagte er. „Für jetzt haben wir Beide genug zu tun, daß der Obrigkeit Hand nicht zu stark werde. Sie könnte uns sonst leicht einen solchen Frieden auflegen, der keinem Teile gefiele. Aber das ist kein Gespräch für die Frauen. Laßt uns aufstehen und noch ein Stündlein unten in eurem Stübchen verbringen. Es wäre auch sonst noch dies und das zu erörtern, worüber wir nicht einerlei Meinung sind."

„Wollt Ihr wirklich heut' schon wieder fort, Herr Bürgermeister?" fragte Frau Christine. „Oben im Giebel steht allezeit ein aufgemachtes Bett für einen lieben Gast bereit."

„Ich muß Euch diesmal schon danken, werte Frau," antwortete er, ihr die Hand schüttelnd, „meine Reise hat Eile. Aber ich hoffe, es war nicht das letzte Mal, daß ich an eurem Tisch saß, so eifrig auch der Alte hier darauf bedacht ist, das Tuch zwischen uns durchzuschneiden. Sorgt freundlich dafür, daß er nicht allzu hartköpfig werde."

So liebenswürdig hatte er sich noch nie um sie bemüht. Sie knixte ganz verschämt und schielte dabei zu Magdalene hinüber, die den einen ihrer langen Zöpfe über die Schulter genommen hatte und mit den in Verlegenheit spielenden Fingerchen breit auszupfte. Gleich darauf sagte sie ihrem Vater etwas ins Ohr. „Gewiß, gewiß," antwortete er, „der Schlitten soll nach einer Stunde wieder angespannt werden, den Herrn Bürgermeister nach Dirschau zu bringen. Gewiß."

Tileman klopfte ihr die Backe. „Ich nehm's an," sagte er, „weil Ihr mir's zugedacht habt, liebe Jungfer.

Wer weiß . . .? Aber ich will nicht plauderhaft sein. Ade und Gott behüt' Euch. Noch eins, habt Ihr etwas an meinen Jost zu bestellen? Er muß in nächster Zeit von Warschau zurückkehren."

„Einen herzlichen Gruß," antwortete sie rasch, über und über errötend. Sich nach ihren Eltern umschauend, setzte sie dann schüchtern hinzu: „Das wird wohl erlaubt sein — — durch den Vater!"

Die beiden Männer gingen hinab. Frau Christine schickte ihnen durch die Jungmagd einen Nachtrunk dorthin. Mutter und Tochter hatten dann noch lange miteinander zu zischeln. Es konnte ja gar nicht anders sein: Herr Tileman vom Wege wußte von seines Sohnes Heimlichkeit und wollte ihm nicht entgegen stehen.

Der Thorner Bürgermeister aber, nachdem er im Lehnsessel Platz genommen und sich behaglich ausgestreckt hatte, knurrte, als ob er um eine Einleitung des weiteren Gesprächs verlegen wäre, ein „hm — hm" und „ja — ja" vor sich hin, zupfte seinen Bart und begann endlich, die Hand fest auf die Tischplatte legend: „Warum soll ich länger krumm herum gehen, da ich zuletzt doch mit der Sprache heraus muß? Lieber Gevatter, es hat Euch scheinen müssen, daß ich in letzter Zeit sehr erzürnt auf Euch war. Und ich bin's auch wirklich gewesen und bin's im Grunde noch jetzt, da Ihr Euch von der gemeinsamen Sache so garstig abgekehrt habt. So mag es Euch nun mit Recht verwundern, daß ich Euch gleichsam nachlaufe und wie einen lieben Freund anspreche. Aber . . . ich will's Euch nicht vorenthalten: es geschieht meines Sohnes wegen, der mir schon vor Monaten mit einem ganz absonderlichen Anliegen gekommen ist, von dessen Erfüllung doch, wie er behauptet, seine ganze Seligkeit abhängt. Seine ganze Seligkeit! Das ist ein bischen viel, und wie ich ihn kenne . . . Aber mag sein. Ich bin noch nicht zu alt, um begreifen zu können, daß das so einem jungen

Fant im Augenblick volle Wahrheit ist. Als ich in seinen Jahren war . . ." Er strich mit der Hand an den Augen vorüber, wie wenn er etwas fortscheuchen wollte. „Mag sein. Man kommt auch über das hinweg. Aber die ganze Seligkeit war's wirklich."

„Ich merke wohl, Ihr wißt von dem, was mein Kind angeht," sagte Blume ernst. „Dann wißt Ihr auch, wie wir damals euren Sohn beschieden haben: nur mit eurer Genehmigung dürfte das Verlöbnis eingegangen werden. Das war freilich für mich so gewiß als nie, aber ich wollt ihn nicht ohne alle Hoffnung lassen, da er sich's selbst doch zutraute, den Vater zu bewegen. Ist das nun geschehen?"

Tileman zischte durch die Zähne. „Ja und nein," antwortete er nach einer Weile. „Ihr mögt Euch vorstellen, Herr Gevatter, daß ich von solcher Eröffnung wenig erbaut war. Denn ohn' Euch zu nahe treten zu wollen — mein Sohn und eure Tochter geben in der Welt Augen ein ungleiches Paar. Bin ich gleich ein Bürger wie Ihr, so hab ich doch aus meiner Heimat ein adlig Wappen mitgebracht, das so alt ist, als irgend eines anderen Geschlechts Wappen in diesem Lande, und die im Rat der alten Stadt Thorn sitzen, haben Grund auf diesen Vorzug stolz zu sein und ihre Familien in vornehmer Abgeschlossenheit zu halten. Wollt Ihr's ein Vorurteil nennen, so gibt's doch keinen Stand, der davon frei bliebe. Käm's an Euch, Ihr dächtet wie ich. Darum geriet ich anfangs auch in großen Zorn und sagt' ihm auf den Kopf, daraus könne nichts werden und er solle sich's ein für allemal aus dem Sinn schlagen. Bald aber sollt' ich erfahren, daß er sich's schwerer zu Gemüt genommen, als ich meinte. So mit einem streng abweisenden Wort macht' ich ihn nicht still. Er kam wieder und wieder; es gab lauten Streit zwischen uns, und am Ende hat er mir gedroht . . . Das will ich

nicht wiederholen. Der Trotzkopf! Ich mußt' ihm doch so viel zugestehen, daß ich mir's zu überlegen versprach. Es ist schon so viel Unglück in meinem Hause — das möcht' ich nicht mehren durch halsstarriges Versagen. Und wenn ich nun eure Magdalene sehe, so begreif' ich's wohl, daß mein Junge ganz toll verliebt und zu allerhand Torheit fähig ist. Deshalb möcht' ich nun doch das letzte Wort noch nicht gesprochen haben."

„Das lohn' Euch Gott," sagte Blume, die Hand auf die seine legend, „daß Ihr so gütig der Kinder Herzensglück bedenkt. Freilich sind wir nur schlichte Leute und haben auch an Gütern nicht viel zu bieten. Aber an Bravheit steht unser Mädel wahrlich hinter keinem hochgeborenen Fräulein zurück, und so bescheiden bin ich nicht, daß ich's zu gering erachtete für irgend eines braven Mannes Weib. Es mag Euch hart ankommen, lieber Herr, euren Stolz zu demütigen, aber glaubt mir, nicht weniger bedenklich bin auch ich, für mein liebes Kind eine Gnade anzunehmen. Was Ihr gern tut, das soll Euch gern gedankt werden."

„Ich will tun, was ich kann," entgegnete Tileman, „und wenn ich's tue, weil ich's tun kann, soll es auch gern getan sein. So viel und nicht mehr verlang' ich auch von der anderen Seite. Hört mich an, Herr Barthel, und nehmt meine Worte für so ernst, als sie gesprochen sind. Eure Magdalene gefällt mir wohl und es soll mir genügen, daß sie sehr ehrsamer Bürgersleute Kind ist und an Ausstattung mitbringt, was in solchem Fall üblich; es soll Jedermann wissen, daß sie meine Schwiegertochter ist und sich danach richten. In dem also, was mich allein angeht, findet Ihr mich nachgiebig und billig, wie Ihr's wünschen möget. Aber es gibt etwas darüber, damit kann ich nicht paktieren. Sondern das muß mir voll gewährt werden." Er hielt in der Rede ein und sah seinem Gegenüber scharf in die Augen. „Ich kann mich nicht

einem Manne verschwägern, der bundbrüchig und aller meiner Streitgenossen erklärter Gegner ist."

Die Stirn Blumes verfinsterte sich. „Dann hebt Ihr alles wieder auf, was Ihr großmütig zugestanden habt, Herr Tileman — alles."

„Nein, Barthel, es bleibt bestehen. Ich will's Euch nicht zurechnen, was Ihr getan habt, Euch in solche Gegnerschaft zu setzen. Das einzige, das ich von Euch fordere und fordern muß, ist dies: daß Ihr auf nächster Tagfahrt so öffentlich, als auf der letzten euer Protest lautete, vor dem Herrn Hochmeister, seinen Prälaten und Gebietigern und vor Landen und Städten erklärt, euer Austritt aus dem Bunde sei Euch und eurer Stadt leid geworden —"

Blume erhob sich hastig und stützte die Hand auf den Tisch.

„Hättet Euch auch überzeugt," fuhr Tileman vom Wege, ihm abwinkend, fort, „daß solcher Austritt und Rückforderung der Siegel nach den Satzungen des Bundes unzulässig und daß sie in Wahrheit nichts enthielten, was gegen des Herrn Hochmeisters Person, gegen seinen Orden und gegen die heilige Kirche gemünzt sei."

„So war's gemeint!" rief Blume mit bebender Stimme. „Erkaufen wollt Ihr mich —"

„Ruhig, Barthel, ruhig!" mahnte der Thorner. „Was Ihr erklären sollt, dürft Ihr als ein ehrlicher Mann erklären, denn es ist nach dem Rechten. Seid Ihr vorhin im Irrtum gewesen, das mag Euch Niemand vorwerfen, denn schwache Menschen sind wir alle, und es ist wohl verständlich, daß ihr Marienburger hier vom Hauptschloß großen Druck erfahren habt und ängstlich geworden seid, die gute Sache ferner zu vertreten. Nun sehet Ihr aber ein, wie viel ungerechten Schaden Ihr dadurch ihr zu-

fügt, daß Ihr die Einigkeit stört und auch andere zum Abfall verleitet. So wird größere Freude sein im Bunde über eure Rückkehr, als wenn Ihr nie wankend geworden wäret."

Blume schüttelte das lange Haar, das Haupt hoch aufgerichtet. „Nie wird das geschehen, Herr Tileman vom Wege," sagte er fest, „nie — nie! Und wenn ich mein liebes Kind —"

„Verschwört Euch nicht," fiel der andere ein. „Das ist eine Sache, die reifliches Bedenken fordert, nicht so im Eifer abgemacht werden darf." Lächelnd fügte er hinzu: „Ich meine, sie geht auch nicht nur den Rat eurer Stadt an, von dem Ihr wenig Widerspruch zu erwarten habt, sondern vielleicht mehr noch euren Haus-Rat, in dem die kluge Frau Christine eine wichtige Stimme hat. Deshalb entscheidet Euch nicht, bevor Ihr dort angefragt und eine Antwort erhalten habt. Ich will Euch nicht übereilen, Gevatter. Ihr habt Zeit bis zur nächsten Tagfahrt."

„Ich fordere sie nicht," antwortete Blume. „Ihr kennt meine Art schlecht. In allem, was das Haus angeht, laß' ich mir gern von meinem Weibe raten, wie das eines christlichen Ehemannes Pflicht ist. Wenn aber die Stadt oder das Land . . . Nein, nein! Ihr kennt auch Christine schlecht. Nie würde sie sich solcher Dinge vermessen."

„Es geht das Haus an," sagte Tileman scharf betonend. „Ihr mögt Euch sperren, wie Ihr wollt, das werdet Ihr müssen gelten lassen. Zur Beruhigung eures Gewissens will ich Euch aber in gutem Vertrauen noch eins mitteilen. Man wirft unserm Bunde vor, daß er ein Bund gegen Gewalt sei, also Gewalt mit Gewalt abzutreiben bereit stehe. Weil es nun aber gegen göttliches und weltliches Gesetz sei, daß die Untertanen gegen

ihre Herrschaft Gewalt gebrauchen, so wäre der Bund verwerflich und nicht zu leiden. Nun seid Ihr selbst zwar zehn Jahre lang der Meinung gewesen, es sei nichts Unrechtes in unsern Brief gesetzt —"

„Weil ich diesen Punkt so nicht auslegte. Gott mag mich strafen, wenn ich jemals an Gewalt gegen meine verordnete Obrigkeit gedacht habe!"

„Und dazu zwang Euch des Briefes Fassung auch nicht. Weil aber doch jetzt ein groß Geschrei erhoben ist und leicht noch mehr Schwachmütige dahin neigen können, wir hätten uns allerhand Hintertüren offen lassen wollen, so hab' ich in Elbing ganz still mit einigen Führern des Bundes beraten, wie wir solchen Verdacht mundtot machen können, und sind einig geworden, den Brief dahin zu deklarieren, daß wir gegen Gewalt der Herrschaft nicht wider sie mit Gewalt vorzugehen gemeint sind, sondern, wenn dem einen und andern sein Recht im Lande nicht würde, alle für einen Klage führen wollen an der Stelle, die der Herr Hochmeister nebst seinem Orden und die Herren Prälaten als einen Richter erkennen müssen: bei Kaiser und Papst. Ich hoffe, darauf werden wir einig im Bunde, und deshalb geschieht's auch, daß ich jetzt nach Danzig reise, dieses wichtigen Gliedes Vollwort zu erbitten. Für Thorn glaub' ich mich verbürgen zu können. Nach solcher Deklaration aber weiß ich nicht, was Euch hindern kann, euer Verbleiben im Bunde zu melden. Nicht Ihr, dürft Ihr sagen, seid zu unserer Meinung bekehrt, sondern wir sind's zu der euren."

„Doch schwerlich in meinem Sinn," entgegnete Blume. „Was heute so deklariert wird, kann morgen anders deklariert werden. Ich verstehe eure Klugheit: Ihr wollt den Herrn Legaten los werden und deshalb den Orden in Sicherheit wiegen, daß er Euch dazu helfe. Um Kaiser und Papst ist es Euch nicht zu tun, sondern um den

Richttag im Lande, der das letzte Wort haben soll über Herrschaft und Untersassen. Das mag dem Lande vorteilig sein oder nicht, ich laß' es dahingestellt. Der Bund aber will's durchsetzen auch gegen des andern Teils Bewilligung, Ihr täuscht Euch nicht: das kann schließlich nur mit Gewalt geschehen. Und weil ich das weiß und meinen gelobten Eid auf alle Fälle halten will, darum hab' ich dem Bunde abgesagt, nun es noch im Frieden hat geschehen können. Daran halt' ich fest und müßt' auch in euren Augen ein Elender sein, wenn ich um Weib und Kind, Hab und Gut meinem Herrn die Treue bräche, wie ich sie verstehe. Darauf leb' und sterb' ich."

Nun stand auch der Thorner Bürgermeister auf, ging um ihn herum bis zur Wand, dann nochmals die Diele hinab und zurück bis in die Gegend der Tür. Er horchte hinaus. „Mir ist's so, als ob ich die Schellen des Schlittens vernehme," sagte er. „Helft mir zu Pelz und Kogel. Nach Dirschau komme ich doch schon in der Dunkelheit."

Der Wirt ging hinaus und kam nach einer kurzen Weile mit der Meldung wieder, es sei alles zur Abfahrt bereit. Tileman vom Wege trat in den Flur. Frau Christine kam die Treppe hinunter, blieb auf dem Absatz stehen und winkte einen freundlichen Gruß zu. „Ich will nicht in Sorgen scheiden," rief er hinauf, „da ich mir hier zwei gute Sachwalter weiß. Lasset Euch berichten, werte Frau, was wir verhandelt haben, und sorgt dafür, daß ich recht bald wieder froh bei Euch einkehren darf."

Unter der Haustür nahm er Blume's Hand und sagte: „Gesteht es selbst, ich kann nicht anders. Der Preis, den ich setze, ist nicht zu hoch. Zahlt ihn, und Ihr werdet nicht nur ein guter Vater, sondern auch ein guter Bürger sein. Damit Gott befohlen und auf Wiedersehen in Elbing!"

Eine Minute später hatte sich der Schlitten schon in Bewegung gesetzt.

Bartholomäus Blume aber kehrte sorgenschwer ins Haus zurück. Mann und Frau hatten miteinander ein langes Gespräch, und am Abend nach der gewohnten Zeit ging Magdalene mit verweinten Augen zu Bett.

Drittes Kapitel.

Marcus Blume und Ursula.

Es war in den letzten Tagen des Dezember, als sich in Elbing die Abgesandlen der Lande und Städte wieder einstellten, dem Herrn Legaten die geforderte Antwort auf Ja oder Nein zu geben. Sie waren weit entfernt davon, jetzt zu Kreuz zu kriechen. Nur wollten sie den offenen Bruch vermeiden, so gut es geschehen könnte.

Hans von Baisen, immer der Rührigsten einer, so sehr ihn auch sein Fußleiden hinderte, suchte die Hitzköpfe zurückzuziehen, und es gelang ihm diesmal über Erwarten leicht, da Tileman vom Wege auf seine Seite trat. Den tieferen Grund kannte er nicht, aber was obenauf lag, schien sein mäßiges Verhalten genügend zu erklären. Wer nicht blind sein wollte, mußte sehen, daß sich im Bunde zwei Parteien gebildet hatten, von denen die eine die Hauptforderung des Legaten schroff abweisen, die andere eine Untersuchung zulassen wollte. Es kam nun darauf an, die Sache so schlau zu wenden, daß wo möglich die eigentliche Frage gar nicht zum Austrag gebracht zu werden brauchte. Gelang es den Hochmeister und seine Gebietiger zu versöhnen, so gab es keinen Steit mehr, den der Legat zu schlichten gehabt hätte. Sicher war's dann beider Teile Wunsch, „ihm heim zu leuchten“. Darauf gründete sich der geheime Plan der Wortführer.

Die drei Städte, die vom Bunde geschieden waren, blieben diesmal unvertreten. Tileman vom Wege wartete den einen Tag und den andern, daß der Marienburger Bürgermeister bei ihm anklopfen solle, aber der erschien nicht. Zu seinem Kumpan Johann von Loë, dem's ebenfalls leid war, wie vielen andern, sagte er: „Wir wollen ihm eine Brücke bauen, auf die er mit gutem Gewissen treten mag, täte er das nicht, so mag er sich selbst zuschreiben, was daraus für ihn und seine unklugen Genossen folgt, und wollen es nicht vergessen.“

Nachdem nun auf dem Rathause zwei Tage lang eifrig verhandelt und eine gute Einigkeit erzielt war, schickten Lande und Städte am Neujahrstage zwölf von den ihren, voran den Bannerführer des Kulmischen Gebietes Ritter Hans von Czegenberg zum Herrn Hochmeister aufs Haus und ließen sich eine gerade Erklärung erbitten, ob Seine Gnade mit ihren Prälaten und Gebietigern dem Herrn Legaten Hilfe, Rat und Beistand zu gewähren gedenke gegen der Lande und Städte Antwort. Er wich ihnen aus und entgegnete: „Lieben Ritter und Knechte und lieben Getreuen, ihr seid unsere gehuldigten und geschworenen Mannen und wir sind euer Herr. Was wir mit Recht euch zu euer Wohlfahrt und Besten können raten, das sind wir pflichtig und wollen es gerne tun, aber auf die Frage, die ihr an uns gerichtet habt, ist uns und unsern Herrn Prälaten schwer zu antworten, da wir nicht wissen noch vernehmen, was eure Antwort sein wird.“ Er könne nicht wider des Papstes Macht und rate zur Gefügigkeit. Das geschah aber mit gar freundlichen Worten, so daß sie wohl merkten, er wünsche den Frieden.

Darauf schickten nun Lande und Städte vier von den ihren zum Herren Legaten, eine Vorbesprechung mit ihm zu halten. Sie seien bereit, ihm eine gütliche Antwort zu geben. Darüber war er sehr erfreut, lobte sie

und versprach, daß er ihnen Alles halten wollte, wie er es ihnen zugesagt hätte. Er schickte auch sogleich zum Hochmeister und zu den Prälaten und ließ sie zu einer Versammlung mit den Landen und Städten gesamt entbieten.

Hier im Remter nahm für Alle Hans von Czegenberg das Wort, also sprechend: „Ehrwürdiger Vater, wenn wir nach der Bulle, die wir gehört, bei unserm heiligen Vater dem Papste wegen der Verminderung und Verkürzung der Dienste Gottes im Lande zu Preußen schwer gerügt sind, so hoffen und bezeugen wir mit der Wahrheit, daß uns darin großes Unrecht geschehen ist, wiewohl wir bekennen, daß Gottes Dienst sehr gekränkt und geschwächt ist im Lande. Das ist geschehen, vor allerlei großer Gewalt unserer Feinde, der Krone zu Polen, der Littauer, Tartaren, Russen, Samaiten, Walachen und Ketzer, die dieses arme Land viel und oft überzogen, verheert und verbrannt und großen Mord begangen haben, Kirchen und Klöster beraubt und zerstört, viel Volk aus dem Lande getrieben haben. Daraus mag eure Väterlichkeit erkennen, daß wir keine Schuld hieran haben, sondern wir wohl beweisen wollen, daß wir nach diesem großen Schaden Gottes Dienst nach unserm Vermögen gemehrt haben und noch täglich mehren mit Stiftung ewiger Messen, Erbauung von Kirchen und Klöstern, Almosenspenden aller Art. Auch ist in diesem gnadenreichen Jahr eine große Menge Volkes aus diesen Landen gen Rom gezogen, die manch' Tausend Gulden dorthin getragen haben. Nun nennt uns seine Heiligkeit in seiner Bulle Frevler wegen unserer Verschreibung, da wir doch allezeit der Hoffnung gewesen und auch heute noch sind, große Gnade von der heiligen römischen Kirche zu verdienen für die von unsern Aeltervätern, Eltern und uns selbst dem Christenglauben geleisteten fleißigen und getreuen Dienste, die da unverzweifelt ihr Blut vergossen haben im Dienste Gottes und

unserer Herrschaft, damit dieses Land bezwungen, gewonnen und besetzt werde, und an hundert Meilen Land von Littauen, Samaiten und Rußland zum Christenglauben gebracht haben. Hoffen deshalb, die heilige Kirche von Rom werde uns eine Belohnung tun an Seele und Leib um unserer christlichen Werke willen."

Darauf winkte ihm Herr Ludwig de Silves, dem sein Kaplan Bruno Wort für Wort übertragen hatte, mit der Hand zu schweigen, verzog spöttisch den Mund und sagte: „Dies kann ich für eine genügende Entschuldigung nicht annehmen. Wie wollet ihr euch loben für das, was ihr aus Gehorsam für die heilige Kirche getan und gelitten. Andere Könige und Herren haben viel größere Dinge getan. Aus anderen Landen und Königreichen sind im letzten Jubeljahr viel mehrere nach Rom gepilgert: wo hier einer ausgezogen ist, dort wohl zehn und mehr. Deshalb rühmt ihr euch zur Ungebühr."

„Zum andern," fuhr Czegenberg fort, ohne sich beirren zu lassen, „sollen wir uns verantworten unseres Bundes wegen. In dem Brief steht voran geschrieben, daß wir unserem Herrn Hochmeister und seinem Orden, und ein jeder den Herren Prälaten, unter denen er gesessen, alles tun sollen, was wir ihnen von Ehren und Rechts wegen zu tun pflichtig sind. Und weiter: wenn einer mit Gewalt überfallen und an seinem Leibe geledigt oder unschuldig zum Tode gebracht würde, daß wir das unserm Herrn klagen wollen; ließe er's aber ungerichtet, daß wir es an ihm und seinen Helfern nicht ungerochen lassen werden. Was wir doch also verstehen und erklären, daß wir nicht Gewalt zu vertreiben gedenken in Befleckung der Rache, sondern daß wir den Vergewaltiger, er sei geistlich oder weltlich, ergreifen und zu Recht seinem rechten Richter stellen wollen, einen Priester seinem Bischof, einen Bischof seinem Erzbischof oder dem heiligen Vater, einen

Laien unserm Herrn Hochmeister oder dem Kaiser. Nicht anders ist dieser Artikel gemeint."

Der Legat aber antwortete darauf hochfahrend: „Ihr seid übel gelehrt von dem, der euch also gelehrt hat. Euer Fundament ist böse; wie kann die Glosse gut sein? Denn das Recht sagt, daß man eine geistliche Person nicht solle halten über drei Stunden im Gefängnis; täte das ein Laie, so wäre er im Banne. Wie könnte das nun geschehen, daß ein Bischof in so kurzer Zeit seinem Erzbischof könnte ausgeantwortet werden, der über hundert Meilen weit gesessen ist? Darin find' ich eure Sache unrecht, denn der Prophet spricht: Nolite tangere christos meos! Ihr wollt die richten, die Macht haben, den Sohn des einigen Gottes mit fünf Worten aus seiner Majestät hernieder zu bringen!"

Dazu nickte der Bischof Franziskus von Ermland recht sichtlich zwei oder drei Mal, wendete sich zum Legaten und flüsterte ihm ins Ohr. Das merkte Herr Hans von Czegenberg mit Verdruß, trat vor und sprach: „Herr Bischof von Heilsberg, diese Mühe haben wir von Euch, denn das ganze Land schreit über Euch und ist darüber erbittert."

Da sprang Franziskus feuerrot auf und rief: „Das vergebe Euch Gott, daß Ihr mir dies zuleget."

Der Ritter aber entgegnete: „Was ich sage, ist mir befohlen zu sagen," wendete sich um zu Landen und Städten und fragte: „Ist das euer Wille?"

Da sprachen sie gesamt: „Ja!"

Nun legte sich Herr Ludwig de Silves ins Mittel, gebot Ruhe und sagte: „Ihr irret, er hat es nicht getan. Wenn es aber geschehen wäre, so hätte er Recht getan, denn der Prälat handelt sträflich, der solche Dinge dem heiligen Vater vorenthält."

„Ehrwürdiger Vater," schloß Czegenberg, die Hände über der Brust kreuzend, „wir bitten demütiglich eure

Väterlichkeit, daß Ihr diese unsere Antwort geruhet gütlich aufzunehmen und uns zu verantworten bei unserm heiligen Vater dem Papste, da wir uns nimmer anders wollen finden lassen denn als gehorsame Söhne der heiligen Kirche und getreue Mannen unseres Herrn."

„Wie soll ich euch entschuldigen?" rief der Legat. „Ich finde eure Dinge nicht recht und ich finde euch im Irrtum und nicht als Söhne des Gehorsams. Ich habe euch drei Wege angezeigt, zu denen ich vollkommen Macht habe — ihr habt keinen aufnehmen wollen. Wie ziemt mir, unserm heiligen Vater anders zu sagen als die Wahrheit? Wenn er mich fragte: hast Du auch der Bulle genug getan? und ich müßte sprechen: Nein! wie bestände ich dann?"

Da trat Hans von Baisen vor und sagte: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr verhören und richten und vielleicht Interdikte legen in diesen Landen, so werdet Ihr dem heiligen Vater und der Kirche keinen großen Dienst damit tun. Eure Väterlichkeit mag wohl selbst erkennen, wie viel Arges daraus entstehen möchte. Darum dünkt mich geraten, den Weg der Freundschaft aufzunehmen."

Der Legat meinte freundlich, damit wolle er gern einverstanden sein. Es gefiel ihm aber augenscheinlich recht wenig, daß der Hochmeister gleich das Wort nahm und Landen und Städten für ihre gütliche Antwort dankte, die ihm doch gar nicht so gütlich schien, und Hans von Baisen, daran anknüpfend, sagte: „Gnädiger Herr, haben wir irgendwelche Schelung mit Ew. Gnaden, wir wollen uns darum wohl lieblich und freundlich vertragen." Der Legat vervollständigte deshalb seine Meinung dahin: „Das ist mein Begehr und Wille auch wohl, daß ihr euch gütlich einigt und untereinander vertragt und solche Einigung vor mich bringt, damit ich dem heiligen Vater, der mich ausgesandt hat, eine vollkommene und gute Antwort einbringen möge."

Da hierauf alles stille war, verneigte sich der Legat nach allen Seiten und sagte: „Wir erbieten uns gegen euch alle: wer älter ist, als wir, den wollen wir halten für unseren Vater; wer uns gleich alt ist, den wollen wir halten für unseren Bruder; die aber jünger sind, als wir, die wollen wir halten für unsere Söhne. So nahe seid ihr unserm Herzen.“ Dann schlug er dreimal das Kreuz.

Damit sind Lande und Städte vom Legaten geschieden.

Tileman vom Wege, obgleich die Seele aller geheimen Beratungen, hatte sich bei dieser öffentlichen Verhandlung durchaus zurückgehalten. Auch jetzt wünschte er nicht vortreten zu dürfen. Aber er sagte: „Wir wissen nun klärlich, wie uns der Herr Legat gesinnt ist und wie er uns in Rom zu verantworten gedenkt. Von da her darf uns keine Entscheidung kommen. Besser ist's, daß die Sache einen Aufschub leide: kommen wir jetzt nicht zum Recht, so lassen wir doch auch das Recht nicht kränken. Es bleibe stehen, wie es steht.“

So wurden nun am heiligen Dreikönigsabend die zwölf wieder zum Herrn Hochmeister aufs Schloß geschickt, ihm zu sagen, daß Lande und Städte auf Anraten des Herrn Legaten den Weg der Freundlichkeit gewählt hätten. „Gnädiger lieber Herre,“ sagte der Sprecher, „wir wissen von keiner Ungnade und Unfreundschaft. Wir wollen uns allezeit erfinden lassen gegen Euer Gnaden als eure getreue Leute und Untersassen. Dergleichen die Mannschaft und Untersassen der Herren Prälaten sich auch erbieten. Bitten Euch also demütiglich als unsern rechten Herrn und hoffen Eure Gnade tue es mit Rechte, daß Ihr diese unsere rechtliche Erbietung geruhet aufzunehmen und eure armen Untersassen von Landen und Städten von diesen Beschwerungen des Herrn Legaten wollet befreien

und entledigen, auf daß Eure Gnade und wir alle zu Ruhe und Frieden kommen."

Herr Ludwig von Erlichshausen hieß sie für eine Weile abtreten, da er mit seinen Prälaten und Gebietigern eine kurze Beratung nehmen wolle. Die verstanden wohl der Bündischen Meinung, daß alles in der Schwebe bleiben solle, versprachen sich aber von des Legaten Spruch zu ihren Gunsten keinen Gewinn und nahmen deshalb den Waffenstillstand an. Als die Deputation wieder hereingerufen war, antwortete daher der Hochmeister sehr gütig: „Liebe Getreue, euer Vorgeben deucht uns gar eine aufrichtige Antwort zu sein, die wir mit ganzer Dankbarkeit mit unsern Herrn Prälaten und Gebietigern und für unsern ganzen Orden aufnehmen. Wir sagen euch in guter Treue: läge es an uns, wie es an uns mit nichten liegt, ihr solltet jetzund gefreiet sein." Er versprach sofort eine „treffliche Botschaft" an den Herrn Legaten zu senden und so getreulich für sie zu arbeiten, „gleich als ob die Sache unser eigen wäre".

Als er sich voll frohen Mutes in sein Zimmer zurückgezogen hatte, wurde ihm vom Hauskomthur ein Brief abgegeben, den eben ein Junge vom Lande gebracht hätte. Woher er sei, wolle er nicht sagen, auch sonst keinen anderen Auftrag haben, als zu warten. Es stehe alles in dem Briefe. Man habe ihn in die Küche genommen und auf den warmen Herd gesetzt, da er nach seiner Erzählung im tiefen Waldschnee stecken geblieben und jämmerlich erfroren sei. „Der Brief sieht beschmutzt und auch sonst nicht sonderlich vertrausam aus, gnädiger Herr," schloß der Komthur, „aber er ist, wie mir scheinen will, mit einem Ringe gesiegelt, den ich einmal an Ew. Gnaden Finger gesehen zu haben meine. Darum hab' ich nicht gezögert, ihn Euch zu überbringen."

„Gebt, gebt!" sagte der Hochmeister, der einen Blick auf das Siegel geworfen hatte. Er winkte dem Komthur

sich zu entfernen. Der Brief bestand aus einem kleinen, zweimal gefalteten Pergamentblatt, um das über Kreuz ein Garnfaden gelegt war, der aus einem alten Kleidungsstück ausgezogen sein mochte. Über den Knoten war ein Stück Wachs geklebt, das den Siegelabdruck enthielt. Die Aufschrift: „An den ehrwürdigsten Herrn Hochmeister deutschen Ordens, wo er getroffen wird“ zeigte eine rötliche, sehr blasse Farbe. Ludwig von Erlichshausen wiegte nachdenklich den Kopf und murmelte: „Von Ursula —? Wie käme mir das?“ Er durchschnitt den Faden auf der Seite mit seinem Dolch und zog das Blatt heraus. Dann trat er ans Fenster und las:

„Hochwürdigster Herr Hochmeister, gnädigster Herr! Dieses schreibe ich in großer Sorge auf das letzte Blatt eines alten Gebetbuchs, statt der Tinte mit meinem Blut, und mit des treuen Raben Feder, der sein Leben unter den Händen eines schlechten Wichtes hat lassen müssen. Nur allzu knappen Raum hab' ich, Ew. Gnaden zu berichten, wie wir nach Preußisch-Holland gekommen und abends beim Krüger an der Mühle abgestiegen sind, die Nacht zu bleiben. Allda sich noch spät, dieweil wir speisten, ein Mann eingefunden hat, den wir schon vorher auf der Straße unfern der Ordensmühle gesehen, und schien uns vom Hause zu sein. Der hat sich zu uns gesetzt, ganz in einen Mantel eingeschlagen und das Gesicht halb verdeckt, einen Krug Bier verlangt und mit dem Fräulein ein Gespräch angefangen, auf das sie doch wenig geachtet, sondern sich alsbald mit der alten Frau nach ihrer Kammer zurückgezogen. Der Wirt hat ihn gar höflich und demütig behandelt, auch auf mein Fragen heimlich angezeigt, daß er ein Ritter vom Schlosse oben sei und mit Namen Boppo von Ostra heiße, auch gern einmal bei ihm einen Trunk tue. Dieser selbige Mann, als wir am andern Morgen früh ausfuhren und schon eine halbe Stunde unterwegs waren, ist uns im Walde nachgeritten

gekommen, ganz in Harnisch, und hat uns unter schrecklichen Drohungen gezwungen, seitab zu lenken, und in das einsame Haus eines Waldwarts gebracht, wo er uns nun gefangen hält. Denn er schwört, daß das Fräulein ihm angehören müsse mit Gutem oder Bösem und hätte sich wohl schon mehr erdreistet, wenn ihm der Rabe nicht das eine Auge ausgehackt hätte, wofür er ihn dann erwürgt. Auch meines Lebens bin ich nicht sicher, das ich doch zur Verteidigung des Fräuleins gern hingeben würde. Schreibe also Ew. Gnaden in höchster Not mit Bitte zu helfen und hoffend, den Buben des Waldwarts als Boten zu gewinnen. Er kann den Weg anzeigen. Marcus Blume."

Dies war mit ganz kleiner Schrift und engen Zeilen kaum leserlich geschrieben. Der Hochmeister hatte Mühe den Inhalt zu enträtseln. Dann sank ihm die Hand nieder. „Ist's so weit gekommen im Orden," rief er schmerzlich, „Wegelagerei — Jungfrauenraub! Hilf, Maria, Du reine Gottesmagd!"

Er schlug mit dem Klöppel an die runde Metallscheibe, die an einem auf dem Tische stehenden Gestell hing. Gleich darauf erschien der Hauskomthur wieder und fragte nach seinem Befehl. Er hieß ihn die Groß-Gebietiger eiligst in sein Gemach berufen.

Sie ließen nicht auf sich warten, da sie an eine wichtige Nachricht in Betreff der Verhandlungen mit dem Legaten dachten.

Die Enttäuschung war deshalb von allen Gesichtern abzulesen, als Ludwig von Erlichshausen den Inhalt des Briefes vorgetragen hatte und nun mit ganz ungewohnter Lebhaftigkeit die strengsten Maßregeln gegen den pflichtvergessenen Bruder forderte. Nur Plauen bewahrte seine Haltung. „Der Fall scheint schwer zu liegen," sagte er. „Wie konnte Ostra auch nur wagen, tagelang ohne Urlaub seines Komthurs auszubleiben? Alle Zucht in den Häusern

des Ordens ist vergessen: ein jeder tut, was er mag, und die Ehrbarkeit schwindet mehr und mehr. Weh uns, wenn wir mit solchen Streitern in einen ernstlichen Kampf ziehen müssen!"

„Hier ist nicht nur die Ordensregel verletzt, sondern ein schweres Verbrechen begangen," rief der Hochmeister. „Ich will den Wicht, der die Landstraßen unsicher macht, in die Ketten legen."

„Eure Gnade wolle sich vorsehen," bemerkte Richtenberg, „und bedächtig Maß halten. Es ist Euch sicher erinnerlich, gnädiger Herr, daß Ihr vor der Wahl zugesichert habt, keinen von den Brüdern mit den Eisen zu beschweren oder ohne Gericht gefangen zu halten, sondern dem Generalkapitel die Bestrafung zu überlassen."

Der Hochmeister senkte die Augenlider und biß die Lippe. Es war ihm sehr ärgerlich, das zu hören, aber er konnte nicht widersprechen, denn der Großkomthur sagte die Wahrheit. „Seine Buße soll ihm vom Kapitel gesetzt werden," murmelte er in den Bart, „darum handelt es sich jetzt nicht, sondern daß wir ihn auf frischer Tat betreffen und festnehmen. Wahrlich, die Klagen über Gewalt sind schon groß genug im Lande. Erhebt sich ein neues Geschrei über diese Tat, so möchten wir vor dem Herrn Legaten schlecht bestehen und das Friedenswerk schwerlich zum guten Ende bringen."

„Wir dürfen deshalb nicht selbst Lärm schlagen," meinte Erdorf. „Der von Ostra ist mein Neffe und auch sonst einigen im Orden verwandt. Ich kenn' ihn, er hat heißes Blut und eine rasche Hand. Sein Vater ist ein mährischer Edelmann aus altem eingeborenem Geschlecht; man fragt dort nicht so ängstlich nach dem, was erlaubt oder verboten ist, und greift zu, wenn's der Mühe lohnt. Ich will Boppo nicht verteidigen, bevor er sich selbst verantwortet hat. Aber daß irgend einer von der Straße

ihn soll anklagen dürfen, geht mir noch weniger in den Sinn.“

„Es ist nicht irgend einer von der Straße,“ antwortete der Hochmeister sehr ernst, „sondern Marcus Blume, wie ich Euch gelesen habe, des Bürgermeisters Bartholomäus Sohn. Er wird uns sicher nichts Unrechtes zu berichten wagen.“

„Aber wer weiß, wie garstig er übertreibt,“ wendete Erdorf lächelnd ein. „Kann sich der Ritter nicht einen Spaß mit dem Burschen gemacht haben, den er mit einer hübschen Dirne über Land fahren und im Wirtshause nächtigen sah? Und wenn es wirklich seine Absicht war, sie ihm abzujagen —“

„Ihr sprecht für eure Jahre sehr leichtfertig, Herr Marschall,“ fiel ihm Erlichshausen ins Wort. „Daß der Wegelagerer und Räuber euer Neffe ist, tut mir wahrlich leid, aber solche Rücksicht darf ich nicht kennen. Das Fräulein, von dem der Brief spricht, ist keine leichte Dirne, wie Ihr meint, sondern . . .“

Er stockte und schaute im Kreise um, ob ihm einer zu Hilfe kommen wolle. Statt dessen sagte Helfenstein, der den Brief aufgenommen und das Siegel betrachtet hatte, ein wenig spöttisch: „Ew. Gnaden scheint die Reise des jungen Mannes nicht unbekannt gewesen zu sein. Jedenfalls habt Ihr ihn — oder das Fräulein in den Stand gesetzt, ein gar vornehmes Siegel benutzen zu dürfen.“

„Die Zeit drängt,“ fiel der Hochmeister in großer Unruhe ein. „Während wir hier her- und hinsprechen über Dinge, die seitab liegen, kann eine schwere Gewalttat geschehen sein. Auch ich will über Niemand Urteil sprechen, bevor ich ihn gehört habe. Verhält sich's aber in Wahrheit so, daß einer von den Brüdern den Raub vollführt hat — wer der auch sei, man soll sein Verbrechen nicht bemänteln und ihn der Verantwortung ent-

ziehen. Herr Spittler, ich bin in eurem Hause, und an Euch zunächst richt' ich meinen Befehl. Rüstet sofort eine ausreichende Mannschaft aus, den Übeltäter zu überwinden und dingfest zu machen. Ihr selbst begleitet sie."

Plauen stand auf und verneigte sich. „Es soll auf der Stelle geschehen, gnädiger Herr," sagte er. „Ich segne euren mannhaften Entschluß."

Die andern steckten die Köpfe zusammen und zischelten miteinander. „Unser Rat gilt wenig," bemerkte der Großkomthur unzufrieden und so laut, daß der Hochmeister ihn verstehen mußte.

„Ich hab' ihn angehört," antwortete derselbe. „Wie soll er mir gefallen? Es ist des Meisters gelobte Pflicht, die Zuchtlosen in der Brüderschaft zu züchtigen, und eure üble Nachsicht soll mich nicht hindern, fortan meines Amtes mit aller Strenge zu walten."

„Seht zu, wie weit Ihr damit kommt," bemerkte Richtenberg trotzig. „Allzu scharf macht schartig. Es ist noch nicht so lange her, daß drei Konvente sich mit den Landen und Städten verbündeten und ihnen Beistand zusagten. Was Ew. Gnaden üble Nachsicht nennt, scheint uns kluge Vorsicht. Man darf den Mißmut im Orden nicht nähren. Schlagt einen von den Brüdern und jeder empfindet es am eigenen Leibe."

„So wünscht' ich, es wäre so," entgegnete Erlichshausen, „denn wahrlich, die Verderbnis ist allgemein. Es soll nach der Gerechtigkeit verfahren werden."

„Wir sind auch einmal jung gewesen," knurrte Erdorf mit einem anzüglichen Blick von unten her.

Der Hochmeister sah ihn darauf scharf an, schien dann aber doch nicht den Mut zu haben, eine deutlichere Erklärung zu fordern. Seufzend wendete er sich an den Spittler: „Tut, wie ich Euch geheißen habe und bringt mir schnellen Bericht." Den andern winkte er mit der Hand abzutreten. Das geschah.

Plauen traf sofort seine Anordnungen. Vier Knechte sollten aufsitzen, einer von ihnen den Jungen als Wegweiser vor sich nehmen. Für ihn selbst sollte ein Pferd gesattelt werden. Indessen ging er in sein Gemach, Waffen anzulegen und einen Mantel von dichtem Tuch umzuhängen.

Als ihm nach einer halben Stunde gemeldet wurde, daß die Mannschaft bereit sei, schickte er nach der Küche, den Jungen herbeizurufen. Zu seiner nicht geringen Verwunderung wurde ihm angezeigt, der sei bereits abgeholt worden. Es habe geheißen: auf des Herrn Hochmeisters Befehl. „Das ist Erdorf's Vorkehr," knirschte der Spittler, „er ist uns zuvorgekommen."

Der Torwart bestätigte, daß vor einer guten Weile ein Mann auf kräftigem Ritterpferde hinausgeritten sei; der Junge wäre nebenher getrabt, draußen aber aufs Pferd genommen. Auf der Landstraße ließen sich denn auch die frischen Schneespuren eines galoppierenden Pferdes erkennen. Der Reiter kam nicht mehr in Sicht; er hatte einen zu weiten Vorsprung und war offenbar angewiesen, lieber den Gaul zu Schanden zu reiten als zu verspäten. So kam es nun darauf an, wenigstens nicht an der Stelle vorüberzueilen, wo er links ab in den Wald eingebogen sein mußte. Plauen fand sie glücklich auf. Auch das Schlittengeleise von der andern Seite her war noch nicht ganz verweht. Auf dem Waldwege konnte man nur im Schritt weiter. „Hier holen wir ihn vielleicht doch noch ein," meinte Plauen, seinen Leuten Mut zu machen, „er hat die halbe Last mehr als wir." Aber der Reiter war klug gewesen und hatte sie abgeworfen, sobald er des Weges sicher sein konnte; dort schaufelte ja der Junge durch den Schnee! Er wurde bald eingeholt und zeigte ein sehr verwundertes Gesicht, als er erfuhr, daß er an den Unrechten gekommen sei. Der müsse jetzt die Waldhütte schon erreicht haben.

Die Pferde keuchten, aber Plauen trieb zur Eile. Schon wurde auf einer Waldblöße der hohe Strauchzaun sichtbar, der das Blockhaus umschloß. In wenigen Minuten mußte es zu erreichen sein. Da aber sprengten durch das offene Gatter zwei Reiter, wendeten seitab und verschwanden hinter den Tannen in entgegengesetzter Richtung. Einen Augenblick dachte Plauen an Verfolgung; die Knechte hielten doch ihre Gäule selbst für zu müde. So ritt er denn in die Umzäunung ein.

In der Tür des Hauses stand die alte Frau, rang die Hände und wehklagte laut. Sie schien eine neue Anfechtung zu befürchten. „Ach, gnädige Herren, erbarmt euch unser,“ bat sie, „wir haben schon so viel gelitten.“

„Wo ist euer Fräulein?“ fragte der Spittler. „Habt keine Furcht; wir kommen zu eurer Befreiung.“

„Ursula ist drinnen bei meinem armen jungen Herrn,“ berichtete sie nun ein wenig beruhigt, „den der Unmensch halb tot geschlagen hat. Heilige Mutter Gottes, hilf ihm, daß er's überwindet! Der Waldwart ist fortgelaufen, als es herauskam, daß sein Junge sich zum Botendienst hat bestechen lassen. Da ist es zum Kampf gekommen mit so schlimmem Ende für Marcus. Aber das Fräulein ist unversehrt.“

Plauen trat ein. Auf der niedrigen Bettlade des Waldwarts lag Marcus Blume lang hingestreckt. Ursula kniete an seiner Seite. Sie hatte ihren Rock zerrissen und aus den langen Fetzen einen Verband für seine Stirn hergestellt. Unter demselben rieselte aber das Blut vor. Sie tupfte es mit einem in Wasser getauchten Tuch fort. Er hatte die Augen nur halb geschlossen und sah sie unverwandt an. Ihre Hände waren voll Blut. „Ach, nur wenige Tropfen von Deinem Wundbalsam, Mutter!“ jammerte sie.

Marcus erkannte den Spittler. „Laßt mich hier liegen, gnädiger Herr,“ bat er mit schwacher Stimme,

„und bringt Ursula in Sicherheit. Ich hoffe, dazu schickt Euch der Herr Hochmeister.“

„Das Fräulein hat nichts mehr zu befürchten,“ versicherte Plauen, nahe herantretend. „Leider kam ich zu spät, den frechen Buben abzufangen. Er war gewarnt worden und entfloh. Aber ich werde ihn zu finden wissen. Hier ist zurzeit nur noch Gefahr für Euch.“

Ursula streichelte die Hand des Verwundeten. „Ich verlaß Euch nicht,“ sagte sie zuversichtlich.

„Marcus muß sogleich nach Elbing geschafft werden,“ fuhr Plauen fort, „er bedarf ärztlicher Pflege. Wo ist der Schlitten, der Euch hergebracht hat?“

„Hinter dem Hause,“ sagte die alte Frau, „und die Pferde stehen halb verhungert unter dem Vordach. Ich will sogleich ein möglichst bequemes Lager zurechtmachen.“

„Tut das,“ mahnte der Spittler. Den Knechten befahl er, das Anschirren der Pferde zu besorgen und den Verwundeten sodann auf den Schlitten zu tragen. Er zog den Verband fester zusammen, um das Blut zu stillen, erkundigte sich bei Ursula nach dem Geschehenen und forderte eine Beschreibung des räuberischen Gesellen. Sie wurde ihm gegeben; rötlich-blondes, tief in die Stirn gewachsenes Haar, stechende graue Augen, Schnauzbart mit gekräuselten Spitzen, Narbe über dem Kinn. „Die Verletzung am Auge, die ihm der Rabe mit seinem scharfen Schnabel beigebracht, wird er nicht verleugnen können,“ meinte Marcus.

Der Spittler ließ zwei Knechte zur Begleitung des Schlittens zurück; dem einen trug er auf, dem Herrn Hochmeister zu melden, wie sie's gefunden hätten, und daß er selbst nach dem Hause Preußisch-Holland geritten sei, eine ernstliche Untersuchung in die Wege zu leiten. Er ritt dann auch ab, während noch der Schlitten gerüstet wurde; nicht hinter den Flüchtigen her, sondern seitab, um sie von der Landstraße abzuschneiden. Den Jungen

des Waldwarts mußte der eine von seinen Knechten aufs Pferd nehmen. Er hatte gesagt: „sie müssen weit um den Sumpf herum.“

Marcus wurde auf den Schlitten gelegt. Ursula setzte sich neben ihn und nahm seinen Kopf in den Arm. Die alte Frau kutschierte, immer bemüht den Stubben und Steinen auszuweichen. So gelangten sie noch bei guter Tageszeit nach Elbing. Die Knechte ließen gleich beim Spittel vorfahren und sorgten für Aufnahme des Kranken. Der städtische Spittelherr, ein Mitglied des Rates, war bald zur Stelle und erwies dem Sohne des Marienburger Bürgermeisters alle Freundlichkeit. Der Stadtchirurgus untersuchte und verband kunstgerecht seine Stirnwunde.

Nach einer Stunde kam unangemeldet kein geringerer, als der Hochmeister selbst, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er hatte sich nur von einem Diener des Hauskomthurs begleiten lassen und trug nur das einfache Kleid des Deutschordensritters ohne jedes Abzeichen seiner Würde. Man erkante ihn deshalb im Spittel auch nicht. Ursula aber kniete vor ihm nieder und dankte ihm mit bewegten Worten für die Hülfe, die er ihnen gesendet. Er hob sie auf und küßte sie auf die Stirn. „Ich glaubte Euch schon längst in Marienburg,“ sagte er. „Wie ist es gekommen, daß Ihr Euch erst jetzt auf die Reise machtet?“

„Die Mutter wollte mich anfangs nicht fortlassen, gnädigster Herr,“ antwortete sie, „trotz eures Briefes, den sie mit Tränen in den Augen wohl zehnmal las und wieder in ihrer Tasche verbarg. Marcus sollte nur gleich zurückkehren. Er blieb aber bei dem Kaplan und kam am andern und nächsten Tage wieder, seine Bitte zu wiederholen. Da gab sie denn endlich nach, da es doch zu meinem Glück sei, wie sie meinen müßte — und sie könnte auch nicht gegen Ew. Gnaden Befehl, sagte sie.

Ich sollte aber noch das Weihnachtsfest mit ihr verleben wie alle die Jahre. Und dann erbat sie sich von Marcus wieder einen Tag und noch einen. Es ist ihr schwer mich zu missen, und auch mir ward die Trennung nicht leicht. Endlich, nachdem schon mehr als eine Woche bei so zögerndem Abschiednehmen vergangen war, fürchtete Marcus doch mit Recht, die Eltern könnten in Sorge um ihn sein. So beeilten wir dann die Reise, bis uns gestern begegnete, was Ew. Gnaden weiß."

„Ich will sogleich einen Eilboten nach Marienburg schicken," sagte der Hochmeister zu Marcus, „euren Vater zu benachrichtigen. In der Nacht oder spätestens morgen in der Frühe kann er dann selbst hier sein."

„Tut das nicht, gnädigster Herr," bat Ursula. „Es ist geratener, wir schaffen Marcus, sobald die Pferde notdürftig ausgeruht sind, noch heut' zu Schlitten nach Marienburg. Ich weiß von meiner Mutter, daß dies für den Wundkranken am ersten Tage keine sonderliche Gefahr hat. Am zweiten aber stellt sich das Fieber ein, und dann ist ihm die bessere Pflege im Elternhause zu gönnen. Sehen die Seinigen ihn lebend, so wird auch nicht der Schreck so groß sein."

„Das Spittel wäre auch kein rechter Aufenthalt für Ursula," setzte Marcus hinzu, „und sie hat versprochen, mich nicht zu verlassen."

„Ihr habt Recht," sagte der Hochmeister nach kurzem Bedenken. „Ich will vom Schloß noch einige Pelze schicken, den Kranken und seine barmherzige Begleiterin warm einzuhüllen." Er drückte Marcus die Hand. „Lebt wohl und empfanget meinen herzlichen Dank, daß Ihr Ursula so mannhaft verteidigt und ihre Ehre über euer Leben gesetzt habt. Das soll Euch auch von meiner Seite unvergessen sein."

„O, gnädiger Herr," rief Marcus, „dessen bedarf es wahrlich keines Dankes. Hab' ich doch im ganzen

Leben keine größere Freude gehabt, als da ich mit meiner geringen Kraft für das Fräulein einstehen durfte. Gott aber hat das Schlimmste abgewendet durch eure Hand. Denn wahrlich, kaum eine Minute später hätte die Hilfe eintreffen dürfen."

„Wir sehen einander in Marienburg wieder," versicherte der Hochmeister, sich verabschiedend. Mit einem Blick auf Ursula setzte er hinzu: „In besserer Pflege könnt' ich Euch nicht wissen." Dann ging er nach dem Schloß zurück.

Bald langten die versprochenen Pelze und Decken an. Die Fahrt auf der wie ein Tisch ebenen Landstraße legte Marcus keine besondere Anstrengung auf. Öfter nur äußerte er die Besorgnis, daß seine Mutter erschrecken werde, wenn sie ihn ganz unvorbereitet in solchem Zustande sehe. Deshalb wurde unter dem Tor ein wenig Halt gemacht und die alte Frau vorausgeschickt. Als dann langsam der Schlitten vorfuhr, standen unter der Laube schon Bartholomäus Blume und Christine. Magdalene aber war bis auf die Straße hinausgelaufen und auf die Schlittenkufe gestiegen, den so lange schmerzlich Vermißten zuerst zu begrüßen und Ursula die Hand zu drücken.

Kurze Zeit darauf lag Marcus in seinem gut durchwärmten Stübchen auf weichem Lager. Er war in tiefen Schlaf verfallen. Die beiden Mädchen wollten sich die Nachtwache nicht nehmen lassen. Aber Frau Christine behauptete ihr Mutterrecht.

Viertes Kapitel.

Die Beichte.

Der Spittler hatte die Flüchtigen trotz aller Eile nicht eingeholt. Er setzte aber den Weg bis Preußisch-Holland fort, ritt gleich zum Schloß hinauf und verlangte, daß die Ritter im Kapitelsaal zusammentreten sollten, damit er Musterung halten könne. Ostra fehlte. Er sei mit einem Auftrag fortgeschickt, hieß es. Aber auch sonst war der Konvent nicht vollzählig; Plauen fand überall im Schloß die größte Unordnung. Im Speisesaal standen auf den Tischen die Würfelbecher und Weinkannen. Ungarische Musikanten hatten dort soeben ihre lustigen Stücklein aufgespielt und nicht schnell genug versteckt werden können. Zwei von den braunen Gesellen waren auffallend bartlos und erregten des Spittlers Verdacht, Wams und Hosen nicht mit Fug und Recht zu tragen. Das Volk wurde sofort ausgewiesen. In ihren Zellen hatten die Brüder sich's ganz gegen die Ordensregel bequem gemacht. Kaum in einer Bettlade fehlten die verbotenen Federkissen. Die Meisten hatten Geld und allerhand Kostbarkeiten im Besitz, auch ein eigenes Pferd im Stall stehen. Aus einem Kellerloch hervor heulten die Hunde, die offenbar zur Jagd gehalten wurden, obschon sie den Rittern strenge untersagt war. In der Waffenkammer hing kein Harnisch an der rechten Stelle, Schwerter

und Lanzenspitzen zeigten sich vom Rost angefressen, die Lederschilde verpilzt; lange schon konnten sie zu keiner Übung benutzt sein. Plauen benutzte die Gelegenheit, einmal von Grund aus Umschau zu halten, und strafte mit strengen Worten. „Ihr werdet es auf anderen Häusern nicht besser finden," entschuldigte der Komthur, „wenn Ihr so unvermutet hineinschneit."

„Eures Amtes ist es, solcher Zuchtlosigkeit zu wehren," schalt Plauen, „es fehlt Euch aber am guten Willen."

„So gebt mir auch die Macht dazu," antwortete der Gebietiger unwillig. „Soll ich mich den Brüdern durch Klagen verhaßt machen, da ich doch oben nicht Recht gegen sie bekomme? Man will's in des Herrn Hochmeisters Rat mit Niemand verderben. Mich wundert's, daß Ihr jetzt so scharf eingreift. Der von Ostra, den Ihr sucht, muß etwas besonders Schweres auf dem Gewissen haben. Nun — ich halt' ihn nicht versteckt. Wollt Ihr ihn mir abnehmen, so weiß ich Euch Dank dafür; denn er ist der unbändigsten einer."

Der Spittler ritt mit seinen Leuten wieder ab, legte sich aber unten am Berge in einen Hinterhalt. Als es bereits ganz dunkel geworden war, wurde auf dem gepflasterten Aufwege Hufschlag vernehmbar. Plauen ließ den Reiter ein Stück voraus und sperrte dann die Straße ab. Nun folgte er dem Manne, dessen müdes Pferd häufig über die Steine stolperte, und erreichte ihn vor der Brücke über den trockenen Graben. „Halt!" rief er ihm zu. „Wer seid Ihr und was tut Ihr hier vor dem Schlosse bei nächtlicher Weile?"

Der Reiter kehrte sich auf dem Sattel halb zurück und entgegnete in frechem Ton: „Das frag' ich Euch."

„Und ich geb' Euch ohne Zögern Antwort. Ich bin Reuß von Plauen, des Ordens oberster Spittler und warte hier auf den Ritter Boppo von Ostra, den ich im

Hause nicht getroffen habe. Ich irre wohl nicht, daß Ihr's seid."

„Ihr irrt nicht. Was steht zu eurem Begehr?"

„Von wo her kommt Ihr?"

„Das mag mein Komthur fragen, in dessen Auftrag ich ausgeritten bin."

„Ihr lügt. Er hat Euch keinen Auftrag gegeben."

„Die Lüge in euren Hals. Was erforscht Ihr mich hier auf der Straße?"

„Weil Ihr schwerster Gewalttat bezüchtigt werdet und Euch verantworten sollt vor dem Herrn Hochmeister."

„So straf' Gott den Buben, der mich verleumdet hat. Laßt mich ins Haus. Ich fordere Rittergericht."

„Es soll Euch werden, aber im Hause zu Elbing. Folgt mir!"

„Das kann jetzt nicht geschehen. Ich bin verwundet am Auge und muß mich verbinden lassen."

„Woher habt Ihr die Wunde?"

„Ich bin in der Finsternis durch den Wald geritten, da hat mir ein spitzer Ast das Auge verletzt."

„Ei! Saß nicht auf dem Ast ein Rabe, der Euch mit seinem Schnabel so zugerichtet? Bedenkt wohl, was Ihr sprecht. Man nimmt Euch beim Wort."

Ostra murmelte einen Fluch in den Bart. Er mochte einsehen, daß jeder Widerspruch vergeblich sein würde, und ergab sich, indem er den Gaul wendete. „Auf eure Verantwortung, Herr Spittler," sagte er. „Ich behalte mir die Klage wegen Wegelagerei vor und rufe diese Leute zu Zeugen an, daß ich friedlich im Schritt nach dem Hause geritten bin und niemand von einer Gewalttat weiß. Wer mich dessen beschuldigt, den nenn' ich einen Lügner und falschen Wicht auf Ritterwort."

Die Knechte nahmen ihn auf des Spittlers Geheiß in die Mitte. Dann ging es in scharfem Trabe auf Elbing zu. Gesprochen wurde unterwegs nichts weiter.

Im Hause ließ der Gebietiger Ostra in ein festes Turmgemach werfen und die Tür mit Eisen verlegen. Niemand sollte zu dem Gefangenen gelassen werden. Er selbst wartete ab, bis der Meister zum Nachtgebet in die Kapelle ging, wie er des guten Beispiels wegen solchen Dienst nach der Ordensregel nicht zu versäumen pflegte. Er erstattete ihm Bericht. Erlichshausen belobte ihn wegen seines Eifers. „Man muß den frechen Gesellen nach der Marienburg schaffen,“ sagte er, „wo er denen vor Augen gestellt werden kann, die ihn der Freveltat bezüchtigen. Ich hoffe, auch unseres Bleibens ist hier nicht mehr lange.“

„So bitt' ich Ew. Gnaden nur, Ihr wollet der Gerechtigkeit den strengen Lauf lassen,“ antwortete Plauen. „Nichts könnt' uns mehr Schaden bringen, als scharf anfassen und hinterher gelinde nachgeben.“

„Sorgt deshalb nicht,“ versicherte der Meister, „wir wollen mit ganzem Ernst unseres Amtes walten.“

Am anderen Tage wurde viel verhandelt zwischen dem portugiesischen Prälaten und den Abgeordneten des Hochmeisters. Herr Ludwig de Silves war nicht wenig erstaunt, daß die Angelegenheit diese Wendung nahm. „Es muß mich billig groß Wunder nehmen,“ sagte er spitz, „daß Ihr jetzt plötzlich so guten Mutes seid, es solle sich alles zum Guten auch ohne mich wenden, da doch in Wahrheit Lande und Städte zwar in Gedrang freundliche Worte gegeben haben, in der Hauptsache aber nicht minder störrig sind, denn vorher. Hab' ich doch nicht gehört, daß der Bund abgeschafft worden, um den der ganze Streit ging. Als Ihr eure Meinung zuerst anhubet, hatt' ich nicht gedacht, daß Ihr ein solches von mir begehrt haben solltet, sondern mehr, daß ich unseres heiligen Vaters Befehl und meiner Legation genug täte. Jetzt seid Ihr Euch selbst weise. Mag Euch das nicht gereuen.“

„Gnädigster Herr,“ antwortete Hans von Baisen,

„wollet nicht vergessen, daß eure Väterlichkeit selbst uns den Weg der Freundschaft gewiesen hat. Den sind wir nun gegangen von beiden Seiten und einander darauf begegnet mit Handreichung und guten Worten, daraus beide Teile erkennen mochten, es sei ihnen mit ihren Versprechungen ernst und wollten gern ihrerseits allen Streit meiden, daß der Bund mit der Zeit von selbst unnützlich würde. Lande und Städte stehen zum Orden als zu ihrer Herrschaft, und der Orden will ihnen den Richttag bewilligen, um den sie eifrig gebeten haben. Fänden sie da gerechten Spruch, wie sie wohl hoffen, so könnten sie sich des Bundes willig begeben."

Dazu wiegte der Legat bedenklich den Kopf. „Gott wolle das so fügen," antwortete er. „Aber es ist vielleicht morgen nicht so in unsere eigene Hand gelegt, wie heute, für alle Zukunft vorzusorgen. Ihr wisset wohl, daß ich den Weg der Freundschaft nicht anders verstanden habe, als daß ihr übereinkommen wolltet, den Bund zu beseitigen, der wider weltlich und göttlich Recht ist. Geht ihr nun darüber hinweg, so ist er doch nicht tot und mag hinter euch aufstehen, da ihr's am wenigsten erwartet."

„Ehrwürdigster Herr," nahm der Marschall das Wort, der sich dem Hochmeister gerade jetzt gern gefällig zeigen wollte, „wir vertrauen der Zusage unserer Untersassen, daß sie uns halten werden, was sie von Ehre und Rechtes wegen pflichtig sind zu tun. Gäben wir ihnen darin nicht nach, so möchten sie uns künftig wohl mit Grund beschuldigen, daß wir des Zwanges gegen sie froh gewesen seien. Wir bitten also Eure Väterlichkeit, wollet solche ziemliche, redliche und ehrbare Erbietung so ansehen, daß daraus viel Liebe und Freundschaft zwischen dem Herrn Hochmeister, den Prälaten und ihren Untersassen kommen werde."

Auch der Bischof von Riesenburg schloß sich seinen Bitten an und fügte hinzu: „Will der ehrwürdige Orden

sich vergleichen, so brächte es den Bistümern großen Schaden, wenn sie sich ausschlössen. Wir vertrauen, unser heiliger Vater der Papst werde darum keinen Unwillen haben, sondern mehr Wohlgefallen, und gern die Beschwerung abtun wollen."

Darauf winkte der Legat, der sehr verdrießlich war und doch meinte, vorsichtig auf alle Fälle bedacht sein zu müssen, dem Bischof von Ermland, der schweigend dabei stand, mit ihm in das kleine Gemach zu treten, und schloß hinter ihnen die Tür. „Was hat das nun zu bedeuten, lieber Bruder," fragte er hitzig, „daß man sich also einig zeigt, mich bei Seite zu schieben? Steh' ich hier nicht an des heiligen Vaters Stelle, und ist es nicht meine Pflicht die Dinge zu einem sicheren Ende zu bringen?"

„Mir selbst geht's über den Kopf," entgegnete Franziskus achselzuckend. „Ich fürchte, der Herr Hochmeister und seine Gebietiger begehen einen dummen Streich, dessen sie noch lange gedenken werden. Das wäre unter Konrad von Erlichshausen nicht geschehen: hätt' er's so weit kommen lassen, so hätt' er auch durchgegriffen. Aber sein Vetter Ludwig will's mit dem Pflaster versuchen, das die Wunde verklebt und sie doch nicht heilt. Wir müssen abwarten, was daraus entsteht."

„Das solltet Ihr billig nicht raten," rief de Silves. „Hab' ich doch Vollmacht, auch ohne eines Teiles Anrufen gegen die Ungehorsamen vorzugehen, und wahrlich auch die Zuchtmittel in der Hand, Sr. Heiligkeit Willen durchzusetzen."

„So ist's," gab Franziskus geschmeidig zu. „Aber Bann und Interdikt sind ein zweischneidig Schwert und mag leicht noch mehr den verletzen, der es braucht, als den, gegen den es sich wendet. Wie nun, wenn der Orden und das Land einträchtiglich über Euch hinweg den heiligen Vater anrufen, daß er sie von dieser durch

Euch verhängten Beschwerung befreien möge? Seid Ihr seiner und seiner Herren Kardinäle so sicher? Ich will mich nicht vermessen, Euch besseren Rat zu geben; stünd' ich aber an eurem Platz, wollt' ich's lieber zehnmal bedenken, ob ich nicht vorerst in Rom Bericht abstattete. Dann kann noch immer geschehen, was jetzt unterbleibt und aufgeschoben wird, und anders klingt dann das entscheidende Wort: Roma locuta est!"

De Silves hatte mit halbgeschlossenen Augen zugehört; um seine schmalen Lippen spielte ein bittersüßes Lächeln. Nun ergriff er die Hand des Ermländers und sagte: „Ich versteh' Euch und muß eure Vorsicht loben. Ich will ihnen die kurze Freude gönnen, mich so klug hinausgedrängt zu haben, indem sie von zwei Seiten zugleich schoben; sie sollen bald genug erkennen, weshalb ich gegangen bin. Ich bitt' Euch, decket mir hier den Rücken; vorn werd' ich keinen Schild brauchen."

Er drückte ihm nochmals die Hand und trat wieder zu den andern ein. Auf seinem Gesicht war nichts mehr von Verdruß zu sehen. Sehr gnädig sagte er: „Der hochwürdigste Herr Bischof von Ermland hat eine freundliche Bitte für das Land eingelegt. Ihr sprechet, daß dieser Vergleich viel Freundschaft und Liebe einbringen werde. Wir wollen das für eine Antwort annehmen und unserem heiligen Vater dem Papst vorbringen, auch um Bitte des Herrn Hochmeisters willen die Beschwerung lösen und wieder wegziehen. Wollet das euren Machtgebern melden."

So entfernten sich nun die Deputierten mit großen Dankworten. Lande und Städte, da sie hörten, daß sie dieser schweren Last entledigt worden, jubelten laut und waren ihres Sieges froh. Vom Hochmeister verabschiedet, zogen die Abgesandten eiligst in ihre Heimat, die frohe Kunde, daß der Legat abreisen werde, überall verbreitend. Tileman vom Wege sagte zu seinem Kumpan, da sie abritten: „Nun

ist über uns der ganze Himmel blau, und mag man sich dessen freuen. Da unten steht aber ein klein Wölkchen; das kann der Wind schnell hinaufblasen und ausbreiten. Darauf wollen wir uns alleweile bereit halten."

Auch der Legat rüstete nun zur Abreise. Jeder Tag brachte zu seinen Ehren kirchliche Festlichkeiten. Die Bischöfe ordneten an, daß er in jedem Ort, durch den er zöge, bis zur Grenze hin mit Glockengeläut empfangen und entlassen würde. Der Hochmeister hatte noch etwas Besonderes auf dem Herzen. Als er ihm in Begleitung seiner Gebietiger im Kloster, wo er wohnte, seinen feierlichen Besuch abstattete, deutete er den Wunsch an, bei ihm als des heiligen Vaters Abgesandten zur Beichte gehen zu dürfen. Der Legat erachtete dies als eine besondere, seiner Würde bewiesene Aufmerksamkeit und erbot sich gern zu diesem Dienst. So erschien denn an demselben Abend Ludwig von Erlichshausen nochmals allein und im einfachen Kleide des Deutschordensritters in der Klosterkirche, ließ sich durch Gebet vorbereiten und kniete dann an dem Beichtstuhl nieder, in den der Prälat sich gesetzt hatte.

Ihm war es um eine Beichte zu tun, deren sich sein Herz vor dem Priesterbruder des Ordens nicht hatte entledigen mögen. Das sagte er de Silves, und daß die alte, noch ungesühnte Schuld sein Gewissen schwer bedrücke. Er beichtete ihm alles; wie er in jugendlichem Leichtsinn und von leidenschaftlicher Begier verführt gesündigt habe gegen das Gebot: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, wie er auch gesündigt habe durch Bruch des Gelübdes, das er bei Aufnahme in den Orden abgelegt. Es sei sein heißer Wunsch gewesen, nach Rom zu pilgern und sich dem heiligen Vater zu Füßen zu werfen, um sich Verzeihung zu erbitten. Nun aber habe er das Gnadenjahr vorübergehen lassen müssen, da das Amt ihn in Preußen zurückgehalten. „Ihr aber, hoch-

würdigster Herr, stehet hier an des heiligen Vaters Stelle," schloß er demütig, „und seid ausgerüstet mit allen Gnadenmitteln der heiligen Kirche. Sehet gnädig an einen armen Sünder, der vor Gott im Staube liegt und sich unwürdig bekennt aller seiner großen Huld und Nachsicht. Wahrlich, mit großer Angst hat mein Gemüt der Brüder Wahl erfüllt, da sie mich eher hätten verachten und aus ihrer frommen Gemeinschaft ausstoßen, als zu ihrem Oberhaupt mit fürstlichen Ehren küren müssen. Nicht länger ertrag' ich solches Gefühl der Unwürdigkeit und will mit meinem Gott versönt sein, müßt' ich auch die schwerste Strafe dulden. Legt sie mir auf nicht nach dem Maß eurer Milde, sondern nach der Gerechtigkeit."

Der Bischof besann sich lange auf eine Antwort, während er halblaut Gebete murmelte. Endlich neigte er sich zu dem Knieenden und sagte: „Schwer hast Du Dich vergangen, mein Sohn, denn in einer Sünde sind gleichsam viele zusammengeströmt und allzu lange hast Du gezögert, den reinen Quell der Buße darüber hinzuleiten, daß er den Unrat aus deiner Seele fortspüle und dem Verderben wehre. Aber deine tiefe Reue hat Gott angesehen und mit Dir nicht strenge ins Gericht gehen wollen. Seine Gnade hat Dich zu einem Werkzeug erkoren, die Werke der Welt zu seinem ewigen Ruhm zu mehren. Denn seine Zulassung ist's allein, daß die Augen der Brüder in des Ordens Not sich auf Dich richteten und ihre Stimmen sich zu deiner Wahl vereinten. Der Allwissende hat auch dies gewußt, daß solche fürstliche Erhöhung Dich nicht mit Hoffahrt und Uebermut erfüllen, sondern erst recht zur Erkenntnis deiner Sündhaftigkeit und Schwäche hinleiten werde. Wie käme ich nun dazu, deine Reue zu verwerfen, die Gott angenommen hat? Darum will ich nicht strafen, sondern mahnen, nicht eine Buße auflegen, sonder all' dein irdisches Tun, wie

es dein hohes Amt fordert, Gott weihen. Großes muß der Herr mit dir im Sinn gehabt haben. Und schon ist's auch unsern blöden Augen erkennbar. Es ward Dir aufgetragen ein Land zu regieren, in dem die Bürger hoch und gering, eine neue Ordnung der Dinge anstreben, die ebenso der weltlichen Herrschaft Recht, als der heiligen Kirche Freiheit zu schädigen droht. Sie haben einen Bund gestiftet wider Gewalt, sind aber selbst die Vergewaltiger. Sie wollen die Herren sein im Lande und selbst an die Diener der Kirche Hand anlegen. So bist Du berufen, solchem Frevel zu steuern und dadurch Gott deine Schuld abzutragen. Ich sitze hier als ein Priester, nicht als der Abgesandte des Königs der Könige. Deshalb will ich nicht als Legat fragen, ob etwas versehen ist, sondern als Priester Dir ans Herz legen, Dich bei diesem schwächlichen Ausgleich nicht zu beruhigen, vielmehr nach bester Erkenntnis deine Pflicht zu tun, daß dieses Teufelswerk für alle Zeit vernichtet werde. Das ist die Buße, die ich fordere, daß Du deine Schwäche überwindest und nicht nachgibst den Schlechten, müßtest Du auch das Schwert gegen sie ziehen. An dem Tage, der den Bund endigt, wird dein Gewissen rein sein von aller Schuld. Willst Du versprechen, mit allen Sinnen danach zu trachten, also Gott wohlgefällig zu werden? Gib Antwort!“

„Ich will's,“ sprach der Hochmeister leise. „Das sei meines Lebens Aufgabe. Mag Gott mir helfen, sie zu vollbringen.“

Aus dem Beichtstuhle tönte das feierliche: „Absolvo te“ an sein Ohr. Freudig erhob er sich. Die Last war von seinen Schultern genommen, an der er so lange ohne Hoffnung der Erleichterung getragen: mit der Kirche fühlte er sich wieder versöhnt. Auf dem Heimwege nach dem Schloß freilich fing es ihn an zu verdrießen, daß der Priester ihm nicht eine kirchliche Buße aufgelegt, sondern

dem Regenten sein Verhalten vorzuschreiben gewagt hatte. Er streifte in seinen Gedanken die Frage, ob es nicht eine Demütigung des Ordens sei, daß sein Oberhaupt sich an die Weisung der Kirche band, um menschlichen Fehl zu sühnen. Aber auch darüber half ihm die Betrachtung hinweg, daß ihm ja nichts zugemutet werde, was er nicht schon freiwillig als seine Herrscherpflicht erkannt hatte. Den Umständen billig Rechnung zu tragen, konnte ihm auch so nicht verwehrt sein.

Zu Marienburg, wohin er gleich nach Erledigung der Geschäfte zurückkehrte, empfing er den Legaten mit allem Pomp, den die hochmeisterliche Residenz ihren hohen Gästen zu entfalten vermochte. Man sollte im ganzen Lande wissen, wie geehrt sich der Orden durch diesen Besuch gefühlt hatte und wie großen Wert er darauf legte, mit Rom in gutem Einvernehmen zu stehen. Er erhielt für die ganze Brüderschaft den Segen des heiligen Vaters.

Fünftes Kapitel.

Gnade für Recht.

In der nächsten Zeit schon berief Erlichshausen den Bürgermeister aufs Schloß und erkundigte sich, wie es Marcus gehe. Er liege an seiner Kopfwunde schwer krank darnieder, berichtete Blume, und der Medicus könne des Fiebers noch nicht Herr werden. „Die Wunde ist für sich selbst nicht so gar gefährlich," fuhr er fort. „Manchem Kriegsknecht mag sie schon breiter geklafft haben. Wie Marcus sich's aber zu Gemüt genommen hat, daß dem Fräulein Gewalt angetan werden könnte und er vermöchte nicht zu helfen, die furchtbare Angst Tag und Nacht und zuletzt die Überanstrengung im Kampf — das hat ihn so tief erschüttert, daß er nun nicht die rechte Kraft zum Widerstand hat und im Fieber immer wieder davon geplagt wird, als hätt' er das Schreckliche noch einmal und noch zehnmal durchzumachen. Doch hoff' ich auf gute Besserung, da Marcus ja von Grund aus ein gesunder Mensch ist. Auch fehlt es ihm an Wartung und Pflege nicht. Ich muß nur immer vorsorgen, daß die Weibsleute nicht alle drei zugleich ihre Kraft verschwenden."

Der Hochmeister versprach selbst zu kommen und nach dem Kranken zu sehen, sobald dessen Zustand es erlaube, und hielt auch Wort. Erst nach Wochen freilich konnte er zu Marcus eingelassen werden, aber inzwischen hörte

er doch von der Mutter, wie es stehe, und sah auch Ursula. Sie war immer voll Dank für die Wohltat, die man ihr in diesem Hause erweise. Magdalene sei ihr recht wie eine Schwester, und sie hätten schon gar keine Geheimnisse mehr vor einander. An Frau Christine habe sie eine zweite Mutter. „Deshalb vergeß' ich die erste doch nicht," setzte sie rasch hinzu, „und gäb' ihr gern Nachricht von mir, daß sie sich um mich nicht zu bekümmern brauchte. Wie soll ich's aber anfangen? Der Weg ist weit und ein Bote allzu kostbar."

Herr Ludwig streichelte ihr das Haar und meinte, für ihn sei's nicht so schwer mit des Ordens Briefschaften einen Zettel befördern zu lassen. Ursula küßte seine Hand. „Ach lieber gnädigster Herr Hochmeister," sagte sie freudig, „bedenket das in eurer Güte, es soll Euch herzlich gedankt werden."

Der Ritter von Ostra war vom Spittler nach der Marienburg gebracht worden und dort in die Eisen gelegt, da er frech leugnete. Weil es nun aber zur Zeit unmöglich war, ihn Marcus Blume gegenüber zu stellen, darüber auch noch geraume Zeit vergehen konnte, mußte Plauen wieder nach seiner Komthurei Elbing zurückreisen. Von dem Gerichtstage sollte er benachrichtigt werden. Nun aber gewann mit leichter Mühe der Marschall von Erdorf wiederholt Zutritt zu dem Gefangenen und unterredete sich mit ihm unter vier Augen. Als dann Wochen vergingen, ohne daß die Untersuchung einen Schritt weiter kam, trat Erdorf eines Tages vor den Hochmeister und sagte: „Gnädigster Herr, es scheint Euch ganz und gar in Vergessenheit zu kommen, daß Ihr den Bruder Boppo in den Turm habt sperren lassen, darin jetzt im kalten Winter wahrlich kein vergnüglicher Aufenthalt ist. Ob ich nun schon wünsche, daß kein Schuldiger der gerechten Strafe entgehe, so ist's diesmal

doch nicht so sicher, daß und wie etwa der Ritter von Ostra schuldig ist. Wollet mir's deshalb nicht verdenken, wenn ich für meinen Verwandten das Wort nehme mit der Bitte, ihn seinen Richtern zu stellen oder freizugeben."

Erlichshausen krauste die Stirn. „Es ziemt Euch wenig, Herr Marschall," entgegnete er, „dies für ihn zu betreiben. Es war doch wohl eure Veranstaltung, daß er am Ort der Tat nicht betroffen wurde. Zwingt mich nicht, dem näher nachzugehen; Ihr könntet viel Verdruß davon haben."

Der Marschall warf den Kopf auf. „Dem sei, wie ihm wolle, gnädigster Herr," sagte er, „so werd' ich doch nicht der einzige sein, der von der Sache Verdruß hat, wenn darüber geredet werden muß. Denn daß ich meines Vetters Partei nehme, mag sich Vielen von selbst erklären; daß man ihn aber aus persönlicher Feindschaft unterdrückt, wird niemand lobenswert oder auch nur entschuldbar erscheinen."

„Ich weiß von solcher persönlichen Feindschaft nichts," entgegnete der Hochmeister in scharfem Ton. „Es sollt' Euch wohl bekannt sein, daß eine Konfrontation mit Marcus Blume erforderlich ist, der doch an seiner Wunde noch krank liegt und das Haus nicht verlassen kann. Gerad' aus Rücksicht für den Ritter geschieht's, daß er nicht als ein Gefangener durch die Stadt geführt und in des Bürgermeisters Hause verhört wird. Dafür solltet Ihr mir danken."

Erdorf lächelte boshaft. „Wie hätt' ich zu fürchten, gnädigster Herr, daß solche Schmach jemals unserm Orden angetan werden könnte? Es ist schon bedenklich genug, daß ein Bürger gegen einen Kreuzherrn soll zeugen dürfen, der doch ein Teil seiner Obrigkeit ist. Wie viel ist da noch ab, daß auch ein Bauer seine schmutzige Hand aufs Kruzifix legen und gegen seinen

Herrn schwören dürfe, oder gar ein schlechter Preuße, den doch nicht einmal der deutsche Bauer für seinesgleichen hält. Aber dagegen will ich heut' nicht einsprechen. Kann Marcus Blume nicht aufs Schloß geschafft und Ostra vor Augen gestellt werden, so ist er ja wohl nicht der einzige Zeuge. Es geht auch meines Wissens die Anklage am wenigsten dahin, daß Ostra ihn verwundet. Sondern Jungfrauenraub soll er verübt haben, und die Jungfrau selbst ist ja hier zur Stelle. Mag sie ihre Beschuldigung dem Ritter ins Gesicht sagen, wenn sie kann. Befehlt, daß man sie ihm gegenüberstelle, und ich zweifle nicht, daß er sich wohl wird verantworten können."

Dieses Begehren war dem Hochmeister das unliebste. Er hatte gehofft, Ursula mit einem solchen Gange nicht beschweren zu dürfen. Wenn Marcus zeugte, so bedurfte es ihrer Aussage nicht weiter. Nun zweifelte er nicht, daß der Marschall hier den Hebel anzusetzen gedachte, ihn wankend zu machen. „Wie sollte Ostra sich verantworten können?" fragte er ausweichend. „Will er wirklich leugnen, die Reisenden auf der Landstraße überfallen und wider ihren Willen nach dem Hause des Waldwarts gebracht zu haben, da doch alles gegen ihn zusammenstimmt? Wahrlich, er ist ein verlorener Mann und wird zeitlebens im Kerker büßen müssen. Wie mag ihn da der Sache notwendiger Aufenthalt um wenige Wochen oder Monate sonderlich beschweren?"

„Und wenn er das nun nicht leugnete, gnädigster Herr, was Ihr ihm vorwerft," bemerkte Erdorf mit einem listigen Blick, „wär' damit seine Schuld schon erwiesen? Ich will seiner Verteidigung nicht vorgreifen, aber Euch doch zum eigenen Besten nicht vorenthalten, was meine gut gestützte Vermutung ist. Ostra hat beim Krüger unter seinem Hause Leute angetroffen, die er für Landstreicher hielt — einen jungen Burschen und ein

fahrendes Frauenzimmer und ein altes Weib. Sie sind ihm verdächtig erschienen und er hat sie beobachtet, vielleicht auch mit ihnen Kurzweil treiben wollen. Es mag so sein oder anders. Kurz, er hat sich in der Schenke zu ihnen gesetzt und gesehen, wie das fahrende Fräulein — verzeiht, wenn ich's so nach seiner Schätzung nenne — mit einem kostbaren Ring gespielt —"

„Einem Ring . . .?"

„Demselben, mit dem ja auch das Schreiben gesiegelt war, das Ew. Gnaden empfing. Der Ring hat ihm auffallen müssen; er meinte ihn an Ew. Gnaden kleinem Finger gesehen zu haben, als Ihr zur Huldigung kamt. Da hat er gefragt und keine Auskunft erhalten, und ist nun bei ihm kein Zweifel gewesen, daß Euch das Kleinod sträflich entwendet sei."

„Mir — entwendet?"

„Er konnte ja nicht wissen, daß Ihr das Fräulein im Schloß zu Heilsberg gesehen und gesprochen und vielleicht beschenkt hattet, trotzdem die Mutter unter schwerer Beschuldigung stand, teuflische Künste getrieben zu haben."

„Weiter, weiter! Kommt zur Sache."

„Ich sage, Ostra konnte von alledem unmöglich eine Ahnung haben. Er beschloß, aus Dienstwilligkeit gegen Euch den Leuten nachzureiten und ihnen den Ring abzunehmen. Da sie ihn aber nicht herausgeben wollten, sondern jetzt gänzlich verleugneten, hob er sie auf und brachte sie nach dem Waldhause und mag dort nicht gerade fein säuberlich mit ihnen verfahren sein, zumal der garstige Vogel, den das Fräulein bei sich hatte, auf ihr Geheiß gegen ihn ansprang und ihm das Auge verletzte. Daraus wird man ihm kein groß Verbrechen machen können."

Der Hochmeister hatte die Augenlider sinken lassen und die Unterlippe eingezogen. Er verstand Erdorf wohl.

Aus allerhand Gliedern, die nicht zusammen gehörten, war da für ihn eine Kette geschmiedet, die ihn fesseln sollte. Wer konnte Ostra verbieten, dies alles vorzubringen? Wie war es zu widerlegen? Und schon, daß man davon sprach, daß des Hochmeisters Person hineingezogen wurde, daß ihm der Mund geschlossen war . . . In der Tat, er hatte sich vorzusehen. „Bekennt nur,“ sagte er nach einer Weile spöttisch, „daß Ihr von keiner Vermutung sprecht, sondern Euch schon mit eurem Vetter verständigt habt. Er wird versuchen, sich so auszureden.“

„Er behauptet, so die Wahrheit zu sagen,“ antwortete der Marschall, den Kopf zwischen die Schultern ziehend. „Seiner Richter Pflicht wird's sein, zu prüfen, ob sie ihm glauben mögen. Und vielleicht wollen sie ihm glauben, ohne allzu ängstlich zu prüfen. Der Bruder sitzt nicht gern über den Bruder zu Gericht, am wenigsten, wenn die Anklage von außen kommt. Die Strafe, die der Einzelne leidet, hat die ganze Gemeinschaft zu büßen. Bedenkt auch, daß ein ritterliches Wort mehr gilt als ein bürgerlicher Eid, und daß Ostra, wenn's darauf ankommt, leicht sieben oder auch mehr Eidhelfer unter den Brüdern finden wird, die mit einem Schwur bekräftigen, daß sie ihn solcher Tat, wie er bezüchtigt worden, nicht für fähig halten.“

Erlichshausen blickte finster zu Boden. Nur zu recht hatte der Marschall: es war schwer, einen aus der festgeschlossenen Reihe herauszuziehen — vielleicht unmöglich, wenn er so hohe Freunde hatte. Er fühlte jetzt, wie tief das Band einschnitt, das der Hochmeister sich im Voraus um die Hände hatte legen lassen, da er sie einmal frei bewegen wollte. „Was wollt Ihr?“ sagte er mürrisch. „Ich habe getan, was meines Amtes ist, und scheue die Verantwortung nicht. Ist euer Vetter weniger schuldig, als es den Anschein hatte, so will ich

mich dessen freuen. Leid aber müßte mir's sein, wenn man die armen Leute verunglimpfte, die durch ihn zu Schaden gekommen. Was uns selbst betrifft, so können wir alleweile boshafter Verleumdung nicht die Tür schließen."

Erdorf merkte, daß er das schlaue Spiel schon gewonnen hatte. „Wollt Ihr sie deshalb euren Gegnern weit aufsperren? fragte er. „Weshalb rede ich denn, als weil ich Ew. Gnaden in Freundschaft warnen will? Es greife mich einer offen an, und ich will ihn ins Gesicht einen Buben nennen. Aber gegen das Gerede, das hinter meinem Rücken zischelnd von Mund zu Mund geht, hab' ich keine Macht. Je unsinniger es ist, desto wehrloser bin ich dagegen. Doch denkt Ihr vielleicht anders darüber, gnädiger Herr. Mir soll's nicht zuwider sein, wenn Ihr den Dingen ihren Lauf laßt."

Der Hochmeister verzog die Lippe zu einem bitteren Lächeln. „Und was ist euer Rat, Bruder Erdorf?"

„Gnädigster Herr," antwortete der Marschall, „nehmt die Entschuldigung, die Ostra vorbringt, als glaubhaft an, sie sei es oder sie sei es in euren Augen nicht. Könntet Ihr Euch in des Bürgermeisters Hause nicht selbst die Ueberzeugung geholt haben? So erklärt sich nun auch das. Ihr habt Ostra fangen und setzen lassen; so wird man's nicht verwunderlich finden, wenn Ihr ihn losgebt. Auf seinen Dank dürft Ihr rechnen — und nicht nur auf seinen Dank."

Erlichshausen überlegte, indem er wieder mit den Fingerspitzen die Stirne rieb, wie seine Gewohnheit war. Ein so weltkluger Beobachter, wie Erdorf, wußte, daß er sich nur noch nach einer Brücke umschaute, die sich ohne allzu große Gefahr für sein Ansehen betreten ließe. Er meinte, sie ihm selbst schlagen zu sollen. „Es ist wahrlich nicht mein Rat," fuhr er fort, „daß Bruder Ostra ohne Strafe bleiben soll, wenn Eure Gnade es

ihm schon für nichts rechnet, daß er ein Auge eingebüßt und Wochen lang im Kerker geschmachtet hat. Legt ihm eine ritterliche Bußübung auf und schickt ihn nach einem unserer Häuser im Reich unter strenge Zucht. Wie ich seinen Ehrgeiz kenne, wird's ihm die schwerste Strafe dünken hier aus Preußen verbannt zu sein, wo er sich des Herrn Hochmeisters Auszeichnung zu gewinnen und rasch von Amt zu Amt aufzusteigen hoffte."

„Ich will's bedenken," sagte der Hochmeister und entließ ihn mit einem Händedruck.

Er bedachte es auch drei Tage lang, immer verdrießlicher, je länger er zögerte zu tun, was doch unerläßlich scheinen mußte — unerläßlich, wenn er nicht jedes Bedenken, das seine Person anging, hinter sich werfen und um der Gerechtigkeit willen mutig der Verleumdung stehen wollte. Jetzt konnte er sich als Herrscher beweisen, vor dem sich auch die Großwürdenträger im Orden zu beugen hätten — ihm ahnte, daß er niemals seinen Willen gegen sie durchsetzen werde, wenn er sich diesmal einschüchtern ließe. Aber sein Mut war schwach. Welche Anstrengungen sollte er von sich fordern? Ja, wenn sein Gewissen rein gewesen wäre! Da nutzte doch die Absolution des Legaten nichts. Er schwankte eine Weile, ob er Plauen von Elbing zu sich berufen sollte. Was konnte das nützen? Wollte er sich denn auf seine Schulter lehnen? Immer lockender schien es ihm, sich den Marschall zu verbinden. Endlich gab er ihm Vollmacht, die höchst verdrießliche Angelegenheit nach seinen Wünschen und Vorschlägen zu regeln.

Da hatte er nun Ruhe. Aber um welchen Preis?

Erdorf traf sofort seine Maßregeln. Er ließ Ostra aus dem Turmgefängnis nach der Firmarie schaffen und dort als Kranken behandeln. Der Ritter war wirklich krank; das verletzte Auge eiterte noch immer, und die dumpfe Luft des Kerkers, die Kälte und die mangelhafte

Nahrung hatten den Körper geschwächt. Niemand wußte mit Sicherheit, weshalb er eingekerkert worden war. Er werde sich gegen die Ordensregel vergangen und dafür gebüßt haben, meinte man. Und wenn sein Fehl schwerer gewesen sein sollte — was weiter? Je lockerer die Zucht, um so mehr Freiheit durfte sich auch jeder andere nehmen.

Als Ostra dann genesen war, ließ ihn der Marschall in sein Gemach führen und sagte zu ihm: „Ich hab' Euch von dem Herrn Hochmeister losgebeten, Vetter, aber glaubt deshalb nicht, daß ich eure ganz unsinnige Tat billige oder auch nur nachsichtiger beurteile, als er. Was Euch diesmal dient, daß euer Verbrechen nicht nach der Strenge des Gesetzes geahndet wird, möcht' Euch in einem zweiten Fall schwerlich wieder dienen. Ihr seid diesmal gleichsam mit einem blauen Auge davongekommen, und wenn Ihr's ganz und gar eingebüßt habt, so nehmt auch das als eine verdiente Strafe hin. In Preußen dürft Ihr nicht bleiben. Ich will Euch aber nicht als einen Gefangenen auf eins unserer Häuser im Reich schicken, wie ich wohl müßte, sondern Euch dem Herrn Deutschmeister zurücksenden mit solcher Anzeige eures Fehls, daß er nicht abgestoßen wird, Euch in seinem Dienst zu verwenden, wie Ihr Euch dazu tauglich erweist. Ich hoffe, Ihr seid noch jung und unverdorben genug, Euch wieder zu Ehren zu bringen."

Er gab ihm ein versiegeltes Schreiben und in einem kleinen Lederbeutel das erforderliche Reisegeld. Einen größeren Beutel behielt er noch in der Hand. Ostra dankte mürrisch. „Ich wollte," bemerkte er, „ich hätte mich nie verleiten lassen, das Ordenskleid anzunehmen. Es ist nichts für mich. Als ich eintrat, schien's so, als ob es einen munteren Krieg mit Polen und Littauen geben sollte, in dem Ruhm und Beute zu holen wäre. Aber wir sitzen müßig in den Häusern und unsere Waffen frißt der Rost; die Federfuchser sind überall auf. Da

könnt's noch vergnüglicher und gottgefälliger zugleich sein, gegen den Türken zu ziehen. Ein kräftiger Mann will Beschäftigung haben. Fehlt sie ihm, so fällt er auf allerhand Tollheit. Schlimm genug, daß ihm hinterher als ein Verbrechen angerechnet wird, was man überall im Reich ritterlicher Freiheit zu gut hält. Wenn so ein Lümmel, der die Hand gegen einen Edelmann und noch dazu seine Herrschaft zu heben wagt, seinen blutigen Lohn empfängt, so kräht da kein Hahn um ihn. Hier in Preußen aber soll man das Volk mit Sammetpfötchen anfassen, und ist alles gleich voll von Angst, daß es ein Geschrei geben könnte. Zum Teufel auch! es will jeder nach seiner angeborenen Art leben. Hier soll ich mehr ein Mönch als ein Ritter sein. Ich könnt's wahrlich dem Herrn Hochmeister Dank wissen, daß er mich fortschickt, behielt ich nur Aussicht, daß er mich wieder ruft, wenn's hier etwas für Leute meines Schlages zu tun gibt. Aber da kann ich lange warten."

„Vielleicht nicht so lange als Ihr fürchtet," entgegnete der Marschall. „Ihr müßt allezeit die Augen offen haben und nach rechts und links schauen, wo es zuzugreifen gilt. Ich hab' Euch dem Herrn Deutschmeister, der längst mit diesen faulen Zuständen unzufrieden ist, als einen Mann empfohlen, der etwas zu wagen entschlossen ist und lieber rauft, als stille sitzt. Ich denke, er wird Euch in Geschäften verwenden, die Euch viel auf der Landstraße halten. Da gebt Acht, ob man Euch irgendwo fordert. Und nehmt auch noch einen besonderen Auftrag von mir mit, Vetter — einen heimlichen, so zu sagen, und deshalb ohne schriftliche Beglaubigung. Es ist nicht gerade nötig, daß Ihr schnell reist. Seht Euch in den Grenzländern um, ob Ihr gute Mannschaft antrefft, die sich für alle Fälle werben lassen möchte. Könnt Ihr im Stillen ein paar hundert Knechte gewinnen, die bereit liegen, so wollt' ich Euch das für eine gute Tat rechnen

und Euch deren künftig beim Herrn Hochmeister gebührlich rühmen."

„Nichts leichter als das!" rief Ostra. „Es ist überall Volks genug vorhanden, das nur auf das Handgeld wartet."

Exdorf legte den Finger auf den Mund. „Versteht mich recht, Vetter: wir sind zurzeit noch im Frieden mit unseren Nachbarn und gedenken ihn auch nicht zu brechen. Näher liegt die Gefahr, daß wir mit unsern eigenen Untersassen einen Streit auszufechten bekommen. Schwerlich reicht die Mannschaft in unsern Schlössern aus, einen Aufstand rasch niederzuwerfen, die Dienstleute vom Lande aber sind unzuverlässig. Deshalb muß es uns erwünscht sein, für alle Fälle einige Spieße in der Nähe zu haben. Doch auch davon darf nichts verlauten, damit nicht das Mißtrauen genährt wird. Ihr seid auf der Reise und mögt unterwegs dies und das vornehmen, wovon wir nichts wissen. Kommt Euch doch einer auf die Schliche und bringt's aus, so habt Ihr ohne Vollmacht gehandelt."

Er legte den andern Beutel in seine Hand.

„Das heißt, ich soll meinen Rücken hinhalten, wenn man auf Euch losschlägt," rief Ostra lachend. „Sei's darum! Ihr habt's wohl um mich verdient. Verlaßt Euch ganz auf mich. Meinetwegen mag's heißen, daß ich mir selbst eine Mannschaft anwerbe, ins Ordensland einzufallen, die frechen Bündischen zu züchtigen oder, wenn Euch das besser zusagt, meine Rache an denen zu nehmen, die mich in den Turm gebracht haben. Ich will still halten."

Der Marschall drückte ihm die Hand, gab ihm sein Schwert zurück und entließ ihn. Denselben Tag noch begab sich der Ritter auf die Reise.

Als nicht lange danach Reuß von Plauen nach der Marienburg kam und erfuhr, was geschehen, wurde er sehr betrübt und sprach den Hochmeister an: „Gnädigster

Herr, das hat Euch nicht euer Freund eingegeben. Wenn solche Tat ungestraft bleibt, wer von den Brüdern mag da noch zur Rechenschaft gezogen werden? Ich wollte, Ihr hättet mich nicht abgeschickt, den Mann zu fangen. Wie soll ich Euch künftig mit frohem Herzen zu Dienst sein, wenn Ihr mich danach verleugnet?"

„Das war meine Absicht nicht," versicherte Erlichshausen eifrig, „und hat auch so nicht gedeutet werden können. Es sind diesmal gar besondere Gründe, die mich bestimmten, nicht die ganze Strenge walten zu lassen, und sie wiederholen sich nicht so leicht wieder. Vergeßt nicht, daß ich an meiner Stelle auch auf anderer Ratgeber Meinung zu achten habe."

„So sehet zu, wie weit Ihr kommt," sagte der Spittler wenig überzeugt, „wenn Ihr die Pferde hinten und vorn an den Wagen spannt. Unsere Gegner haben ihre Freude daran."

Dem Marschall ging er aus dem Wege. Es hätte ein böser Streit ausbrechen müssen, wenn er ihn wegen der Vetterschaft zur Rede stellte, und der Spittler wußte, daß er den gefährlichen Mann nicht beseitigen könnte. Des Ordens wegen hielt er Frieden, aber mit schwerem Herzen kehrte er nach Elbing zurück.

Sechstes Kapitel.

Die Freundinnen.

In Thorn ließ sich bei der diesjährigen Ratskehr Tileman vom Wege nicht zum Bürgermeister küren. Er wollte freiere Hand haben, für die Sache des Bundes zu wirken, die durch die letzten Ereignisse arg ins Schwanken gekommen war. Aber er blieb im Rat und war nach wie vor die Seele desselben. Auch konnte er seiner Freunde in den leitenden Ämtern sicher sein.

Mit seinem Sohn hatte er, nachdem der Elbinger Tag beendigt, einen schweren Stand gehabt. „Ich bin Barthel Blume weiter entgegen gegangen," sagte er ihm „als ich vor mir selbst verantworten kann. Vergeblich hab' ich ihn in Elbing erwartet. Er beharrt in seiner Widersetzlichkeit gegen den Bund und hält's mit unsern schlimmsten Feinden, denen von Neustadt Thorn. Wie dürfen wir danach in freundschaftlichen Verkehr mit seinem Hause treten? Er selbst bedenkt mehr des Herrn Hochmeisters Gunst und Gnade, als seines Kindes Glück."

Jost wollte das nicht gelten lassen. „Gilt er Euch als ein Abtrünniger," antwortete er, „so meint er selbst doch seine Treue zu beweisen und seine Eidespflicht zu bewahren. So ist er auch seinen Gegnern achtbar. Zöge er jetzt sein Wort zurück, so geschäh's um Gunst und Vorteil und Ihr selbst müßtet ihn verachten. Warum ver-

langt Ihr's so Zug um Zug wie im Handel? Laßt ihm Zeit, sich zu eurer Meinung zu bekehren. Geschieht das nach Jahr und Tag, wenn unsere Familien verschwägert sind, so wird niemand Anstoß daran nehmen."

„Wer sagt Dir aber, daß es überhaupt geschieht?" fragte Tileman, „daß der Spalt nicht noch weiter auseinanderklafft, trotz der Verschwägerung. Willst Du in die Mitte gestellt sein zwischen zwei Hammer, die ihre Kraft erproben? Es ist nicht unser Arm, der sie bewegt, und nicht unser Wille, der sie zum Stillstehen bringt."

„Ihr seht die Dinge allzu schwarz, Vater" wendete Jost ein. „Ich höre Euch, aber ich höre auch andere. Viele wollen den friedlichen Ausgleich. Wenn Ihr Euch auf die Polen verlaßt — wie es mit der Polen Freundschaft steht, weiß ich am besten. Sie schüren das Feuer, weil sie hoffen, bei dem großen Brande für sich selbst etwas in Sicherheit zu bringen. Helft ihnen den Orden erniedrigen und seht zu, wie Ihr Euch ihrer noch erwehrt. Das bedenkt mancher mit Sorge. Gebt ein großherziges Beispiel der Versöhnlichkeit, und beide Teile werden's Euch danken."

Tileman lächelte mitleidig. „Es gibt Schwächlinge genug," entgegnete er, „die ihresgleichen einbilden, sie halten tapfer stand, wenn sie nur so weit zurückweichen, als der Gegner sie drängt. Da sie meinen, das Ganze nicht haben zu können, lassen sie sich mit einem Teil abfinden und teilen wieder den Teil und so fort, bis am Ende nichts übrig bleibt. Es sind immer nur wenige, die den Zügel fest in der Hand und den Blick sicher aufs Ziel gerichtet haben. Die sollen sich aber auch durch kein Blendwerk beirren lassen, und wär's noch so hold. Man mag wohl eine Wand zwischen uns aufrichten für kurze Zeit, aber was uns entzweit, liegt tiefer, als ihre Stützen, und wühlt unwiderstehlich von unten her, bis sie einstürzt. Tritt fort davon, daß sie Dich nicht erschlägt!"

Jost mußte schweigen, aber er tat's mit verbittertem Gemüt und mit dem stillen Vorbehalt, nicht nachzulassen, bis er sein Stück durchgesetzt hätte. Mit Gründen war dem Alten freilich nicht beizukommen und mit Schmeicheln und Bitten ließ sich ihm nichts abringen. Die Besorgnis mußte einwirken, daß er bei zähem Beharren auf seiner Weigerung den Sohn verlieren möchte — den einzigen Sohn, vielleicht den einzigen Menschen, an dem sein Herz hing. Deshalb scheute Jost sich nicht, ein bedenkliches Spiel zu wagen: er hielt sich mehr und mehr von seinem Vater fern, trat in Verkehr mit dessen stadtbekannten Gegnern von den alten Geschlechtern und trank im Bürgergarten mit den Handwerkern auf des Herrn Hochmeisters Wohl. Mit den jungen polnischen Edelleuten, die nach Thorn kamen, um sich zu vergnügen, fing er Händel an, die mit Raufereien endeten, zechte mit den lockersten Gesellen und liederlichen Frauenzimmern die Nächte hindurch, so daß er andern Tages zur Arbeit in der Geschäftsstube untauglich war, und ließ auf der Straße die angesehensten Ratstöchter, deren Väter das sehr übel nahmen, ungegrüßt. Der Jost vom Wege ist ganz toll geworden, hieß es allgemein, an dem erzieht sein Vater auch etwas Rechtes! Der Alte sah wohl, in wie verzweifelter Stimmung Jost war und daß er's auf ein Widerspiel abgesehen hätte. Er meinte abwarten zu sollen, bis sich von selbst die Vernunft wieder zurückfände; es mußte ja doch bald zu Tage kommen, wie begründet seine Bedenken gewesen seien.

Und darin hatte er jedenfalls Recht. Nur wenige Monate brauchten zu vergehen, bis sich des Legaten wahre Gesinnung offenbarte. Auf seiner Reise durch's Reich hatte er überall an den Fürstenhöfen großes Geschrei erhoben, wie übel ihm in Preußen mitgespielt worden, so daß er des Papstes Auftrag sehr zum Schaden aller Obrigkeit und der heiligen Kirche nicht habe ausführen können. Es herrsche da in dem Ordenslande ein böser,

sehr verderblicher Geist, der bald ansteckend auf die andern Länder wirken müßte, so daß kein weltlicher oder geistlicher Fürst seines Regimentes mehr sicher sei. Sollte es gelitten werden, daß die Untertanen irgendwo einen Bund machten gegen ihren Herrn, so habe auch bald Kaiser und Reich nichts mehr zu bedeuten. Mit dem Deutschmeister, der nur auf die Gelegenheit zur Einmischung lauerte, verabredete er weitere Schritte beim römischen König. So kamen denn im Frühjahr Briefe von vielen deutschen Fürsten, weltlich und geistlich, ins Land, voll ernster Mahnungen, von dem Widerstand gegen die Obrigkeit abzulassen und den gebotenen Frieden anzunehmen. So schrieb der Markgraf Hans von Brandenburg, so der Kurfürst Friedrich von Brandenburg, so der Erzbischof von Köln, ebenfalls Kurfürst des Reichs. Er bot sich selbst zum Vermittler an, wenn sie „Zwang und Gedrang leiden“ sollten, riet ihnen aber ernstlich, ihre Sache nicht selbst zu führen, sondern sie vor den Papst oder den römischen König und die Kurfürsten zu bringen.

Endlich gar gelangte nach Thorn die heimliche Nachricht, daß der Orden Söldner werbe. Es stünden schon dreihundert Glevenien zu Schlochau und vierhundert würden aus der Mark erwartet. Des Hochmeisters feierlichste Versicherung, daß er von nichts wüßte, hatte keinen Erfolg: man glaubte, was man glauben wollte. Das Mißtrauen gegen ihn war auch schon deshalb von Neuem wach gerufen, weil er zwar den versprochenen Richttag angesetzt, aber nicht Richter bestellt hatte, wie sie Lande und Städte zur Sicherung gerechter Sprüche begehrten. So wuchs täglich die Verwirrung, und die Danziger gingen gar so weit, ihre Mauern besser zu befestigen und Proviant in die Stadt zu schaffen, als ob der Feind schon im Anrücken wäre.

Tileman benutzte alle diese sehr verfänglichen Tatsachen, um seinem Sohn vorzustellen, wie unabwendbar

ein Kampf scheine, in dem jeder werde Partei nehmen müssen. „Wir sind nicht die Friedensstörer," sagte er. „Scheinheilig hat der Legat uns gute Worte gegeben, so lange er im Lande war; nun fällt er uns aus dem Hinterhalt an mit unehrlichen Waffen und möchte am liebsten die ganze Christenheit gegen uns in Harnisch bringen. Die Fürsten und Pfaffen wissen auch, daß sie uns nicht bei unserm Recht lassen dürfen, wenn sie selbst ihr Unrecht behaupten wollen. Stehen wir hier im Norden fest, wie die Schweizer im Süden, so wird bald überall die Freiheit mächtiger sein, als die Knechtschaft. Aber groß ist die Gefahr! Deshalb müssen wir die Widerstrebenden niederwerfen, daß sie uns nicht in den Rücken fallen, wenn wir uns schon kaum der Angreifer von vorn erwehren. Ihr Haupt aber ist Bartholomäus Blume. Du wirst einsehen, daß wir nie in Freundschaft zu ihm stehen können, er unterwerfe sich denn dem Bunde, dem er die Fehde angesagt hat."

Er fürchtete schon selbst, auf die Dauer nicht standhaft bleiben zu können, da Jost in seinem Trotz verharrte, und fing an, bei den Parteigenossen vorzubauen, daß man ihn hinterher nicht des falschen Spiels bezüchtige. Er müsse den Sohn nach seinem Wunsch verheiraten, wenn er ihm nicht ganz liederlich werden solle. Er deutete an, daß er mit dessen Wahl nicht einverstanden sei, ohne vorläufig einen Namen zu nennen. Jost hätte eher über sich als unter sich sehen sollen, doch lasse sich darüber mit ihm nicht rechten. „Was will man tun? Ehen werden im Himmel geschlossen." Dann wieder warf er die Frage ins Gespräch, ob die Bündischen die Pflicht hätten, sich des Verkehrs mit den Gegnern gänzlich zu enthalten, oder ob's nicht in besonderen Fällen nützlicher sei, alte Freundschaften zu bewahren und Familienbande anzuknüpfen. „Es kommt dann darauf an, wer der stärkere Teil ist," meinte er, „der zieht den andern zu sich herüber, wenn's heißt

Hier oder Dort. Ich, wie ich einmal beschaffen bin, hätt' keine Furcht, mich mit dem Teufel selbst zu verschwägern. Er sollt' eher ein Stück von meinem Herzen abreißen, als mich vom Bunde abbringen. Ob ich ihn zwänge, mir zu dienen, weiß ich nicht; aber es könnte wohl geschehen, daß er vorsichtig um mich herumginge und mich gewähren ließe, da er mich sonst mit Haut und Haar zu verschlingen trachtete." Dazu lachte er und fuhr fort: „Es ist nur ein Exempel. Man spricht wohl von des Teufels Großmutter, aber daß er eine Schwester oder Tochter hätte, hat noch Niemand behaupten mögen. Will auch nicht den Pfaffen nachsprechen, die da predigen, in allen schönen Weibsen stecke der Teufel, also daß man sich vor ihrer Verführung in Acht zu nehmen habe. Viel Unheil mögen sie wohl in der Welt anstiften können, und die mit den frömmsten Gesichtern sind manchmal die unheiligsten." Nun seufzte er schwer und zog die Stirn in Falten, als käme ihm etwas sehr Verdrießliches in die Gedanken. Zum ersten Mal zeigte er sich unsicher und unschlüssig. Das hatte den Grund, weil Kopf und Herz nicht zusammen gehen wollten, wie sonst. Er liebte seinen Sohn und hätt' ihm gern etwas zu Liebe getan, wenn's auch nur halbwegs mit seiner Pflicht zu vereinen gewesen wäre.

So war nun das Jahr in den Mai gekommen, und er brachte so warme Tage und laue Nächte, daß wie durch Zauber alles Grau sich in hellstes Grün verwandelte und nie der Welt Herrlichkeit so herzerfreulich schien offenbart zu sein. Wo ein Lindenbaum am Hause stand da öffneten sich die Fensterladen und die Stadtkinder kuckten neugierig hinaus, ob sie die Blättchen könnten wachsen sehen und den Singvögeln, die ihre alten Nester suchten, das Geheimnis ablauschen, wie sie den Frühling ins Land gebracht hätten. Auf den Äckern sproßte die Wintersaat, das junge Gras der Wiesen schoß üppig auf, die Landstraßen entlang schimmerten die Birken und Pappeln

grün, die Steinblöcke auf den Haiden überzogen sich mit einem Sammetteppich von Moos und von der Föhrenwälder dunkler Wand in der Ferne zeichneten sich überall in scharfer Umgrenzung die eingestreuten Laubhölzer ab. Vor wenigen Wochen noch hatte Schnee auf der Schattenseite der Raine, Eis in den tiefen Gräben gelegen, ein kalter Nordostwind von der See her die Felder bestrichen und die kahlen Äste der Bäume durchschauert. Später, viel später als am Rhein oder selbst an der Elbe und Oder zog der Frühling an der Weichsel hinab, aber um so eiliger hatte er's auch hier die Erde zu schmücken und die Menschen zu erfreuen. Er liebte es nicht, sich lange vorher anmelden und dann wie ein vornehmer Herr auf sich warten zu lassen. Da bin ich endlich, aber da bin ich auch mit ganzer Macht. Ich muß mich sputen, daß ich fertig werde, denn wenn hoch im Norden das Eis zum Schmelzen kommt und die Luft weithin erkältet, treibt mich doch der Sturm noch einmal zum Lande hinaus. Blatt und Halm müssen kräftig ins Wachstum schießen, damit sie dem tückischen Nachtfrost Widerstand leisten.

Nirgends in Preußen war's um diese Zeit schöner, als um das alte Schloß und die Stadt Marienburg herum. Garten reihte sich hier an Garten weit in die fruchtbare Niederung des kleinen Werders hinein. Vom hohen Nogatufer schweifte der Blick südwestlich an dem sich weit ausbuchtenden jenseitigen Damm entlang über das weite Flußtal hin und drüben in die grüne Ebene bis zu den Dirschauer Höhen an der Weichsel. Vor einem Monat noch hatte Ursula, wenn sie mit Erlaubnis des Bürgermeisters den Rathausturm bestieg und durch eine Luke ausschaute, ein ganz anderes Bild vor Augen gehabt, so fremdartig, wie sie sich nie eins geträumt. Da setzten sich, durch das anschwellende Wasser gedrängt, die Eismassen der Nogat in Bewegung, barsten mit schrecklichem Krachen, schoben sich in mächtigen Schollen übereinander, jagten

auf dem zeitweise offenen Strom vorüber oder warfen sich drüben gegen den Damm, das Schutzwerk menschlicher Hände zu zerstören und den Fluten einen Durchbruch zu erzwingen. Das Eis im frischen Haff lag anfangs noch fest; dort verstopfte sich der Fluß bald gänzlich und nun schwoll das Wasser von Stunde zu Stunde an. Plötzlich aber rückten die Massen vor, erst langsam und stoßweise, dann in gleichmäßiger Eile. Der Wasserspiegel senkte sich wieder, die Schollen legten sich schräge auf die Böschung des Dammes, bröckelten ab, wurden fortgeschoben. Schon tauchten die Weidenkampe auf. Nur noch selten einmal rannte ein Eisberg sich auf dem Grunde fest, drehte sich schwerfällig um sich selbst, neigte sich zur Seite, wenn er von der Strömung unterspült war und polterte endlich in sich zusammen. Schon wagten sich auch Böte hinaus, bemannt mit Marienburger Fischern, die ihre Häuschen am Ufer schützen wollten. Mit langen Stangen schoben sie die Eisblöcke und Schollen weiter, manchmal eine Strecke mit fortgerissen, so daß es ängstlich anzusehen war. Ursula konnte sich gar nicht von ihrem Auslug trennen, mochte ihr auch der scharfe Wind da oben das unter der Pelzkappe vorquellende Haar zerzausen und die Tränen in die Augen treiben. Nie im Leben war ihr ein solches Schauspiel geboten worden.

Jetzt aber war's Frühling und der Strom spiegelglatt. Sobald die ländlichen Arbeiten beginnen konnten, siedelte Marcus Blume, dessen Wunde längst geheilt war, nach dem Gutshof über, und als nun das Wetter schön und beständig wurde, fühlten sich auch die Mädchen beklommen in der engen Stadt und drangen in Frau Christine, mit ihnen hinaus zu ziehen. Sie warnte vor den kalten Tagen, die nicht ausbleiben würden, aber der Zug ins Freie überwand ihre Vorsorglichkeit. Man könne ja jederzeit wieder zurück an den warmen Ofen, meinte auch Marcus; er konnte den Aufenthalt draußen gar nicht ver-

lockend genug schildern, denn er wünschte möglichst wenig von Ursula getrennt zu sein und rechnete im Stillen darauf, in Feld und Garten leichter Gelegenheit zu finden, sie für sich allein zu haben, als in dem Stadthause.

Die beiden Mädchen hatten die innigste Freundschaft geschlossen. Es war Ursula nicht leicht geworden, sich in die streng bürgerliche Hausordnung zu finden. So lange sich alle Aufmerksamkeit dem Kranken zuwandte, hatte Frau Christine, die mit gerührtem Herzen ihre Sorge erkannte, sie tun und treiben lassen, was sie wollte. Allmählich aber konnte der geregelte Gang der häuslichen Geschäfte zurückkehren, und sie war ganz die Frau, sich darin wohl zu fühlen und jedem in ihrer Umgebung seine bestimmte Tätigkeit anzuweisen. Ursula übernahm jede Arbeit gern und betrieb sie zuerst auch mit Eifer; doch mußte sie wo möglich gleich beim ersten Angriff beendet werden können; blieb sie liegen, so war sie ihr leicht überhaupt verleidet. Am liebsten ließ sie sich mit häuslichen Verrichtungen beschäftigen, die Bewegung erforderten; stundenlang stillzusitzen war ihr eine Qual. Magdalene war für sie doppelt fleißig, damit nur die Mutter keinen Grund zum Tadel hätte. Das bemerkte Ursula hinterher wohl und vergalt es ihr mit Zärtlichkeiten. Erstaunliche Geduld und Ausdauer bewies sie aber im Umgang mit Tieren. Da lernte der Hund, der im Hause als dumm verschrien war, die possierlichsten Kunststücke. Die Katze folgte ihr auf Schritt und Tritt und gewöhnte sich alle Tücken ab; mit dem Hunde mußte sie sich wie mit dem besten Freunde vertragen. Der Fink im Bauer hüpfte ihr, wenn sie ihm das Türchen öffnete, auf die Hand, pickte ihr die Brotkrumen von den Lippen fort und stellte sich auf ihren Befehl tot. Er verlor auch alle Furcht vor der Katze, flog auf den Rand ihres Milchschälchens und hüpfte auf dem Rücken des Hundes herum. Für Marcus konnte es keine reizendere Beschäftigung geben, als ihrem

Spiel zuzuschauen. „Kommt nur erst auf den Hof hinaus, Ursula,“ sagte er, „da sollt Ihr an allerhand Lebendigem eure Freude haben, gerade wie zu Hause.“

Und so war's nun auch. Da gackelten die Hühner, da watschelten die Enten, da gurrten die Tauben. Ursula konnte sich bald nicht mehr im Freien zeigen, ohne von allen Seiten umflattert zu werden. Aber auch der Ziege mit ihren zwei Zicklein, einem munteren Füllen und den jungen Lämmern wendete sie ihre Gunst zu. Im Garten kannte sie jedes Vogelnest auf den Bäumen und in den Hecken. Ihr fehlte nur der Wald, und nach ihm freilich war jetzt im Frühling ihre Sehnsucht manchmal groß. Und dann gedachte sie auch ihrer Mutter und konnte ein Weilchen ganz schwermütig darüber werden, daß sie ihr so fern.

Magdalene hatte kein Geheimnis vor ihr. Ursula wußte auch von ihren Herzensangelegenheiten und brachte gern das Gespräch auf dieselben, kurz vor dem Schlafengehen, wenn die Mädchen in ihrer Kammer allein waren und schon das Licht ausgelöscht hatten, jetzt auch abends in der Dämmerstunde, wenn sie Arm in Arm und Hand in Hand durch den Garten gingen oder sich am Ufer abwärts unter den wilden Rosen ein verstecktes Plätzchen suchten. So wenig Hoffnung Magdalene zu hegen versicherte, so war es ihr doch allemal ein recht erquicklicher Trost, wenn Ursula sie wegen ihrer Verzagtheit auslachte und zu mutigem Ausharren ermunterte. „Glaube nur,“ sagte sie, „wenn er Dich von Herzen liebt, so ist ihm keine Mauer zu hoch und kein Graben zu tief — er setzt darüber hinweg und findet sich zu Dir. So einen Mann könnt' ich mir gar nicht vorstellen, der nicht sein Leben daran wagte, mich zu gewinnen, wenn er wüßte, ich sei ihm gut. Und mir selbst sollt' auch kein Hindernis zu groß sein, ihm die Hand zu reichen, wenn er mich zu sich ziehen wollte. Warte nur ab! Noch ist das Jahr

nicht um. Müßt aber auch noch ein zweites und drittes vergehen, deshalb wollt ich doch den Mut nicht sinken lassen. Denen, die ausharren, lohnt's Gott mit seiner Hilfe."

Magdalene umarmte sie und küßte sie stürmisch. „Ich werde ihn ja nie vergessen," antwortete sie, „noch in meinem Herzen von mir lassen. Aber gegen der Eltern Willen könnt' ich ihm doch nicht gehören. Das weiß er und deshalb versucht er mich nicht. Wolltest Du dem Liebsten zu gefallen etwas tun gegen deiner Mutter Rat?"

Ursula glänzten die Augen. „Danach frage mich nicht," bat sie. „Ich bin von anderer Art, als Du, und würde mir in solchen Dingen schwerlich bei ihr Rats erholen, was ich zu tun und zu lassen hätte, sondern allein nach meines Herzens Befehl handeln. Es ist aber keine Gefahr, daß ich ihr ungehorsam werde. Denn um der Waldfrau Kind wird Niemand freien. Ich weiß jetzt, wie es in der Welt zugeht."

Das wollte Magdalene nicht gelten lassen. „Ich weiß einen," sagte sie, „der in den Himmel springt, wenn Du ihn nur freundlich anlachst."

„Den kenn' ich auch," antwortete Ursula neckisch, „und er ist des Herrn Bürgermeisters von Marienburg einziger Sohn. Da ich aber nicht eines Ratsverwandten Tochter bin und überhaupt nicht einmal meinen Vater nennen kann . . ."

„So ist Marcus wohl auch!" schmollte Magdalene.

„So ist er nicht — nein!" bestätigte Ursula eifrig. „Aber so soll er doch sein nach seiner Eltern Wunsch und aller verständigen Leute Meinung, und wenn er so ist, wird es ihm wohl gehen auf Erden. Meinst Du, ich hätt's nicht längst bemerkt, wie deine Mutter ihm aufpaßt? Sie ist eine so liebe und gute Frau, und ich wollte nicht, daß sie ihres Sohnes wegen einen Kummer hätte."

Magdalene schwieg darauf; sie konnte nicht bei der Wahrheit bleiben, wenn sie widersprach. Sicher war's so, daß ihre Mutter in steter Furcht lebte, Marcus könne aus seiner Verliebtheit Ernst machen wollen. Sie hob daher nur ein wenig das Kinn und blickte in die Ferne hinaus.

Unter dem großen Stein, auf dem sie saßen, schlüpfte eine kleine Eidechse vor und züngelte behende durch das Gras. Ursula bückte sich rasch, griff zu, und fing sie in der Hand. Magdalene rückte fort. „Wie magst Du nur solches Getier anfassen?" rief sie.

„Und wie magst Du Dich nur davor fürchten?" entgegnete die Freundin. „Es ist ein so unschuldiges Geschöpfchen. Sieh nur, wie kluge Äuglein es hat." Sie hielt ihr die geschlossene Hand hin, aus der nur der kleine Kopf vorschaute und lachte, als Magdalene das Gesicht abwendete. „Du bist ein Hasenfuß," schalt sie und ließ das Tierchen laufen.

Siebentes Kapitel.

Liebeswerben.

An den Nachmittagen machte der Herr Hochmeister gewöhnlich einen Spazierritt, manchmal in Begleitung von einigen Brüdern, manchmal auch allein, nur von einem Stallknecht gefolgt. Er schien mit Vorliebe den Weg zu wählen, der an dem Hofe vorbeiführte, und hielt stets an, wenn er einen der Hausgenossen bemerkte, plauderte mit Frau Christine oder den Mädchen eine kleine Weile und ließ sich wohl auch, wenn es heiß war, einen Krug Wasser oder frische Milch aufs Pferd reichen. Ursula paßte schon die Zeit ab, wenn er vorüberzukommen pflegte, und begrüßte ihn mit einem freudigen Zuruf. Meist brachte er ihr auch einen Leckerbissen vom hochmeisterlichen Nachtisch mit, den sie dann gleich mit Magdalene teilte. Einmal traf er sie, wie sie auf einem der Ackerpferde saß, das Marcus am Zügel herumführte. Sie war sehr verschämt, da sie nicht gleich abspringen konnte, gestand aber, daß es ihr das größte Vergnügen sein würde, ordentlich reiten zu lernen. „Dazu könnt' ich Euch wohl die Gelegenheit bieten," sagte der Hochmeister lachend. „Man hat mir ein kleines gotländisches Pferdchen geschenkt, das unbenutzt in meinem Stall steht. Ich will's für Euch hierher bringen lassen und auch für das Futter sorgen, damit es Blume nicht beschwerlich fällt." Am andern Tage schickte er's

wirklich hinaus. Es war ihm eine Decke von rotem Tuch und Goldfransen und ein Quersattel aufgelegt; auch fehlte ein zierliches Zaumzeug mit blanken Schnallen und kleinen Schellen nicht. Ursula war überglücklich, stieg sofort auf, und trabte um den Teich herum. Als der Hochmeister wieder ansprach, schalt Frau Christine: „Ew. Gnaden haben da etwas Schönes angerichtet! Ursula möchte nur den ganzen Tag auf dem Sattel sitzen.“ Sie mußte sich zu Pferde zeigen, und der hohe Herr lobte ihre gute Haltung und geschickte Zügelführung. „Wer hat Euch denn so gut unterwiesen?“ fragte er. „Marcus,“ antwortete sie, „aber er hat wenig Mühe mit mir gehabt. Es ist gar keine Kunst, auf einem so willigen und gehorsamen Pferdchen zu reiten.“ „Wenn's Euch gefällt, soll's Euch gehören,“ sagte Erlichshausen, „mir ist's ja doch unnütz.“ Nun war die Freude groß; sie konnte nicht genug herzliche Worte finden, dem gnädigen Herrn zu danken, der sich heut' ungewöhnlich lange verweilte und kein Auge von der anmutigen Gestalt ließ.

Seitdem war Ursula auf ihrem grauen Gotländer viel unterwegs. In allen Bauernhöfen des Werders kannte man sie. Doch kehrte sie nirgends ein, sondern ritt immer nur flüchtig vorüber; die rasche Bewegung war ihr eine Lust. Im Winter hatte sie sich schon daran gewöhnt, ihr krauses rotblondes Haar zu flechten; jetzt trug sie es meist wieder offen unter einem Männerhut mit breiter Krämpe, den Marcus hatte herleihen müssen. Darauf steckte sie ein grünes Birkenreis. Um die Schulter band sie ein weißes Laken, den Staub von den Kleidern abzuhalten; doch achtete sie wenig darauf, daß es ihr als Mantel diente, und ließ es beim schnellen Reiten hinter sich im Winde flattern. Auch liebte sie bunte Röcke, rot und blau, und puffte ihre weiten Ärmel mit farbigen Bändern. Frau Christine meinte, sie wolle es damit den Ritterfräulein nachtun, die sie bei festlichen Gelegenheiten

in der Stadt gesehen, und schalt ihr eitles Wesen. Aber Ursula schien kaum zu begreifen, was sie verdroß. „Es ist ja für Niemand als für mich,“ sagte sie entschuldigend, „und es gehört so zur Reiterin.“ Es haftete ihr noch immer von dem langen Waldaufenthalt etwas Ungewöhnliches an, das die kurze städtische Erziehung nicht hatte unterdrücken können. Magdalene meinte, man müsse ihr eine Weile die Freiheit lassen; berufe man sie zu viel, so werde sie scheu werden. Der Hund war übrigens ihr steter Begleiter, bei seiner Anhänglichkeit sicher auch der treueste Beschützer, wenn ihr einmal auf der Landstraße Jemand unfreundlich begegnen sollte, was doch in dieser Gegend nicht zu befürchten war. Der Hochmeister, der sie so getroffen hatte, schickte ihr ein schönes Reitkleid mit Spitzen und goldenen Borten. Das trug sie nun aber nicht. Sie entschuldigte sich bei ihm, daß sich's für sie nicht schicke; sie müßte sich selbst darin hoffärtig vorkommen.

Wenn sie Marcus auf dem Felde bei der Arbeit wußte, versäumte sie nicht zu ihm heranzureiten und sich eine Weile mit ihm zu unterhalten. Er hatte das Pflügen und Eggen zu beaufsichtigen; die Saat streute er selbst aus. Mit besonderer Sorgfalt wurde das Flachsfeld bearbeitet. Mitunter stieg Ursula auch ab, legte den Arm um den Hals des kleinen Pferdes und streichelte mit der andern Hand dessen Kopf, während Marcus neben ihr stand, und verliebt zuschaute, oder sie setzte sich zu ihm auf den Rain in den Schatten der Buchenhecke, wenn er sein Frühstück oder Vesperbrot verzehrte. War er selbst zu Pferde, so begleitete er sie wohl auch ein Stück Weges. Mit ihm konnte sie von ihrer Mutter und von dem großen Walde und von der Waldhütte mit allen ihren Insassen sprechen, und das tat sie gern. Es wäre hier sehr schön, meinte sie, man sehe überall so weit und der mächtige Strom biete viel

wechselnde Bilder; aber den Wald vermisse sie doch schmerzlich — so einen Wald, in dem ein Riesenbaum am andern stehe und die liebe Sonne Not habe, mit einem Strahl das dichte Blätterdach zu durchdringen und den Tau vom Moosteppich aufzutrinken. „Gibt's hier keine solche Wälder, die man an einem Tage erreiten könnte?" Er versprach ihr, am nächsten Sonntag, wenn das Wetter schön bleibe, seine Begleitung zu einem weiteren Austritt. Dann wolle er sie auch durch Wald führen. „Freilich ist's kein Wald, wie Ihr ihn im Sinne habt," setzte er doch vorsorglich hinzu, „aber auch so wird er euer Herz erfreuen können."

Er hielt ihr auch Wort. Magdalene mußte ihm, bevor sie mit der Mutter nach der Stadt zur Kirche fuhr, die Lischke mit allerhand Eßmitteln vollpacken. Die hing er mit dem Strick vorn an den Sattelknopf. Sie kämen wahrscheinlich vor Abend nicht wieder, sagte er. Dann ging's eine Strecke an der Uferhöhe entlang und darauf seitab in der Richtung auf Schloß Stuhm, wo vor vierzig Jahren der Polenkönig Jagiel, als er Marienburg belagerte, sein Hauptquartier gehabt hatte. Aber nicht bis dorthin verfolgte Marcus den Weg, sondern bog ab nach dem Damerau-See, dessen südliche Ufer und kleine Inseln bewaldet waren, umritt ihn auf der einen Seite und lenkte wieder über Feld und Bruch, bis sie aus verstreutem Gebüsch heraus einen dichten Waldsaum vor sich hatten, der sich unabsehlich gegen die Nogat hinauszog. Ursula jauchzte auf. Nun ganz ohne Weg und Steg ritten sie hinein, jede enge Lichtung benutzend oder auch die Zweige fortbiegend, deren junges Grün noch überall den Durchblick gestattete. Sie scheuchten allerhand Wild auf; über ihnen in den hellen Laubkronen sangen die Waldvögel, und Ursula nannte jeden mit Namen und ahmte geschickt seinen Lockruf nach. Sie war froh wie ein Kind, dem einmal voll nach Wunsch der Wille ge-

schieht, und rief einmal über das andere: „Wie dank' ich Euch, Lieber, Guter! So einen Tag hab' ich lang' nicht erlebt!"

Um Mittag hielten sie Rast unter einer Buche am Rand der Wiese, die ein kleiner Bach durchrieselte. Sie zäumten die Pferde ab und ließen sie grasen. Marcus packte die Lischke aus und schöpfte in einem Becher von dem klaren, kühlen Wasser. Wie erquicklich war das nach dem heißen Ritt, und wie schmeckte die einfache Mahlzeit von Brod, Käse und geröstetem Fleisch. Nachdem sie sich an Speise und Trank gesättigt hatten, lehnten sie sich, nebeneinander sitzend, gegen den Stamm, noch ein Stündchen zu ruhen. Aber die Augen wollten ihnen nicht zufallen, wie sie gemeint hatten. Ursula pflückte neben sich Grashalme von verschiedener Länge ab, faßte sie in die Hand und ließ ihn ziehen, ob er den längsten oder kürzesten träfe. Sie suchte im Moose, ob schon die Kräuter aufkämen, die ihre Mutter sie unterscheiden gelehrt hatte, und freute sich ein paar kleine Blättchen zu finden, die selten anzutreffen sein sollten. „Nehmt einmal eins auf die Zunge," sagte sie, es ihm mit den zarten Fingerchen hinhaltend, „es schmeckt wie feines Gewürz und erfrischt den Atem." Marcus merkte wenig davon, gab ihr aber Recht. „Reißt von der Buche ein Blatt und reicht es mir, Ursula, so soll seine Bitterkeit mir süß sein," versicherte er. Er hatte seine Schulter an die ihrige gelehnt, und ihr Haar streifte seine Wange, wenn sie den Kopf wandte. Nun ergriff er ihre Hand, zog sie an seinen Mund und drückte einen langen und heißen Kuß darauf. Sie ließ es geschehen, sah ihn aber wie verwundert an und lächelte dann vor sich hin.

Er gab ihre Hand nicht mehr frei. Die seine zitterte merklich; die breite Narbe auf seiner Stirn wurde feuerrot, während über die bleiche Stirn Schweißtropfen perlten. Er hatte die Augen halb geschlossen und schien

vor sich hin zu träumen. Er sprach kein Wort, und auch Ursula verhielt sich eine lange Weile schweigend, als gälte es einen Zauber nicht zu stören. Sie fühlte, daß etwas Wundersames in ihm vorging, dem er keine Sprache zu geben vermochte, und auch ihr war so eigen beklommen zu Mut, wie noch nie zuvor. Daß sie ihm von Herzen gut sei, hatte sie immer gewußt, aber es war nichts Aufregendes darin gewesen: es verstand sich so von selbst, daß er sie lieb gewonnen habe von dem ersten Augenblick, da er sie gesehen. Aber jetzt hatte das andere Bedeutung. Es kam ihr plötzlich so sonderbar vor, daß sie mit ihm allein sei — allein in einem großen unbekannten Walde, aus dem sie vielleicht ohne ihn gar nicht wieder herausfände. Ihr Arm lag wie gelähmt; sie hätte die Hand mit aller Kraft nicht fortziehen können. Warum auch? Und doch . . . Warum hatte er sie geküßt?

Endlich wurde ihr dieses Schweigen ganz ängstlich. Sie meinte es brechen zu müssen und sagte leise: „Nun ist der Sommer nahe. Bedenkt Ihr wohl, daß Ihr meiner Mutter versprochen habt, ich solle dann wieder nach Hause?“

Marcus zuckte. „Wie kommt Euch das in den Sinn, Ursula?“

„Ich meine, das gibt mir der Wald so ein,“ antwortete sie, ohne die Schulter zu rühren, oder den Kopf zu wenden.

„So müßt' ich's beklagen, Euch hierher geführt zu haben, Ursula. Ich hoffte gerade, eure Sehnsucht sollte gestillt sein.“

„Es ist auch so. Aber der Wald mahnt nun doch, daß ich nicht vergesse, wie ich hier nur eine Fremde bin, und den lieben Menschen, die mich gütig aufgenommen haben, vielleicht längst schon zur Last falle. Es ist Zeit, an die Heimkehr zu denken.“

„Wie mögt Ihr nur so sprechen, Ursula? Beweist

Euch nicht der Herr Hochmeister, daß er Euch gern in seiner Nähe sieht? Ehrt nicht meine Mutter den lieben Gast und ist Euch nicht Magdalene eine treue Freundin? Und ich selbst . . . Ich hatte gehofft, Ursula . . ."

Er stockte, aber drückte wiederholt ihre Hand, als könnte er ihr damit besser als mit Worten zu verstehen geben, was er empfinde.

Und sie verstand ihn auch und ließ das Köpfchen zur Seite sinken, bis es sich an ihn stützte. Ihre Brust atmete in langen Zügen und ihr stummer Mund war wie zum Sprechen halb geöffnet.

„Ich hatte gehofft, Ursula," fuhr er leise fort, „Ihr würdet nun immer bei uns bleiben wollen, und ich weiß auch nicht, wie ich's ertragen könnte, wenn ich mich von Euch trennen müßte. Nein, nein! Das ist unmöglich — das ist so unmöglich, als daß ich mich von mir selbst trenne. Und ginget Ihr auch von uns fort, meine Seele würde Euch folgen und immer bei Euch sein. Aber mein armer Leib müßte hinsiechen in Kümmernis, daß meine Augen Euch nicht mehr sehen und mein Ohr eurer Sprache holden Laut nicht mehr vernimmt und meine Hand . . . Ach, Ursula, warum wollt Ihr mir das antun? War's denn nur eitel Täuschung, daß ich glaubte, auch Ihr liebtet mich, wie ich Euch liebe, und könntet nimmermehr von mir lassen? Wohl weiß ich, daß ich für Euch zu gering bin, aber wenn mein ganzes Herz —"

Plötzlich fühlte er sich von ihrem Arm umschlungen, ihre Lippen an seinen Lippen. Sie küßte ihn mit leidenschaftlichem Eifer und rief: „Ach —! nun ist mir's endlich gewiß, Marcus. Du liebst mich und willst von mir geliebt sein. Ich träume nicht — ich halte Dich in meinem Arm, Du lieber, lieber Mann. Ja, Dir will ich angehören mit Leib und Seele, und von Dir darf

meine Mutter mich nicht fordern. Marcus — lieber Marcus!“

Sie sank wie erschöpft zurück und bedeckte die Augen mit der Hand. Er aber richtete sich jetzt auf den Knien auf, wendete sich zu ihr, zog sie an sich heran und schloß sie fest in seine Arme. „Du willst mein sein, Ursula —?“ fragte er überselig und wiederholte die Frage immer wieder. Sie nickte lachend und erwiderte seine Küsse.

Dann aber, wieder wie mit plötzlichem Entschluß, machte sie sich von ihm los, stand auf, trat einen Schritt zurück und sagte ernst: „Was haben wir getan? Darfst Du Dich binden, Marcus? An ein Mädchen binden, das im Walde aufgewachsen ist und nichts von seiner Herkunft weiß? Dein Vater — Deine Mutter . . .“

„O, fürchte nichts,“ beruhigte er, ihre Hand ergreifend, „sie sind gut, und sie lieben ihren Sohn. Ich werde ihnen sagen, daß ich nicht mehr leben kann ohne Dich, und sie werden mir glauben. Sie müßten ja blind sein, wenn sie nicht schon längst gemerkt haben sollten, wie's mit meinem Herzen stand und sie haben sich nicht zwischen uns gestellt. Was könnten sie auch gegen eine solche Tochter einzuwenden haben? Keine Königin —“

„Nein, nein,“ fiel sie ihm ins Wort, „ich weiß jetzt, wie es in der Welt zugeht. Denke an deine Schwester! Damals im Walde wär' mir's unfaßbar gewesen, daß zwei Menschen, die sich so lieb hätten, nicht zu einander sollten. Aber jetzt weiß ich, daß es solche Macht gibt, die sie trennt. Du nennst Dich zu gering für mich, und daraus erkenne ich, wie Du mich liebst und ehrst. Aber mit deinen Augen sieht mich kein Anderer.“ Sie warf sich wieder an seine Brust. „Ach, Marcus —! wenn auch ich das erfahren müßte . . . Und doch! nein, nein — um Alles in der Welt wollt' ich nicht, daß Du lieber geschwiegen hättest.“

Er sprach ihr freundlich zu, selbst ganz überzeugt, daß sie ohne Grund ein Hindernis ihrer Vereinigung fürchtete. Er wollte mit seinen Eltern sprechen und sie dann von ihrer Mutter erbitten. „Laß mich erst zu ihr zurückkehren," sagte sie; „jetzt ist's ja nicht so arg betrüblich, wenn ich für kurze Zeit Abschied nehme. Und wär's auch für ein Jahr und länger, das dürft' uns nicht grämen, wenn ich hinterher doch als Deine Frau in Marienburg einziehe. Wir wollen's heimlich halten, bis ich abgereist bin."

Das wollte ihm anfangs nicht gefallen, aber er fügte sich ihren Gründen und Wünschen. „Bestimme denn den Tag," sagte er, „und ich will zur Reise bereit sein. Aber eile damit nicht zu sehr, Liebste."

„So ist's nicht gemeint," antwortete sie, seine Wange streichelnd. „Diesmal darfst Du mich nicht begleiten."

Er sah sie ganz erschreckt an. „Nicht begleiten? Aber wie willst Du . . ."

„Ich werde beim Herrn Hochmeister anfragen, ob er vielleicht nächstens nach Heilsberg schickt, und ihn um Erlaubnis bitten, mich seinen Boten anzuschließen. So bin ich in gutem Schutz."

„In besserem bei mir."

Sie küßte die Narbe auf seiner Stirn. „Es kann doch so nicht sein. Wenn's nur meinetwegen wäre, da macht' ich mir aus der Leute Gerede wenig. Soll ich aber des Marcus Blume Eheweib werden, der des Herrn Bürgermeisters von Marienburg ältester und einziger Sohn ist, so muß es gar ehrbar unter uns zugehen nach der ehrbaren Leute Meinung." Sie sagte das mit schalkhaftem Ausdruck und fuhr ebenso fort: „Hätt' ich gewußt, daß es so kommen sollt', so hätt' ich auch nicht eingewilligt, mit Dir allein über Land und in den Wald zu reiten. Das ist nun geschehen. Aber um so mehr

müssen wir uns beeilen, bei hoher Sonne nach Hause zu kommen. Laß' uns also gleich wieder zu Pferde."

Er wollte sie noch ein Weilchen zurückhalten. Aber sie blickte ihn bittend an und sagte in munterem Ton: „Ich fürchte, wir haben ohnedies schon zu viel von unseren Geheimnissen ausgeplaudert. Da über uns im Baum ist die ganze Zeit ein Rotkehlchen von Ast zu Ast gehüpft, uns neugierig zu beobachten; und jetzt schmettert es laut durch den Wald, was es gehört hat. Horch nur, horch! Ich wollte nicht, daß es ein alter Uhu erführe oder eine Spottdrossel. Dann ging' es uns schlecht."

Marcus lachte und fügte sich. Er zäumte die Pferde auf und hob sie in den Sattel. „Warte noch ein wenig," bat er, trat an den Buchenstamm und schnitt mit seinem Messer ein Kreuz in die Rinde. Dann stieg er gleichfalls auf und nahm nach dem Sonnenstande die Richtung.

Er ritt an ihrer rechten Seite und lenkte oft seinen Gaul so dicht an ihren Grauschimmel heran, daß er sie um die Schulter fassen, ihren Kopf zurückbiegen und sie küssen konnte. Das geschah zuletzt am Damerau-See. Als sie auf die Landstraße gelangt waren, litt sie's nicht mehr. „Reiten wir einmal um die Wette," rief sie, „damit wir auf andere Gedanken kommen."

„Warum sollen wir das?" fragte er.

Sie antwortete aber nicht, sondern trieb den Gotländer an, daß er in wilden Sprüngen voransauste.

Nun mußte er wohl folgen.

Achtes Kapitel.

Die Verlobung.

Am nächsten Vormittag brachte der Junge des Kämmerers, der mit Milch und Butter nach der Stadt geschickt war, einen Zettel für Frau Christine mit. Der Bürgermeister schrieb ihr, sie solle nach dem Essen den Wagen anspannen lassen und mit Magdalene hineinkommen, sich auch darauf einrichten, die Nacht und den andern Tag in der Stadtwohnung zuzubringen — „wovon Du die Ursache alsobald erkennen sollst, wäre aber zu weitläufig hierherzusetzen, auch sonst nicht schicklich, bitte Dich aber, an nichts Beschwerliches zu denken, sondern samt dem Kinde guten Mutes zu sein."

Frau Christine zerbrach sich nicht sonderlich den Kopf darüber. Sie meinte, es könnten wohl Gäste angelangt sein, die ihr Mann zu beherbergen habe, wie das öfters vorkam, da Niemand gern beim Krüger einkehrte, der unter den Bürgern Freunde hatte. „Wir werden ja sehen, was der Vater will," sagte sie zu Magdalene, die sich auffallend beunruhigte. Warum sollte es nicht schicklich sein, der Gäste zu erwähnen, und warum sollten sie guten Mutes sein? Wenn die Mutter richtig voraussah, hätte er gewiß anders geschrieben. Und weshalb sollte Ursula sie nicht begleiten? Sicher war mit Vorbedacht von ihr nicht gesprochen. Sie konnte sich selbst nicht

Rechenschaft geben, aus welchem Grunde ihr Herz so unruhig schlagen mochte. Aber um etwas Ungewöhnliches mußte es sich diesmal handeln.

Sie suchte Ursula auf, mit ihr die Sache zu besprechen — in der stillen Hoffnung vielleicht, daß die Freundin eine Vermutung wagte, die sie beglücken könnte. Aber sie fand Ursula merkwürdig zerstreut und teilnahmlos. Es schien ihr gar nicht unlieb, daß sie ein paar Tage mit der alten Wirtin auf dem Hofe allein sein sollte und fragte nur: „Ist auch Marcus in die Stadt berufen?“ Sie versicherte, die Weile solle ihr nicht lang werden, fiel ihr um den Hals, wirbelte sie im Kreise herum und sang ein neckisches Lied dazu. Es fiel ihr gar nicht ein, Magdalene mitzuteilen, was gestern geschehen war; nur ihre glückliche Stimmung konnte sie ihr nicht verbergen.

Herr Barthel Blume aber hatte mit gutem Bedacht gehandelt. Was in Frage stand, ging zunächst nur Frau und Tochter an — zu allernächst nach seiner Schätzung die Frau und Mutter, aber Magdalene durfte doch auch nicht fehlen. Es war nämlich in der Morgenstunde der Junker Jost vom Wege zu ihm gekommen und hatte ihm einen Brief seines Vaters überbracht, dessen Inhalt ihn in einige Aufregung versetzte, obschon er's den jungen Freund nicht merken zu lassen bemüht war. Tileman vom Wege schrieb ihm: „Lieber Gevatter! Wiewohl ich damals in Elbing vergeblich auf Euch gewartet habe und indessen von eurer Seite nichts geschehen ist, das Unrecht wieder aufzuheben, das ihr dem Bunde durch Verkleinerung seiner Sache und Rückforderung des Siegels zugefügt, so will ich doch des Vertrauens sein, daß solches nur im Gedrang der Umstände und auf Antrieb unserer Gegner geschehen, deren sich eure Stadt schwerer als eine andere erwehren mag, und mich in Geduld fügen, daß Euch zu rechter Zeit die Einsicht zurückkehren wird, was

Ihr durch euer Beispiel dem Lande schuldig. Lasse daher diese Dinge für jetzt unberührt und tue Euch zu wissen, daß mein Sohn Justus mit vielen beweglichen Bitten in mich gedrungen ist, bei Euch für ihn um eurer Tochter Magdalene Hand anzuhalten, was denn hiermit auch alter Freundschaft unserer Häuser zu Liebe und aus Wohlmeinung für euer Kind, wiewohl sonst nicht ohne etliche schwere Bedenken geschieht, deren Aufzählung ich glaube entledigt zu sein. Wollet also diesen meinen ehrlichen Antrag freundlich ansehen und eurer Frau Eheliebsten mit guten Worten empfehlen, auf daß sich unserer Kinder Herzenswunsch erfülle und durch der Eltern Segen ein gottgefälliges Werk geschaffen werde. Amen! Lieber Gevatter, ich hoffe auf rechte Einigkeit und einmütiges Zusammengehen nach diesem in allen Dingen. Denn ich bin in großer Sorge, daß man uns mit Gewalt zu unterdrücken trachtet. Gott wolle uns durch unsere Standhaftigkeit den Frieden bewahren. Amen! Bestellet auch dem Jungfräulein meinen Gruß und meldet mir, welchen Tag Ihr zur Hochzeit bestimmen mögt, worinnen ich mich ganz eurem Gebote füge. Lebet wohl! Tileman vom Wege."
Der Unterschrift war das Siegel beigefügt.

Blume hatte Jost in seine Herberge zurückgeschickt, aber freundlich vertröstet, er wolle sogleich mit denen beraten, die es vornehmlich anginge, wisse auch nicht, daß seiner Tochter Gedanken sich geändert hätten, seitdem der Schnee gefallen und wieder geschmolzen sei. Es nehme ihn Wunder und geschehe wider sein Erwarten, daß Herr Tileman sich so willfährig zeige, aber er wolle deshalb nicht vergessen, was er für solchen Fall zugesagt, und hoffe ihm guten Bescheid geben zu können. Nun hatte er doch Zeit gehabt, den Brief wieder und wieder zu lesen und daraus allerhand Grillen zu fangen. Er nahm deshalb zuerst Frau Christine allein in sein Stübchen und sagte: „Der Jost vom Wege ist hier und hat mir seines

Herrn Vaters Einwilligung gebracht — jedoch mit einigen Klauseln versehen, die wohl bedacht sein wollen, Liebste. Ratet mir daher nicht nur nach eurer Neigung, sondern auch nach eurer Klugheit, damit ich in Ehren bleibe." Er las ihr den Brief langsam vor und wiederholte die Stellen, die ihm verdächtig schienen, um dann fortzufahren: „Er hütet sich wohl, eine Bedingung zu stellen, da er nachgerade weiß, daß ich darauf nicht zu haben bin. Aber er gibt mich auch nicht frei und meint mich wohl eher mit unzerreißbaren Ketten zu fesseln. Was er von mir erwartet, das spricht er aus. Nehme ich nun, was er bietet ohne Widerspruch, wird er mir nicht mit Grund vorwerfen, ich hätt' ihn getäuscht? Das wäre mir sehr beschwerlich."

Frau Christine überlegte eine Weile, doch offenbar frohgemut. „Nehmt's nicht so scharf," antwortete sie dann, „als hättet Ihr einen Rechtshandel zu entscheiden. Ich höre wohl, was da geschrieben steht, und will auch gern oder ungern für wahr halten, daß es mit Bedacht so geschrieben ist. Aber daß Tileman Euch ein Netz stellt, will ich doch nicht glauben. Er kennt Euch gut genug und weiß, daß Ihr von eurer Straße so wenig mit Lockung als mit Drohung abzubringen seid, sondern in Allem eurem Gewissen folgen werdet. Nun aber will er selbst nicht vor den Freunden als ein Mann erscheinen, der seinem Fleisch und Blut zu Liebe sich ohne Vorbehalt gefangen gibt. Deshalb beginnt und endet er nun damit, daß er stehe, wo er steht, damit seine Nachgiebigkeit nicht falsch ausgelegt werde, und spricht, da er Euch nicht verpflichten kann, eine Hoffnung aus, als ob er daran glaube, Ihr werdet sie erfüllen, überläßt Euch aber nach eigenem Rat und der Umstände Zwang zu handeln. Deshalb fürchte ich nicht, daß er Euch künftig der Falschheit bezüchtigt, wenn Ihr jetzt nicht widersprecht, sondern erwarte eher, daß er Euch Dank dafür sagen wird, wenn

Ihr ihn nicht allzu sehr in die Enge treibt. Laßt's Euch genügen, daß er seine Einwilligung gibt, mag's auch mit solchem unschädlichen Rückhalt geschehen, und tretet der Kinder Glück nicht in den Weg."

Blume streichelte ihre Schulter, blickte nochmals flüchtig in den Brief, faltete ihn dann zusammen und sagte: „Es läßt sich so auslegen. Will mich einer verdächtigen, daß ich mich an diesem Bande hinüberziehen lasse, so mag mein Wandel für mich zeugen; ich selbst fürchte nicht deshalb schwach zu werden oder dem Herrn Hochmeister Anlaß zum Argwohn zu geben."

Nun wurde Magdalene gerufen und mit dem glücklichen Ereignis bekannt gemacht. Sie atmete endlich frei auf, küßte des Vaters Hand, fiel der Mutter um den Hals und vergoß an ihrem Busen reichliche Freudentränen. „Nun mag niemand mehr zweifeln, daß er mich liebt," rief sie, „wie mir's selbst immer gewiß geblieben ist."

Der Bürgermeister ließ darauf Frau und Tochter allein und begab sich zu zwei von den angesehensten, ihm wohlbefreundeten Ratmannen, sie zu einer feierlichen Handlung als Zeugen in sein Haus einzuladen. Dann schickte er den Ratsboten zu Jost vom Wege nach dessen Herberge mit der Meldung, er solle dem Herrn und der Frau willkommen sein. Jost, dem die Zeit des Wartens nicht wenig lang geworden war, hatte doch durch den Stallknecht in Erfahrung gebracht, daß die Bürgermeisterin mit ihrer Tochter durchs Tor in die Stadt gefahren sei, und gute Hoffnungen daran geknüpft. Nun machte er sich eiligst auf den Weg in seinem besten Feiertagskleide und wurde in die große Stube hinaufgewiesen.

Dort waren die Zeugen schon eingetroffen. Frau Christine saß auf der Polsterbank an der langen Wand, und Magdalene stand neben ihr, den Arm um ihre

Schulter gelegt, glührot im Gesicht. Als Jost eintrat, blickte sie auf und legte die Fingerspitzen an die Lippen. Seine Augen suchten und fanden sie. Er drückte die Hand aufs Herz und verneigte sich, blieb dann aber nahe der Tür stehen, weitere Weisung abzuwarten. Bartholomäus Blume ging ihm denn auch entgegen, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Ihr habt heute in der Frühe bei mir eure Werbung um Magdalene angebracht, lieber Junker. Wollet sie denn in dieser achtbaren Zeugen Gegenwart wiederholen, damit ich Euch nach euren Wünschen Bescheid gebe."

Jost hatte sich auf solche Förmlichkeit nicht vorbereitet, sondern gehofft, gleich zu Magdalene geführt zu werden und ihr Jawort in Empfang nehmen zu können. Diese kleinbürgerliche Umständlichkeit verdroß ihn, aber er faßte sich, trat ein paar Schritte gegen Frau Christine zu und sagte: „Verzeiht, werte Frau, wenn meine Rede diesmal nicht wohlgesetzt ist. Schlägt mir doch das Herz zu heftig in der lieben Jungfer Gegenwart, die ich gemeint hatte schon als meine Braut begrüßen zu dürfen. Was bedarf's aber auch vieler Worte? Kann ich doch nur wiederholen, was ich dem Herrn Bürgermeister bereits unter vier Augen zu wissen getan, daß ich, wie ich seines schönen und holden Töchterleins Bild schon als Knabe im Herzen getragen, nun vor ihn hintrete mit der Bitte, mir Magdalene zum Weibe zu geben, wenn sie mich erhören will, wie ich zuversichtlich hoffe. Das mögen auch diese würdigen Zeugen vernehmen."

„Ihr werbt mit eures Herrn Vaters Genehmigung," sagte Blume, ihm freundlich zunickend. „Wollet mir auch dies bestätigen, lieber Junker, und Erlaubnis erteilen, sein Schreiben vorzulegen, da er selbst abwesend."

„Ich mag Euch darin nicht hindern," antwortete Jost, „obschon ich von diesen ehrenwerten Männern die gute

Meinung habe, daß sie Euch aufs Wort glauben werden, es sei, wie Ihr's sagt."

„Gehen wir gleichwohl nach der Ordnung," erwiderte der Bürgermeister, öffnete das Schreiben, las seinen Inhalt langsam vor und hielt es den Zeugen hin, damit sie das Siegel in nahen Augenschein nehmen könnten. „Beachtet wohl, liebe Gevattern," sagte er dann, „daß Herr Tileman vom Wege, der alten Stadt Thorn Ratsherr und des Bundes stets bereiter Fürsprecher, sicherlich mit viel Widerstreben seine Einwilligung zu solchem Verlöbnis seines Sohnes mit der Tochter eines Mannes gibt, den er zu seinen und des Bundes eifrigsten Gegnern zu zählen guten Grund hat, wie sich denn auch in diesem Schreiben sattsam ausgedrückt findet, das ich doch nicht so deute, als wolle es mir eine Bedingung stellen, sondern strikte nach seinem Wortlaut nehme, der mir eher ein Zeugnis treuen und beharrlichen Festhaltens bei der gefaßten Meinung gibt. Scheint es euch anders, so sagt es mir bei Zeiten. Sehet ihr aber, wie ich selbst, kein Arg darin, so wollet euch auch in Zukunft dessen erinnern und mich gegen Angriffe freundlich verteidigen. Wir leben in schweren Zeiten, die solche Vorsorge wohl rechtfertigen."

„Wir können da nichts Verfängliches herauslesen," antwortete Klaus Engelbrecht, der Schmiedemeister, ihm die schwielige Rechte bietend, „kennen unsern Herrn Bürgermeister auch nicht erst seit heute und wissen, daß er allezeit zu der Stadt Fahne steht. Freundschaft wird ihn nicht locken, seiner geschworenen Pflicht untreu zu werden."

„So ist es," bestätigte Kaspar Reincke, der Kahnrheder, „und daran halten wir fest. Die ganze Bürgerschaft wird's hoch erfreuen, daß eurem Hause solche Ehre und Auszeichnung geschieht, wie durch diese Werbung. Es ist uns leid genug, daß wir uns von der Stadt

Thorn abwenden mußten, die von Alters der preußischen Städte Haupt ist, und hoffen auch wieder mit ihr zum Frieden zu kommen, wennschon in anderer Weise, als Herr Tileman meint. Aber müßte der Streit des Bundes wegen auch noch heftiger entbrennen, dieses Bündnisses würden wir froh sein und der Stadt nichts Arges davon vermuten."

„Ich dank' euch, lieben Freunde," sagte Blume. Dann nahm er Jost bei der Hand, der während dieser Erörterungen mit sichtlicher Verlegenheit zur Erde geblickt hatte, führte ihn zu Magdalena und fuhr, zwischen Beiden stehend, fort: „Es geschieht nicht mit leichtem Herzen, daß ich eure Hände in einander lege, so wahr ich Euch in solcher Vereinigung alles Glück wünsche, das Erde und Himmel gewähren können. Denn es nützt nicht, die Augen zu schließen, daß man nicht sehe. Es ist viel Feindschaft im Lande und die Hoffnung des Ausgleichs schwindet immer mehr und mehr. Und wenn ihr nun die Streitenden mustert, so stehen eure Väter dort und hier in den ersten Reihen, ihr aber seid zwischenein in die Mitte gestellt mit geteilten Herzen. Zumal Du, mein liebes Kind, wirst oft bekümmert sein müssen, wie Du die Pflicht der Frau und der Tochter vereinst. Ist's auch Gottes Gebot, daß das Weib dem Manne folge und ihm in alle Wege treu zur Seite stehe, so erfüllt sich's gewißlich doch leichter, wenn das Band mit der alten Heimat nicht zerrissen zu werden braucht. Und auch Ihr lieber Junker, werdet unserm Kinde doppelt Vertrauen zubringen müssen, wenn es in eurem Hause nicht so bald vergessen mag, was es im Vaterhause gelernt. Prüfet euch also Beide, da es noch Zeit ist, ob ihr euch die Kraft zumutet, in solchem Zwiespalt einig zu bleiben in Liebe und bei einander geduldig auszuharren in Glück, Not und Gefahr."

Frau Christine war aufgestanden und trocknete an

ihrem Tüchlein die nassen Augen. „Bedenket," sagte sie zu Jost „wie reich und vornehm Ihr auch seid, daß wir Euch ein teures Gut anvertrauen. Täuscht unsere Hoffnungen nicht, lieber Sohn."

Jost ergriff ihre Hand und küßte sie zu verschiedenen Malen mit Eifer. „Sag' ich nicht alles in einem Wort," rief er, „wenn ich versichere, Magdalene zu lieben? Und hab' ich seine Festheit nicht schon bewiesen, da mich meines Vaters Widerspruch nicht davon abgebracht? Wahrlich, nicht leichten Stand hab' ich gehabt. So schenkt mir denn auch in Zukunft gutes Vertrauen."

Magdalene stützte den Kopf an des Vaters Schulter. „Er meint's gewiß treu und gut," flüsterte sie. „Wie könnt' ich je aufhören, Vater und Mutter zu ehren, wenn ich zu ihm stehe?"

„So schließt denn euren Bund," sagte Blume bewegt, ihre Hände vereinend, „und Gott gebe ihm seinen Segen, wie wir ihn segnen."

„Amen," sprachen die Zeugen.

Jost schloß das Mädchen in seine Arme und küßte den heißen Mund, der sich seinen verlangenden Lippen nicht entzog. Dann sank Magdalene wie schauernd an der Mutter Brust. „Ach, Mutter — Mutter — liebe Mutter!" Es war, als ob sie ein Übermaß von Zärtlichkeit hier erst ausströmen lassen wollte. Die beiden Ratmannen traten heran, ihren Glückwunsch zu sprechen. Nun wurde gelacht und gescherzt. Das Brautpaar ging Arm in Arm durch's Zimmer, leise Worte und scheue Liebkosungen austauschend. Was hätte Jost darum gegeben, jetzt nur wenige Minuten mit Magdalene allein sein zu können! Aber Frau Christine hatte pflichtschuldigst die Ratsverwandten zum Essen gebeten, und sie rührten sich nun nicht von der Stelle.

Erst gegen Abend fand sich ein gemütlicheres Plauderstündchen. Ließ Frau Christine das junge Paar auch

kaum für Augenblicke allein, so war sie doch keine lästige Aufpasserin, saß bei ihrer Arbeit halbabgewendet in der Fensternische und ließ es unbemerkt, wenn die Kinder am entgegengesetzten Ende des langen Zimmers verweilten und leise ihre Liebesbeteuerungen austauschten. Sorgte doch Magdalene selbst schon dafür, daß seine Werbung nicht zu stürmisch würde, wenn das heiße Blut wieder und wieder zu feurigen Umarmungen und Küssen trieb. „Du hast Dich nicht nach mir gesehnt, wie ich nach Dir," sagte er mit zärtlichem Vorwurf. „Doch, doch!" versicherte sie, seine Hand drückend und sich an ihn lehnend, „immer hab' ich deiner in Liebe gedacht, und jetzt ist mein Herz voll Dankbarkeit, daß mir der liebste Wunsch erfüllt wurde. Wie oft hat es ängstlich geklopft! Jetzt ist es ganz ruhig und befriedigt. Ach! ich vermag's nicht auszudenken, daß uns dieses Glück hätte versagt sein können. Du Lieber, Lieber! Wie froh bin ich deiner Treue."

Blume kam von einem Ausgang nach Hause. Er hatte die große Neuigkeit gleich selbst unter die Leute bringen wollen, um unnützes Hin- und Hergerede nach Möglichkeit abzuschneiden. Auch auf dem Schlosse war er gewesen, um den Herrn Hochmeister zu berichten, bei dem er selbst immer Zutritt hatte. Wie er vermutet hatte, war die Nachricht nicht ohne einiges Kopfschütteln aufgenommen worden. „Ihr verbündet Euch unserm verbittertsten Gegner," hatte Erlichshausen gemeint. „Wie wollt Ihr Euch zutrauen, in der Stunde der Not unbeirrt auf unserer Seite zu stehen?" — „Gnädigster Herr," war des Bürgermeisters Antwort gewesen, „das soll, so Gott will, doch geschehen. Diese Dinge gehören nicht zu einander. Wie hätt' ich deshalb meinem lieben Kinde den Schmerz antun sollen, aus Furchtsamkeit des Gemüts solche Vereinigung zu versagen? Erscheint mir's doch recht als ein Wink des Himmels, diese Hände in

einander zu legen zum Trost der Zukunft, die von unserm Streit und Hader nichts wissen will. Bedenket, gnädigster Herr, daß es Tileman ist, der einen Schritt entgegen tut. Dem einen können wohl auch noch mehrere folgen."

Nun mahnte er Jost zum Aufbruch. Es schicke sich nicht anders, als daß man ihn bei hellem Tage aus dem Hause gehen sehe. Mit Mühe erbat Jost sich noch eine kurze Frist. Mit Schrecken dachte er daran, die langen Stunden bis zur Nachtruhe allein in der Herberge verbringen zu müssen. Zum Glück fand er dort ein paar muntere Gesellen, die schon wußten, was sich ereignet hatte und das Verlöbnis mit ihm feiern wollten. Er meinte ihnen nicht absagen zu dürfen, und so tranken, sangen und würfelten sie bis in die Nacht hinein. Er verlor viel Geld und zahlte überdies die Zeche. Am nächsten Morgen fehlte nicht viel, daß er die Messe verschlief, zu der man in Blumes Hause gemeinsam nach der Stadtkirche zu gehen verabredet hatte.

Eine Stunde später kam Marcus, den der Vater benachrichtigt hatte, nach der Stadt. Er meinte, nun erst recht sein eigenes Anliegen an die Eltern noch eine Weile zurückhalten zu müssen, bis sie ihn in Ruhe anhören könnten. Der Schwester wünschte er herzlichst Glück, doch nicht ohne das Bedenken zuzufügen, daß sie gegen die hochmütigen Thornerinnen einen schweren Stand haben werde. Man müsse sie nehmen, wie sie sei, entgegnete sie; gefalle sie Jost, so solle sie das Naserümpfen seiner vornehmen Gevatterschaft wenig kümmern.

„Das darfst Du Dir nicht einreden," mahnte er. „Jost, wie ich ihn kenne, würde jede Zurücksetzung deinetwegen mißmutig ertragen. Je mehr Du durch dein kluges Verhalten bei denen gewinnst, die Dich ungern in ihren abgeschlossenen Kreis aufnehmen, um so sicherer wirst Du ihm gefallen."

„Weiß Ursula schon?“ fragte sie, dieses Gespräch abbrechend, und errötete plötzlich wie erschreckt über ihre Frage.

„Ich sagte ihr, so viel ich selbst wußte,“ antwortete er. „Sie brauchte nur zu hören, daß Jost gekommen sei, um alles Weitere selbstverständlich zu finden.“

„Wie wird Jost verwundert sein, wenn er erfährt, daß Ursula bei uns ist!“

„Hast Du's ihm noch nicht gesagt?“

„Nein — es war davon nicht die Rede. Und wenn ich Dir's gestehen soll . . .“

„Was denn, Närrchen?“

„Ich habe wohl daran gedacht — gleich in der ersten Stunde — aber mich nicht entschließen können, ihm von Ursula zu sprechen.“

„Du meinst, weil er damals . . .“

„Ich weiß nicht, weshalb mir's jetzt wieder in den Sinn gekommen ist und gar nicht daraus weichen will. Mir ist's, als dürfte er sie jetzt nicht wiedersehen.“ Sie lächelte verschämt. „Und doch ist sicher deshalb gar keine Gefahr für mich.“

Das bestätigte er zuversichtlich. „Du bist seine Braut, und . . .“ Er überlegte einen Augenblick. „Ich will Dir's nicht vorenthalten, ob es schon sonst noch ein Geheimnis ist: Ursula gehört mir.“

Sie sah ihn erstaunt an. „Marcus —! Und Ursula konnte mir's verschweigen?“

„Sie durfte nicht sprechen.“

„Aber dem Freunde wirst Du's sagen —“

Er schüttelte den Kopf. „Das darf nicht sein. Ehe die Eltern wissen, ehe ihre Mutter . . .“

„Dann wär's doch das Beste, er sähe sie jetzt nicht wieder und erführe gar nicht —“

Marcus lachte. „Ei, ei! das sind eifersüchtige Grillen.“

Sie legte die Hand aufs Herz. „Gewiß nicht. Ich weiß, er liebt mich. Aber es würde doch beide beschämen . . . Und warum soll man daran erinnern, was Jost längst vergessen hat? Es ist des Vaters Wunsch, daß er morgen in der Frühe abreist und nach Thorn zurückkehrt. Er kommt dann erst wieder zur Hochzeit, und bis dahin . . . Es wird sich ja Gelegenheit bieten, ihm zu schreiben, und vielleicht kann ich dann schon die Meldung anfügen, daß bald eine zweite Hochzeit zu erwarten ist. Wie mich das freut, Marcus!"

Er legte sich's nach ihren Wünschen zurecht und begrüßte den Freund mit um so aufrichtigerer Freude, als er an dessen ernste Absicht kaum noch geglaubt hatte, nachdem ihm von jungen Gesellen, die in Geschäften Thorn besuchten, erzählt worden, wie er's dort treibe. „So soll also doch Wirklichkeit werden," sagte er ihm, „was sich Deine frühe Jugend träumte. Alle Hindernisse hast Du mannhaft besiegt und ehrlich Dein Wort eingelöst. Nun weiß ich, daß Du Magdalene als Dein Weib auch ebenso mannhaft gegen alle Ungebühr verteidigen wirst, die ihr etwa Deine vornehme und reiche Vetterschaft nicht ersparen mag."

„Ich hoffe," entgegnete Jost, „Magdalene wird sich in Thorn stets so zu halten wissen, daß sie meiner Verteidigung nicht bedarf. Sie ist so schön und liebenswert, daß ich eher Neider als Verkleinerer zu finden erwarte."

Eben trat sie, von der Mutter geschmückt, durch die Kammertür ein. Sie trug ein himmelblaues Untergewand von feiner Wolle mit gepufften Ärmeln, über der Brust nach dem Halse hin geschlitzt und mit Silberband verschnürt; darüber einen faltigen Rock von durchscheinendem weißem Zeuge ohne Ärmel, um Brust und Schultern herum silbern gebordet und über den Hüften von einem mit silbernen Buckeln und Schnallen ver-

sehenen Gürtel zusammengehalten, auf dem Hinterkopf, von dem die dicken blonden, mit einer blauen Schleife verbundenen Zöpfe tief über den Rücken hinabfielen, ein kleines Käppchen, mit Perlschnüren eingefaßt. Frau Christine hatte zur Ehre des Tages den allerneuesten Feiertagsstaat aus der Truhe gehoben. Waren die Stoffe für Thorner Ansprüche nicht sonderlich kostbar, da man dort in den reichen Kaufmannshäusern Seidenbrokat und gerissenen Sammet, Gold und glänzende Steine zu verwenden liebte, so durfte Magdalene doch darauf rechnen, von ihren Marienburger Freundinnen bewundert zu werden. Das Hellblau und Weiß mit Silber paßte aber auch trefflich zu ihrer rosigen Gesichtsfarbe und dem blonden Haar. Jost konnte nicht aufhören ihr Lobeserhebungen zu machen.

„Nun wirst Du Dich aber auch in gemessener Ferne halten müssen,“ bemerkte sie, „damit Du die Puffen und Falten nicht drückst. Viel lieber möcht' ich mit Dir und Marcus, wie damals als wir noch Kinder waren, im losen Röckchen von selbstgewebtem Linnen durchs Haus tollen und mich von Dir im Treppenwinkel oder oben unter den Dachsparren haschen lassen. Ja, ja! Hoffahrt muß Zwang leiden.“

Sie zog auch das Gesichtchen zurück, wenn er sie auf die Wange küssen wollte. „Der rote Fleck von gestern ist noch nicht einmal ganz vergangen,“ behauptete sie schalkhaft. „Was sollen die Gäste denken, wenn sie rechts und links so ein Feuermal sehen?“ Sie spitzte aber die Lippen und hielt sie ihm vorgebeugt hin. „Für sie will ich's verantworten,“ sagte sie, „wenn Du versprichst, nachher recht artig zu sein.“

Es war denn auch noch in der neunten Stunde, als schon Besuch gemeldet wurde. Unter allen Umständen wäre eine Verlobung in des Herrn Bürgermeisters Hause ein Ereignis gewesen, das Alt und Jung zu beachten

hatte. Kam nun aber dazu, daß der Bräutigam ein Thorner Patriziersohn war, der Sohn Tilemans vom Wege, dessen Name unter den besten des Landes genannt wurde, so verstand sich von selbst, daß bei der Beglückwünschung niemand fehlen durfte, der auch nur in entfernter Beziehung zum Hause stand. Und so sprachen denn in den Stunden bis zum Mittag die Ratmannen mit ihren Frauen und Töchtern, die Schöppen, die Kaufleute und Mälzenbräuer, die Kahnrheder und Älterleute der Gewerke vor. Auch der Stadtpfarrer erschien und sogar der Ordensschäffer, der im Auftrage des Herrn Hochmeisters der Braut ein goldenes Kettlein mit angehängter Schaumünze überreichte. Und weil die große Stube des Bürgermeisters doch viel zu klein war, auf einmal alle die Gäste zu fassen, jeder, der den Eintritt erlangt hatte, sich auch gern verweilte, so mußten Viele unverrichteter Sache zurückgehen und fanden sich nun am Nachmittage ein, ihre Pflicht nicht zu versäumen und ihre Neugier zu befriedigen. Als endlich die letzten gegangen waren, atmete das Brautpaar auf. Es war eine Kunst gewesen, mit freundlichem Gesicht hundertmal dasselbe anzuhören und denselben Dank zu sprechen.

Dann zog sich Magdalene mit ihrer Mutter zurück, sich umzukleiden, aber auch nach der Rückkehr hatte Jost wenig genug von der Braut, da Blume ihn nun bei Seite nahm, um alles Geschäftliche mit ihm zu bereden, das vor der Hochzeit geordnet werden mußte. „Wie viel lieber wäre mir's gewesen, euer Herr Vater hätte Euch begleitet," sagte er, „so könnt' ich mit ihm verabreden und aufsetzen, was wegen des Vermögens hier und dort in Zukunft gelten soll und wie er seinem Sohne schon jetzt einen angemessenen Haushalt zu sichern gedenkt. Es wundert mich nicht, daß Euch das alles unwichtig und nicht der Rede wert erscheint. Bin ich doch auch jung gewesen, wie Ihr, und hab's meinem Vater gedankt, daß

er mir solche Sorge abnahm. Nun muß ich doch schon mit Euch verhandeln, lieber Sohn. Merkt gut auf, damit Ihr eurem Herrn Vater genau berichten und seine Zustimmung einholen könnt."

Jost mußte wohl stillhalten und sich damit begnügen, von Zeit zu Zeit einmal, verstohlen seufzend, zur Seite zu schielen, wo Magdalene nicht weniger ungeduldig auf dem Polster am Fenster saß. Als Blume endlich aufstand, ließ Frau Christine den Abendtisch decken. Und dann mahnte wieder der Bürgermeister, für den Wunsch der jungen Leute viel zu schnell, zum Abschiednehmen. „Ihr müßt Euch morgen in aller Frühe auf die Reise machen," sagte er, „und sollt ausschlafen. Es ist mir, als könntet ihr gar nicht eilig genug nach Thorn zurück, die Bestätigung unserer Abreden einzuholen. Ich hoffe, euer Herr Vater überbringt sie mir selbst. Danach will ich sogleich die Gäste zur Hochzeit einladen und gedenke mir vom Rat den Saal im Rathause zu erbitten. Frau und Tochter nimmt Marcus noch heut' zu Wagen auf den Hof mit. Sie dürfen Ursula dort nicht unnötigerweise noch eine Nacht allein lassen."

„Wer ist das?" fragte Jost ohne besondere Aufmerksamkeit.

„Ein lieber Gast unseres Hauses," antwortete Blume, „durch den Herrn Hochmeister warm empfohlen."

„So, so." Dabei beruhigte sich Jost. Er bat um die Erlaubnis, Magdalene in den Wagen heben zu dürfen, und so verlängerte sein Aufenthalt sich noch ein wenig. Als Marcus die Pferde anziehen ließ, mußte er nach einigen begleitenden Schritten ihre Hand wohl freigeben. Dann trat er unter die Laube und sah dem Gefährt nach, bis Magdalene ihm vor der Wendung um die Ecke zum letzten Mal zugenickt hatte.

Er wußte nicht, wie es kam, daß ihm plötzlich ein-

fiel, er habe hier schon einmal unter den Lauben gestanden und dem Fuhrwerk nachgesehen, das Marcus lenkte. Damals hatte auch seine Schwester auf dem Wagen gesessen, aber ihm nicht zärtlichen Abschied zugenickt. Und er hatte auch gar nicht ihr nachgesehen, sondern . . . Das Bild zerfloß ihm wieder. „Magdalene, liebe Magdalene!“

Neuntes Kapitel.

Eine Erscheinung.

Und „Magdalene, liebe Magdalene" schwebte ihm auch am nächsten Morgen fortwährend auf den Lippen, als er — später freilich, als der Bürgermeister angenommen hatte — seinen Gaul auf der Landstraße ausschreiten ließ. Er hatte ihn anfangs zu rascherer Gangart angetrieben, als müsse er sich gewaltsam aus dem Bannkreis der Stadt abbringen, in der er die herrlichsten Freuden genossen, bald aber seiner eigenen Führung überlassen, um sich ganz der Erinnerung hingeben zu können. Diese Erinnerung war süß — aber sie erschöpfte sich nur allzubald. Ein Händedruck, ein schüchterner Kuß, ein warmes Liebeswort ... Er war mit großen Erwartungen nach Marienburg gekommen, seine Standhaftigkeit sollte ihm hoch angerechnet und gebührend belohnt werden. Nun hatte man es zwar Seitens der Familie und ihrer Freundschaft wahrlich an Aufmerksamkeiten nicht fehlen lassen, die dem Sohne eines angesehenen Ratsherrn von Thorn galten, aber der kleinbürgerliche Standpunkt, von dem aus das ganze Ereignis angesehen und behandelt war, konnte ihm doch nicht behagen. Es war ihm verdrießlich gewesen, daß Blume es so eilig gehabt hatte, ihn wieder nach Thorn zurückzuschicken, und er bedauerte nun, sich so ohne Weiteres gefügt zu haben. Wenn er

bei Frau Christine eine Bitte gewagt hätte? Aber warum kam sie ihr nicht zuvor, und warum tat Magdalene nichts dazu ihn zurückzuhalten, da sie doch selbst durch dieses karge Beisammensein nicht befriedigt sein konnte? Kaum daß sie ihm selbst ein flüchtiges Bedauern über die so baldige Trennung ausgesprochen hatte! Ganz die fügsame Tochter war sie gewesen, ganz die ehrbare Braut, wie sie den Kleinstädtern gefallen konnte. Hätte sie nur eine Stunde für ihn allein gehabt! Gewiß wäre ihr dann das Herz aufgegangen, und er wüßte jetzt, wie sehr sie ihn liebte.

Er fing an zu bereuen, daß er's selbst so simpel angefangen. Mit der Einwilligung seines Vaters in der Tasche — warum suchte er erst den Bürgermeister auf, dessen Jawort ihm für diesen Fall doch schon gesichert war? Warum ritt er nicht sofort auf den Hof hinaus, band sein Pferd an den Zaun und überraschte Magdalene im Garten? Da konnte sich's sofort erweisen, wie sie ihm gesinnt war. Er malte sich's aus, wie das Mädchen, das ihn liebte, im Wonnegefühl des Wiedersehens jede Frage nach dem Recht seines Kommens hätte vergessen oder gläubig die Bedingung als erfüllt ansehen müssen. Wie selig würde ihn das gemacht haben! Eine solche Prüfung ihres Herzens war versäumt.

Brauchte er sie denn aber? Er verneinte sich diese Frage immer wieder. Und doch fehlte etwas zu seiner Befriedigung, doch vermochte er seines allzu sicheren Glückes nicht vollfroh zu werden. Und war's denn wirklich notwendig, daß er sich jetzt dem Gebot ihres Vaters fügte und mit jedem Schritt seines Pferdes weiter von ihr entfernte, die er so gern nur einmal mit ganzer Leidenschaft an seine Brust geschlossen hätte? Wie schön sie war! Dieses lange blonde Haar, diese lieben Augen, diese Grübchen in den Wangen! Jetzt saß sie wohl auch allein unter dem Flieder im Garten oder an sonst

einem versteckten Plätzchen und sehnte sich zu ihm. Wenn er . . . Und plötzlich zog er mit einer heftigen Handbewegung den Zügel an, so daß der Gaul erschreckt aus dem Schlaf auffuhr. „Nein!“ rief er laut, „so kann's nicht bleiben. Nochmals zurück! Sie soll wissen, wie sehr ich sie liebe. Dieser Tag noch soll unser sein.“

Und schon hatte er in kurzem Bogen Kehrt gemacht. Hochaufgerichtet ritt er in scharfem Trabe denselben Weg in entgegengesetzter Richtung. Eine Strecke vor der Stadt wollte er nach dem Hof ablenken, von dem er kaum eine Stunde entfernt sein konnte, wenn er den Gaul in munterer Gangart erhielt. Das sollte eine freudige Überraschung geben.

So war er eine Weile fortgetrabt, als seitwärts aus einem Busch, der sich an den Äckern hinzog, die Gestalt eines Reiters auftauchte und sich auf dem schmalen, die Landstraße in nicht großer Entfernung kreuzenden Feldwege rasch näherte.

Er merkte im ersten Augenblick kaum darauf. Wahrscheinlich ein Bauerjunge, der aufs Feld ritt und sich das Saatlaken umgehängt hatte. Dazu paßte auch das kleine Pferd, wie hier auf dem Lande überall viele im Gebrauch. Als er dann aber eine Minute später den Blick nochmals dorthin richtete, stutzte er merklich und ruckte mit der Hand den Zügel, so daß sein Pferd den Lauf verlangsamte. Das kleine Tier war kein gewöhnliches Bauernpferd, rund gefüttert, von glänzender grauer Farbe, mit langem Schweif und Mähne von welligem Silbergrau. Und der Reiter darauf war eine Reiterin, die einen breitrandigen Filzhut mit grünem Eichenzweig und um die Schultern einen weißen, bei der raschen Bewegung hinter ihr weit aufwallenden Mantel trug. Was aber unter dem Hut so goldig schimmerte, das war ihr dichtes krauslockiges ungeflochtenes Haar. Sie ritt im schärfsten Trabe und mußte ungefähr zu gleicher Zeit mit ihm auf dem

Kreuzungspunkt anlangen. Die Erscheinung hatte aber etwas ungewöhnlich Phantastisches; er konnte das Auge nicht mehr davon wenden.

Nun war's, als ob auch die Reiterin auf den Begegnenden aufmerksamer wurde. Sie richtete den Kopf auf, sah ihn mit großen Augen an und stieß einen Zischlaut aus, der sofort von ihrem Pferde verstanden wurde. Es wechselte die Gangart in schnellsten Galopp. Der Hund, der ihr folgte, stürmte Jost mit heftigem Gebell entgegen, schien es aber auf halbem Wege doch ratsamer zu finden, der allzuflüchtigen Herrin nachzueilen. Sie gewann einen Vorsprung und setzte quer über die Landstraße, als er noch dreißig oder vierzig Schritte zurück war. Im Vorüberfliegen griff sie nach dem Hut, hob ihn und schwenkte ihn über dem flatternden Goldhaar durch die Luft. Dabei fiel der Eichenzweig zur Erde. Auf ihren Wink über die Schulter hin nahm ihn der Hund auf und war nun mit allen Kräften bemüht, sie zu erreichen. Das geschah aber erst eine ziemliche Strecke jenseits, nachdem ein paar Feldgräben genommen waren. Die Reiterin bückte sich so tief vom Pferde, daß sie den Zweig erreichen konnte. Erst nachdem sie ihn angesteckt, setzte sie den Hut wieder auf. Dann ritt sie im Trabe weiter, ohne nur ein einziges Mal zurückzusehen.

Jost hatte sie erkannt. Und plötzlich stand ihm der Vorfall jener ersten Begegnung am Burggraben mit allen Einzelheiten klar im Gedächtnis. Diese Entdeckung überraschte ihn so, daß er gar keine Anstalt machte, ihren Gruß zu erwidern oder gar ihr zu folgen. Er mochte wohl den Zügel seines Pferdes so gespannt haben, daß dasselbe auf dem Kreuzweg Halt machte. Erst nach mehreren Minuten ließ er es wieder antreten, nachdem er der Reiterin mit immer noch erstaunten Blicken nachgeschaut hatte, bis die Einsenkung hinter einer Hecke die Gestalt verschwinden ließ. Aber während er nun lang-

sam seinen Weg fortsetzte, beschäftigten sich seine Gedanken fortwährend mit ihr. Und nun erinnerte er sich auch des Namens Ursula und daß gestern von einer Ursula gesprochen worden war, die auf des Bürgermeisters Hof zurückgeblieben sein sollte. Wenn sie gemeint gewesen wäre —? Aber wie käme sie dorthin? Und warum hatte Magdalene ihrer gar nicht erwähnt, da sie denn doch wissen mußte, daß er . . . Vielleicht gerade deshalb nicht. Nun freute er sich seines Entschlusses um so mehr: er mußte dahinter kommen, ob ihm etwas verheimlicht wurde, und aus welchem Grunde.

Bald hatte er den Hof vor sich. Er näherte sich ihm von der Gartenseite her und hielt sich nahe dem Zaun, um nicht zu früh bemerkt zu werden. Dann stieg er ab, band sein Pferd an den Stamm einer jungen Birke und suchte das Pförtchen nach dem Flußufer auf. Unter der Linde am Hause sah er Frau Christine und Magdalene bei einer Arbeit sitzen. Sobald Magdalene ihn bemerkte, stieß sie einen Jubellaut aus, sprang auf, eilte ihm entgegen und fiel ihm um den Hals. „Jost," rief sie, „mein lieber Jost! Du kommst noch einmal . . . O, welche freudige Überraschung!" Dieser herzliche Empfang tat ihm sehr wohl. So hatte er sie sich in diesen Tagen gewünscht. Er konnte nicht aufhören sie an die Brust zu ziehen und den lieblichen Mund zu küssen.

Nun war auch Frau Christine aufgestanden und näher getreten. „Verzeiht, Frau Mutter," sagte er, sie begrüßend, „wenn ich ohne Einladung hier eintrete. Ihr glaubtet mich sicher schon weit entfernt, und ich war auch wirklich ein gut Stück Weges mit dem Rücken gegen die Stadt geritten. Aber mein ganzes Herz war hier und wollte von so eiligem Abschied nichts wissen. Es zog mich übermächtig zurück, so daß ich wohl umkehren und mich nochmals als Gast anbieten mußte. Von eurer mütterlichen Güte hoffe ich, daß Ihr daran kein Arg

finden und uns gern noch ein paar Stündlein schenken werdet. Ich konnte so nicht fort."

Sie lächelte gütig und klopfte seine Schulter. „Was treibt Ihr für Übermut, lieber Junker," antwortete sie; „ich sollt' Euch wohl schelten, daß Ihr aus einem Abschied zwei macht. War meinem Töchterchen doch so schon das Herz schwer genug, Euch missen zu sollen, so daß ich in diesen kurzen Morgenstunden wohl schon mehr Seufzer von ihren Lippen vernommen habe, als während all' der Jahre ihres Lebens. Wie soll das nun gar hinterher werden? Aber ich weiß ja, daß Jugend nicht vorbedenkt; sie soll sich diesmal über des Alters Grämlichkeit nicht zu beklagen haben. Ihr seid einmal hier, und so will auch ich Euch willkommen heißen."

Jost und Magdalene küßten dankbarst ihre Hände. Er bat, sein Pferd in den Stall bringen zu dürfen, und sie gingen beide hinaus, es in den Hof zu führen. Das mußte wohl eine schwere und langwierige Bemühung gewesen sein, denn es dauerte geraume Zeit, bis sie sich wieder im Garten blicken ließen. Dann gingen sie, einander umarmt haltend, den langen Gang auf und ab, verschwanden mitunter auch in der Laube oder nahmen auf dem Bänkchen unter der Linde Platz, die Mutter nicht ganz zu vernachlässigen.

So waren ein paar Stunden vergangen, ohne daß sie die Flüchtigkeit der Zeit merkten. Als sie sich nun einmal wieder dem Hause zuwandten, schien es plötzlich, als ob ihre verbundenen Hände von einem unsichtbaren Schlage getroffen aus einander fuhren und der Schritt gebannt war. Sie mußten beide zugleich etwas gesehen haben, das sie so jäh erschreckte.

Auf dem Podest nahe der offenen Tür und wie mit lichten Farben in den dunkeln Hintergrund eingezeichnet stand Ursula. Die Sonne, die zwischen Dach und Linde schräge einfiel, streifte ihr Gewand und ihr Haar. Die

Augen schauten neugierig auf die Wandelnden, und das ganze Gesicht lachte. Nun schlug sie in die Hände und rief: „So hab' ich's vermutet, da ich den Junker in verkehrter Richtung reiten sah, und so ist's Recht. Mag Euch denn auch mein Glückwunsch nicht verdrießen."

Sie eilte die Holztreppe hinab, reichte Magdalene beide Hände und küßte sie stürmisch. Dann verneigte sie sich gegen Jost, vor seinen stechenden Blicken verschämt die Augen senkend. „Es mag Euch verwundert haben, mich hier anzutreffen," sagte sie. „Ich kann's wohl verstehen, daß Magdalene in diesen Tagen an mich nicht gedacht hat. Nun wird sie's Euch erklären, so gut sich's erklären läßt."

Magdalene konnte ihre Verwirrung mit aller Mühe nicht bergen. Sie wußte nicht, was ihr geschehen war; nur daß diese Begegnung ihr Unheil bedeuten müßte, fühlte sie dunkel. Und wie Jost da stand, ganz in den Anblick der fremden Erscheinung versunken . . . Ihr fing das Herz wild zu schlagen an, und die Stirn rötete sich. „Ursula —" stotterte sie, „unser lieber Gast seit dem Winter. Du wirst Dich ihrer entsinnen . . ."

„Gewiß, gewiß," versicherte er. „Aber warum war sie gestern nicht in der Stadt — warum sagtest Du mir nicht ein Wort —?"

„Mit gutem Grund, Herr Junker," suchte Ursula einzuhelfen. „Der Herr Bürgermeister bedachte, daß ich da ganz überflüssig sei, wenn er der gesamten Gevatterschaft seiner Tochter Bräutigam vorstelle, oder wohl gar mich töricht benehmen könne, da ich im städtischen Wesen noch immer wenig geschult bin. Und weshalb hätte Magdalene von mir erzählen sollen? Mußte sie doch glauben, daß ich Euch nicht in der freundlichsten Erinnerung geblieben sei, wenn Ihr bei meines Namens Nennung überhaupt noch in eurem Gedächtnis ein Bild von mir bewahrtet."

„O!" rief er. „Wer Euch einmal im Leben gesehen,

der kann Euch nimmermehr vergessen. Ihr seht nicht aus wie alle Welt. Und wäret Ihr mir heut' noch flüchtiger vorbeigeritten, ich hätt' Euch doch erkannt."

„Du sahst Ursula schon —?" fragte Magdalene peinlich überrascht. „Und sprachst gar nicht von dieser Begegnung? Und bist wohl gar ihretwegen umgekehrt?"

Das platzte so eifersüchtig heraus. Im nächsten Augenblick wußte sie schon, daß sie eine Torheit begangen hatte. Die Tränen schossen ihr in die Augen und perlten über die heißen Wangen hinunter. Sie kehrte sich rasch ab. Ursula nahm den Vorwurf scherzhaft. „Ich will's mit dem feierlichsten Eide beschwören," sagte sie, die Hand ausstreckend, „daß ich diesseits des Junkers Weg kreuzte. Es war mutig genug, daß er ihn Dir zu Liebe trotzdem fortsetzte, denn als ein rechter Hexenspuk mag ich ihm wohl nach seinem verblüfften Ausschauen erschienen sein. Ha, ha, ha!"

„Ich kann Euch nicht Unrecht geben," sagte er, in ihr Lachen etwas gezwungen einstimmend. „Es war wirklich, als wäret Ihr aus dem Boden aufgetaucht und wieder in den Boden versunken. Nur den höllischen Vogel hab' ich vermißt, der mir damals auf euer Gebot arg zusetzte; den Hund konnt' ich für einen so gefährlichen Gesellen nicht halten."

„Ach, das arme Tier," seufzte sie, „es hat seine Treue mit dem Tode gebüßt. Laßt's Euch von Marcus berichten. Aber ich will Euch nun nicht weiter durch meine unnütze Gegenwart das kurze Beisammensein verkümmern, nachdem ich meinen Glückwunsch angebracht. Mutter Christine wird gewiß eine Arbeit für mich haben, die ich ihr nicht verderbe."

„Nein — bleibt nur, bleibt," bat er mit unbedachtem Eifer. „Wir haben uns schon ausgesprochen und werden durch eure Gesellschaft nicht gestört. Ihr müßt mir das

Rätsel lösen, wie diese Freundschaft entstanden ist und wer Ihr eigentlich seid. Ein Rätsel muß ich's nennen."

Sie huschte doch fort und setzte sich unter die Linde, das Gesicht dem Hause zugekehrt. Die schöne weiße Katze sprang vom Geländer des Podestes, auf dem sie sich gesonnt hatte, schlich die Treppe hinab und umschlich schmeichelnd ihr langes Gewand. Sie bückte sich und streichelte sie, hob sie auch auf den Schoß, nahm den Kopf in ihre Hände und sah ihr in die grünlichen Augen. Aus dem Arbeiten wurde nicht viel.

Jost wandte sich nun wieder Magdalene zu, legte ihren Arm in den seinen, spielte mit ihrer Hand, indem er den kostbaren Ring, den er ihr gestern geschenkt, am Finger auf- und abschob oder drehte, zog sie in die Laube und stand bald wieder auf, um der Linde einen Besuch abzustatten. Er war auffallend unruhig geworden, hielt seine Gedanken nicht beim nächsten, sprach wenig und hörte unaufmerksam zu. Nur wenn die Rede auf Ursula kam — und er suchte sie immer wieder darauf zu bringen, so wenig Magdalene auch Stand hielt — wurde er lebhafter; nicht genug hätte sie von ihr erzählen können. Was er von der Waldfrau, vom Hochmeister, von dem Ritter von Ostra erfuhr, hatte auch wirklich so wenig Zusammenhang, daß weitere Fragen sich rechtfertigten. Magdalene hätte ihm aber doch kaum viel bessere Auskunft geben können, auch wenn es ihr nicht verdrießlich gewesen wäre, daß er sich und sie fortwährend mit diesen Dingen beschäftigte, die ihn doch so gar wenig angehen konnten. Sie wurde immer einsilbiger und in sich gekehrter, bis sie sich zuletzt neben Ursula auf das Bänkchen unter der Linde setzte, ihre Arbeit wieder aufnahm und es Jost überließ, auf einem Schemel gegenüber Platz zu nehmen, um nach Belieben seine Aufmerksamkeit der Freundin zuzuwenden.

Er hatte davon gesprochen, daß er abreiten wolle,

ehe die Sonne allzu hoch steige. Nun traf er dazu keine Anstalten, sondern schien es als selbstverständlich angesehen zu wünschen, daß er zum Mittag bleibe. Marcus kam vom Felde und bemerkte bald die Verstimmung unter den Brautleuten, auch den Grund davon. Ursula widmete sich nun ganz ihm, aber nur um so mehr wurde sie der Gegenstand gespannter Teilnahme für Jost. Es war, als ob er sich recht absichtlich bemühte, seine Überlegenheit über den etwas bäurischen Freund jeden Augenblick vor ihr ins rechte Licht zu stellen. Bei Tisch richtete er das Wort fast nur an sie. Magdalene saß still und stumm neben ihm. Daraus machte er ihr nun wieder einen nicht mißzuverstehenden Vorwurf. Sie versicherte, daß sie sich nicht wohl fühle, aber er beschleunigte deshalb seinen Aufbruch nicht, wie sie erwartet haben mochte, sondern riet ihr nur, sich eine Weile zurückzuziehen.

Das tat sie nicht. Man machte einen gemeinsamen Spaziergang am Nogatufer. Aber auch hier fesselte ihn Magdalene kaum zeitweilig. Immer suchten seine Blicke Ursula, richteten sich an sie seine Bemerkungen.

Bei den Weiden fanden sie den Kahn liegen, der dem Bürgermeister gehörte. Ursula sprang hinein und forderte Marcus auf ihr zu folgen. Nun wollte auch Jost nicht zurückbleiben. Magdalene behauptete, daß das Wasser sie blende; sie habe schon Kopfweh. „Aber fahrt nur ohne mich,“ sagte sie, „ich gehe ins Haus.“ „Das wäre!“ rief Ursula. „Nein! wir wollen Dir Deinen Schatz nicht entführen.“ Sie hatte das breitschaufelige Ruder in die Hand genommen, stemmte es gegen den Sand und schob das Boot in die Binsen, bevor Jost hineinspringen konnte. Sie lachte ihn aus, als er sich sehr unwillig darüber gebärdete und von Marcus verlangte, er solle nochmals landen. „Ich gebe das Ruder nicht aus der Hand,“ versicherte sie kopfschüttelnd, „und weiß damit so gut Bescheid als Marcus mit dem

seinen." Ehe sie sich aber dessen versah, lief er durch das Wasser, das hier am Rande ganz flach war, und schwang sich hinein. Nun nahm er Marcus das andere Ruder aus der Hand, brachte das Boot wieder dicht zu den Weiden zurück und bat Magdalene einzusteigen. Sie weigerte sich. „Komm hinaus," sagte sie, „Du bist ganz naß geworden." „Das tut meinen polnischen Stiefeln wenig," antwortete er. Eine Minute schien er doch unschlüssig, ob er ohne sie abfahren solle. „Eine kurze Strecke nur," rief er ihr zu, „ich will sehen, ob Ursula wirklich das Rudern versteht, wie sie sich rühmt." Da sie sich dem Ufer zuwendete, gab er dem Kahn einen so heftigen Stoß, daß Ursula das Gleichgewicht verlor und hinausgefallen wäre, wenn Marcus sie nicht gestützt hätte. Sie zog das Ruder ein und setzte sich neben ihn. „Wir haben einen Stadtjunker von Thorn zum Fährmann," bemerkte sie spöttisch, „der will seine Kunst zeigen." Jost ruderte stehend auf den Strom hinaus. Er war wirklich sehr geschickt darin und bewies einen kräftigen Arm. Da sie aber keine Anstalt machte, ihm zu helfen, sondern leise mit Marcus plauderte und kicherte, verlor er bald die Lust und kehrte in nicht zu weitem Bogen ans Land zurück. Er hatte seinen Willen durchgesetzt, das mußte ihm nun wohl genügen.

Magdalene saß auf dem Stein unter dem Rosenstrauch. Sie schämte sich vor der Mutter, allein nach Hause zu kommen. Jost fand sie in Tränen.

„Was fehlt Dir?" fragte er, um doch etwas zu sagen. Seine Augen folgten dem Kahn, der jetzt, von Marcus und Ursula gleichmäßig gerudert, dem anderen Ufer zustrebte.

„Kannst Du im Zweifel sein?" entgegnete sie. „Ich wußte es wohl. Seit Du Ursula wiedergesehen, bin ich Dir gleichgültig geworden."

Er widersprach nicht, sondern zog das Bärtchen

zwischen die Zähne und biß darauf. Nach einer Weile sagte er: „Ich weiß nicht, was es ist — sie hat etwas in ihrem Blick, im Ton ihrer Stimme . . . Es zwingt mich mit unwiderstehlicher Gewalt, als hätte sie mir ein Rätsel aufgegeben, dem ich immer nachgrübeln muß. Ich glaube, sie ist eine Hexe. Mag Marcus sich vor ihr in Acht nehmen.“

„Marcus!“

„Habe Geduld mit mir, Lene — es hat für uns keine Gefahr. Mein Auge und Ohr muß sich nur gewöhnen . . . Siehst Du, jetzt ist's schon vorüber.“ Er setzte sich zu ihr, schlang den Arm um sie, nahm ihre Hand und drückte Küsse darauf. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter, schluchzte schmerzlich und rief: „Ach, wie könnte das geschehen, wenn Du mich liebtest, wie ich Dich liebe! Ursula ist keine Hexe, aber sie hat Dir's mit ihrer Schönheit angetan, mit ihren dunkelblauen Augen und ihrem goldigen Haar. Wie soll ich nun in Deinem Herzen bleiben immerdar?“

„Fürchte nicht, daß sie Dich daraus verdrängen kann,“ versicherte er, ihre Wange streichelnd. „Mein Herz gehört Dir — Dir allein. Es ist eine Verblendnis der Sinne, deren ich gewiß bald Herr werde. Wenn ich Dich so in meinem Arm halte, ficht mich schon nichts mehr an.“

„Du darfst sie nicht mehr sehen,“ sagte sie, sich an ihn schmiegend, „geh' ohne Abschied — ich bitte Dich.“

„Das wär' ein gar trügerisches Mittel,“ entgegnete er. „Nein, keine Flucht. Ich könnte mir sonst in der Ferne selbst einreden, sie sei nötig gewesen. Ich will Dir nicht als ein Feigling erscheinen, der für sich selbst zittert, daß er vor seinem Herzen schlecht bestehe. Ich darf jetzt nicht zurück nach Thorn; ich will meinem Vater schreiben oder Botschaft schicken. Täglich muß ich Ursula neben Dir sehen, bis dieser Zauber ganz gewichen ist.

Du hast die Macht ihn zu bannen — Deiner reinen Liebe widersteht er nicht."

Magdalene fühlte sich sehr beängstigt durch diese wirren Reden, die sie beruhigen sollten und nur die Gefahr offenkundig machten. Er schien ganz ehrlich mit sich zu kämpfen und sich den Sieg zuzutrauen. Aber sie selbst fühlte sich allzuschwach und unbedeutend neben diesem wundersamen Geschöpf, das ja auch ihr Herz bestrickt hatte. Ursula liebt Marcus, sagte sie sich tausendmal, und das minderte merklich ihre Furcht. Aber würde sie fest bleiben, wenn Jost sie ernstlich auf die Probe stellte? Und wenn auch — ihr selbst wäre er ja doch verloren.

„Lieber —" sagte sie, „so gern ich Dich bei mir zurückhielte — Du mußt vor Nacht noch scheiden. Kämest Du morgen nochmals, so könnte es die Mutter nicht verantworten, den Vater unbenachrichtigt zu lassen. Was wolltest Du ihm sagen? Die Wahrheit darf niemand erfahren — er am wenigsten. Und wenn er erriete . . . Nein! tu' mir das nicht an. Ich glaube an Deine Redlichkeit und Treue. Bringe sie nicht selbst in Versuchung. Setze Berg und Tal zwischen euch, und ihr Bild wird rasch wieder in Deinem Gedächtnis verblassen. Uns aber, die ein heiliges Gelöbnis bindet, wird die Ferne durch die Sehnsucht nur um so inniger an einander schließen."

Da er nicht antwortete, umarmte sie ihn nochmals, stand dann auf, faßte seine Hand und führte ihn in den Garten. Es dauerte lange, bis sie den kurzen Weg zum Hause zurückgelegt hatten. Denn oft blieben sie stehen, eine Zärtlichkeit auszutauschen oder noch etwas Wichtiges für die Zukunft zu besprechen. Jost schien vergessen zu haben, was ihn vor einer Stunde noch verstörte, und Magdalene wurde wieder ganz heiter. Endlich holte Frau Christine sie aus der Laube ab. Die Sonne sei im Untersinken; er solle noch ein wenig zum Abend essen

und dann abreisen. „Ich bin wahrlich schon Frau Nachsicht selbst gewesen, liebe Kinder,“ sagte sie.

Unter der Linde war ein Imbiß aufgetragen. Als sie da am kleinen Tisch saßen, kam Marcus und setzte sich zu ihnen. Sofort wurde Jost wieder unruhig. Er blickte in den Garten und nach dem Podest vor dem Hause, wie wenn er ungeduldig jemand erwartete. Magdalene beobachtete ihn ängstlicher und immer ängstlicher. Eine Weile hielt er noch an sich. Dann fragte er: „Wo ist Ursula?“ Es klang, als ob er in Sorge wäre, daß ihr ein Unglück begegnet sein könnte.

„Ich habe sie wohlbehalten wieder ans Land gebracht,“ versicherte Marcus. „Auf dem Hof schickte sie mich fort. Wenn ich Dich noch anträfe, sollte ich Dir einen Gruß auf den Weg geben. Sie würde Dich nicht mehr sehen.“

„Nicht mehr — sehen . . .,“ murmelte Jost. „Einen Gruß auf den Weg —?“ Sein Gesicht verfinsterte sich. „Ist das deine Veranstaltung?“

„Durchaus nicht,“ antwortete Marcus. „Weshalb sollte ich . . .? Ursula tut, was sie will.“ Zu Magdalene gewendet sagte er leise: „War das eine selige Fahrt! Wir hatten uns eine Strecke stromauf gerudert und ließen uns dann vom Wasser langsam hinabtreiben. Auf einem Umweg über Feld kehrten wir zurück. Morgen spreche ich mit dem Vater.“

„Ist Ursula im Hause?“ erkundigte sich Jost in scharfem Ton.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Marcus. „Sie ließ der Mutter und Schwester eine gute Nacht wünschen.“

„Das ist sonderbar,“ sagte Jost. „Ich bitte Dich, Magdalene, sieh im Hause nach und laß sie wissen . . . Nein! ich will nicht ohne Abschied von ihr . . . Nimmer könnt' ich mir das verzeihen!“

Magdalene blickte ihn bekümmert an. Sie war sehr

bleich geworden. Nur der Name brauchte genannt zu werden, um ihn wieder in fieberhafte Aufregung zu versetzen. Sie erhob sich schweigend. Die Mutter kam ihr aber zuvor. „Bleibe nur," sagte sie, „ich selbst will einmal nachfragen. Ursula darf unsern lieben Gast nicht so unhöflich behandeln. Auch will ich gleich Auftrag geben, daß euer Pferd vorgeführt werde. Es ist wahrlich die höchste Zeit."

Nach einigen Minuten kam sie zurück und sagte: „Ursula treibt's immer toller. Seit der Herr Hochmeister ihr den Grauschimmel geschenkt hat, kehrt sie sich nach keiner Hausordnung mehr. Kann man's glauben, daß sie ihn so spät abends gesattelt hat und davongeritten ist?"

„Dann weiß ich, weshalb es geschehen ist," sprach Jost finster in sich hinein. „Aber so entzieht sie sich mir nicht." Er nahm auffallend flüchtigen Abschied von Frau Christine und auch von Magdalene. Marcus bot er nicht einmal die Hand. „Auf Wiedersehen — morgen," rief er vom Pferde hinab. Er schlug mit der Gerte darauf ein und sprengte davon.

„Was bedeutet das?" fragte Frau Christine. „Er wird sich doch nicht deshalb, weil er Ursula heute nicht mehr gesehen, noch einen Tag länger aufhalten wollen?"

Magdalene schwieg, verlegen zur Erde blickend.

„Du wirst gleich morgen früh nach der Stadt gehen, Marcus," fuhr sie fort, „und dem Vater Bericht erstatten. Mag er den Junker in seiner Herberge aufsuchen und auf den richtigen Weg leiten oder selbst hier erwarten. Jedes Ding muß doch seine gute Ordnung haben."

Zehntes Kapitel.

Die Flucht.

Jost hatte im schärfsten Trabe bereits eine Strecke gegen Marienburg hin hinter sich gebracht, als er plötzlich seitwärts abbog und quer über Feld auf eine Anhöhe zustrebte, die sich weit sichtbar mit ihrer kahlen Kuppe aus dem Acker- und Weidelande aufwölbte. Oben angelangt, brachte er seinen Gaul zum Stehen und spähte mit scharfen Augen ringsum. Die Sonne tauchte eben im Nordwesten als glührote Scheibe in das leichte Nachtgewölk am Horizont und warf über die Erde einen goldigen Schein, in dem weithin jeder aufragende Gegenstand deutlich erkennbar war. Die breiten und schmalen Wege, die sich vom Flußufer in die Ebene hinabzogen, ließen sich gut verfolgen, und was sich etwa auf ihnen zwischen den Weiden und Birken hin bewegte, konnte einem sicheren Auge nicht entgehen. Offenbar spähte Jost nach etwas dergleichen aus. Nun war's ihm, als ob er fernes Hundegebell vernahm. Gleich darauf bemerkte er auch in derselben Richtung einen beweglichen Punkt. „Da ist sie!" rief er laut. Ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, setzte er seinem Gaul die Hacken ein und sprengte die Anhöhe hinab auf den nächsten Weg zu.

Nochmals kam er an Blumes Hof vorüber. Seine Gedanken wanderten nicht dorthin, sie waren beständig

bei der Reiterin, die er von Zeit zu Zeit aus den Augen verlor, um sie mit gespannter Aufmerksamkeit in Kurzem immer wieder zu entdecken. Nun war auch kein Zweifel mehr: trotz der einbrechenden Dämmerung erkannte er den kleinen Gotländer Grauschimmel und die Dame darauf. Sie ritt ihm entgegen, so daß die Entfernung doppelt schnell abnahm. Offenbar kehrte sie nach Hause zurück. Noch mochte ein Raum von mehreren hundert Schritten zu durchmessen sein, als sie auch selbst den Reiter zu bemerken und stutzig zu werden schien. Sie machte Halt und hob sich ein wenig im Sattel; der Hund kläffte. In der nächsten Sekunde wendete sie ihr Pferd, ließ es über den Graben springen und verfolgte einen schmalen Rain, der sich in einen mit Ellerngebüsch bewachsenen Grund absenkte. Als Ziel schien sie den Hof festzuhalten, wennschon sie ihn nur auf einem Umwege erreichen konnte.

Sie sah sich wiederholt um und brachte den Grauschimmel in immer schnellere Bewegung, je mehr sich die Entfernung zwischen ihr und Jost verringerte. Einen so weiten Vorsprung sie auch hatte und so gehorsam sich der Gotländer für seine Herrin anstrengte, die langen Beine seines Gauls brachten ihn doch rascher vorwärts. Es war eine förmliche wilde Jagd hinter ihr her. Noch einen Versuch machte sie, durch eine unvermutete scharfe Wendung an ihm vorüber auf einen Weidenplan zu gelangen, der mit Steinen übersät war, die ihm leicht ein Hindernis werden konnten. Aber er paßte auf und schnitt ihr den Weg ab. „Haltet!" rief er ihr zu. „Warum flieht Ihr vor mir, Ursula? Ich tu Euch nichts zu Leide. Haltet!"

Noch einmal wendete sie im vollen Laufe das Gesicht zurück, sich zu überzeugen, ob ein Entweichen möglich. Dann brachte sie den Grauschimmel mit einem scharfen Ruck der Zügel zum Stehen und ließ ihn auf der Stelle umdrehen, so daß sie ihrem Verfolger in die Augen sah.

„Was wollt Ihr von mir, Junker Jost?“ fragte sie herausfordernd.

Er hielt nun ebenfalls, ihr dicht zur Seite. „Ursula —“

„Ihr konntet wissen,“ fiel sie streng ein, „daß ich von Euch nicht eingeholt sein wollte. Warum verfolgt Ihr mich? Es ist Euch wahrlich keine große Ehre, auf solchem Klepper im Wettrennen der Sieger geblieben zu sein.“

„Verzeiht, Ursula,“ bat er, sich vorbeugend und den Hals des Grauen klopfend. „Ihr habt mir's schwer genug gemacht Euch zu erreichen. Warum wolltet Ihr mich ohne Abschied lassen?“

„Darüber bin ich Euch keine Rechenschaft schuldig, Junker. Genug, daß ich Euch einen Gruß durch Marcus sendete. Hätt' ich Euch noch einmal begegnen wollen, so hätt' ich ihn selbst in den Garten gebracht.“

„So war's also euer Wille, mir nicht noch einmal zu begegnen. Darf ich ihm eine Deutung geben?“

„Keine unrechte. Wenn Ihr's denn wissen wollt, es kränkte mich, daß Ihr heute den ganzen Tag nur Augen für mich hattet und gänzlich zu vergessen schienet, was Ihr eurer lieben Braut schuldetet, der doch euer Besuch galt. Was gehe ich Euch an, Junker? Was hab' ich in meinem Wesen, daß Euch wiederholt zu dreistem Angriff reizt? Schon einmal habt Ihr mich genötigt, Euch unfreundlich in die Schranken zu weisen. Ich hoffte, Ihr würdet Euch dessen geschämt haben und keiner neuen Lehre bedürfen. Nun achtet Ihr selbst nicht das Recht eurer verlobten Braut, die wahrlich schön und gut ist, wie Ihr sie Euch nur wünschen möget, gafft mich an wie ein Wundertier und laßt mich dreiste Reden hören, fast wie damals an der Schloßbrücke zu Marienburg. Ich hatt's Euch längst vergeben und war voll Freude, daß

Ihr zu Magdalene so tapfer standet. Nun sehe ich zu um so größerer Betrübnis, wie falsch Ihr seid."

So in der Nähe konnte er bemerken, daß ihre Wangen glühten und ihre Augen zornig blitzten. Das schreckte ihn aber nicht. Indem er sein Pferd herumtreten ließ, sagte er: „Nennt mich nicht falsch, Ursula. Gott weiß es, mit wie redlicher Absicht ich herkam, mir Magdalenens Hand zu erwerben, und wie ihre Liebe mich beglückte. Nicht um Wort zu halten kam ich, sondern durch des Herzens Zwang hergezogen. Ach! daß ich Euch nie wiedergesehen hätte, holdestes Fräulein! Aber es war offenbar des Himmels Wille so. Wie soll ich Euch mit Worten beschreiben, was in mir vorging, als ich eurer wieder ansichtig wurde? Ich hatt' Euch nicht gesucht und doch gefunden. Es sollte so sein! Urplötzlich war mein ganzes Gefühl verwandelt. Ich wehrte mich gegen den Ansturm der sinneberückenden Leidenschaft — vergeblich. Wie mit einem Zauber hatte eure Schönheit mir's angetan, daß vor meinen Augen alles aschfarben und blind wurde, was vorher in hellem Glanz gestrahlt hatte. Umsonst war alles Bemühen Widerstand zu leisten. Wie ein Blitz niederfährt und die Eiche entzündet, so hat das himmlische Feuer mich ergriffen und bis ins Mark getroffen. Wie soll ich diesen Brand löschen? Sprecht mir nicht von gelobter Pflicht. Es war ein unsinniges Beginnen, Euch vergessen zu wollen, nachdem ich Euch einmal gesehen. Nicht zu Euch verirre ich mich, sondern von Euch war ich verirrt. Laßt mich's nicht zu schwer büßen!"

Er hatte sich seitwärts zu ihr gebeugt und ihre Hand gefaßt, die den Zügel hielt, um sie zum Bleiben zu nötigen. Sie riß sich aber los und trieb den Grauschimmel mit der Gerte zu eiligen Sprüngen an. Er griff in die Mähne. Ursula schlug ihm wütend auf die Hand, sich zu befreien. Er achtete den Schmerz nicht, sondern lachte wild auf und rief: „Ihr seid in meiner Gewalt

und müßt mich hören. Verliere ich diese Stunde, so verliere ich mein Leben. Denn in Euch allein leb' ich fortan."

„O, ich Unselige!" klagte Ursula. „Wer hilft mir aus dieser Not! Wisset, daß ich Euch wegen eurer Treulosigkeit verabscheuen würde, wenn ich Euch nicht für einen Wahnsinnigen halten müßte. Laßt ab von mir — kommt wieder zu Euch! Lieber wollt' ich in die Nogat springen und elendiglich darin umkommen, als der Freundin Recht kränken lassen."

Jost suchte sie zu umarmen und zu sich aufs Pferd zu ziehen. Das gelang nicht. Der Hund sprang, da er sie so ringen sah, laut bellend an ihm auf und schlug die Zähne in sein Bein. Er mußte ihn mit der Peitsche abzuwehren suchen, zugleich auch den Grauschimmel zurückhalten, der immer vorwärts nach dem Landwege zudrängte, auf dem er den Stall zu finden wußte.

„Seht Ihr denn nicht," zischelte er ihr zu, „daß Ihr mich zwar grausam abweisen, aber Magdalene damit keinen Dienst erweisen könnt? Nie mehr kann ich zu ihr zurück. Die Feuergluten, die sich bei eurem Anblick entzündet haben und jetzt zu heller Lohe aufschlagen, versperren mir den Weg. Ich weiß, daß ich ein gegebenes Wort breche, daß ich dem besten Mädchen schweres Leid zufüge, daß ich ihren Vater beleidige — ich kann doch nicht anders. Es zwingt mich zu Euch, wird mich ewig zu Euch zwingen. O, sprecht nur ein gütiges Wort, Ursula, und ich bin morgen frei, es Euch mit Allem zu lohnen, was ich bin und habe. Befehlt, wohin ich Euch folgen soll, und keine Rücksicht wird mich halten. Noch diese Nacht . . . was hindert uns, in die weite Welt zu reiten? Wenn Ihr mich aber nach meiner Heimat begleiten wollt, Allerschönste, so will ich meinem Vater zu Füßen fallen und ihm sagen, daß Ihr die Braut seid —"

„Schweigt, Unverschämter!" herrschte Ursula ihn an,

seine Schulter zurückstoßend, die sich an ihre Brust drängte. „Ihr versucht mich nicht mit eurem teuflischen Locken. Und wäret Ihr der Fürst dieser Erde selbst, Ihr solltet keine Macht über meine Sinne haben, denn mein ganzes Herz gehört —"

„Ha!" rief er, „sprecht es nicht aus, was mich vernichtet. Ihr müßtet sterben in meinen Armen — keinem andern dürft ich Euch gönnen. Nein, Ihr täuscht' mich nicht! Dasselbe Feuer, das mich verzehrt, lodert auch in eurer Brust. Wollet es nur nicht gewaltsam löschen. Ihr seid mein, Ursula!" Er sprang vom Pferde, ging neben ihr her, umschlang sie mit den Armen und suchte sie aus dem Sattel zu heben und zu sich hinabzuziehen.

Sie wehrte ihn mit allen Kräften ab und trieb zugleich mit dem Fuß und der Gerte den Grauschimmel immer vorwärts, so daß Jost nur im Laufschritt folgen konnte. Da er nun in den Zügel faßte, bäumte sich das scheu gewordene Tier und drohte die Reiterin abzuwerfen. Diesen Augenblick benutzte er, sie fester zu umschlingen und auf seinen Arm zu heben. Aber es gelang ihm auch jetzt nicht, sie bügellos zu machen. Sie umklammerte den Hals des kleinen Pferdes und drückte es dadurch hinunter. „Marcus — Marcus!" schrie sie in furchtbarer Angst.

Und da eilte Marcus schon mit geflügelten Schritten herbei, als ob er nur auf diesen Hilferuf gewartet hätte. Er war nicht zur Ruhe gegangen, da er Ursula noch nicht heim wußte. Dann wurde er durch das Hundegebell aufmerksam, das sich gar nicht beruhigen wollte, ging ihm nach und sah endlich bei der Biegung des Weges, was ihn mit Schrecken erfüllte. Eben sprang der Reiter ab, den er nicht erkannte, und bestürmte Ursula. Er verdoppelte seine Anstrengungen, war kaum noch fünfzig Schritte entfernt, als er seinen Namen rufen hörte. In mächtigen Sprüngen eilte er zur Stelle, faßte den An=

greifer von hinten ins Genick und schleuderte ihn zur Seite. „Nichtswürdiger,“ schrie er ihn an, „was erfrecht Ihr Euch auf offener Landstraße?“ Dann wandte er sich zu Ursula. „Warum mußtet Ihr den Hof so spät noch verlassen? Wenn ich nicht zur rechten Zeit gekommen wäre —“

„Verzeiht, Liebster,“ fiel sie ein, „und habt Dank.“ Sie neigte sich, legte den Arm um seine Schulter und küßte seine heiße Stirn. „Es geschah eurer Schwester zu Liebe. Wie konnt' ich ahnen, daß seine Verblendung . . . Nein! Blickt nicht zurück! Ihr dürft ihn nicht kennen, der so frevelhaft —“

Da aber schlug der Mann, der sich wieder vom Boden aufgerichtet hatte, eine helle Lache an. „So also steht's? Er ist der Erwählte? Ha, ha, ha!“

„Jost!“ rief Marcus ganz entsetzt. „Du —?“

„Glaubt ihm nicht, was er Euch auch sagt,“ bat Ursula voll Angst. „Es ist Wahnsinn, was aus ihm spricht — ein höllischer Geist hat ihn verblendet, daß er dem eigenen Herzen Gewalt tut. Er liebt Magdalene. Wenn er mich nicht mehr sieht . . . Er soll mich nicht mehr sehen, ehe ihre Hände am Altar vereint sind. Lebt wohl — lebt wohl!“

Sie galoppierte dem Hofe zu.

Die beiden jungen Männer standen einander gegenüber, nicht zwei Schritte entfernt. Marcus schien eine Erklärung zu erwarten; er konnte noch immer nicht recht begreifen, was geschehen war, wollte an des Freundes Treubruch nicht glauben. Jost maß ihn mit trotzigen Blicken. „Nun —?“ brach er endlich das Schweigen, „was willst Du von mir? Dein Recht an jene dort acht' ich nicht. Aber Du bist der Bruder — dem Bruder will ich Rede stehen und auch den Kampf mit tötlichen Waffen, wenn er ihn fordert, nicht weigern.“

„Den Kampf?“ fragte Marcus verwundert zurück.

„Bin ich ein Raufbold, der auf der Landstraße Händel sucht? Und Du . . . wofür willst Du die Waffen gegen mich ergreifen? Versteh' ich das? Für einen Schimpf, den Du meiner Schwester . . . Du sagst, ich sei der Bruder. Das also —! Und Ursula . . ."

Jost sank stürmisch an seine Brust. „Marcus, Marcus," rief er ganz verzweifelt. „Daß Du mir ins Herz sehen könntest! Es war kein frevles Spiel, das ich mit Magdalene, mit euch allen getrieben habe. So wahr ein Gott im Himmel lebt, über meine Lippen ist keine Lüge gekommen: ich wußte mir kein höheres Glück, als deine Schwester mein zu nennen, sie heimzuführen als mein Weib. Aber einmal schon verstörte dieser Dämon mein Gefühl. Und jetzt . . . Es ist als ob ihr Anblick mein Blut in Aufruhr bringt, meine Gedanken verwildert, mein Gewissen einschläfert. Wenn sie mich riefe . . . und müßt' ich ein totwürdiges Verbrechen begehen, ich könnte nicht Widerstand leisten. Wenn Magdalene meine Hand faßte, mich zurückzuziehen und mit innigster Bitte in mich dränge, ihrer zu gedenken — so sehr ich sie liebe, ich müßte mich losreißen und ihr mein Ohr verschließen und der Zauberin zu Füßen sinken, die mich mit ihren Augen zwingt. Und wenn sie mich nicht ruft, wenn sie mich verächtlich von sich stößt — ich kann doch nicht aus ihrem Bann. Ach! verschwendet sind alle Worte — Du kannst, Du darfst mich nicht verstehen. Nur das eine siehst Du, daß Magdalene . . . O mein Gott! wie ich sie beklage, wenn ihre Liebe auch dies übersteht. Nein, sage ihr, daß ich schuldig bin, daß sie das beste Recht hat, mich zu hassen, zu verabscheuen —"

„Jost!" schrie Marcus auf, „es ist dein Wille, das Band zu lösen, das gestern erst . . ." Der Ton erstickte ihm in der Kehle. Er schob ihn von sich ab, legte die Hände auf seine Schultern und krampfte die Finger in sein Fleisch, als ob er ihn zermalmen wollte.

„Was kann ich anders tun?“ stammelte Jost. „Nach dem, was hier geschehen ist . . . und morgen wird sich's wiederholen — immer und immer, bis Ursula . . .“

„Und die ganze Stadt war Zeuge —!“

„Ja! Aber wenn die ganze Welt . . . Wie kann ich's ändern?“

„Wortbrüchiger!“

„Willst Du deiner Schwester Unglück?“

„Noch ist nichts Unverzeihliches geschehen.“

„Aber ich kann nicht bereuen. Ich habe keinen anderen Wunsch, als daß Ursula mich erhört.“

„Er ist unerfüllbar. Ursula liebt mich.“

„Ha! sage das nicht. Ich könnte . . .“ Jost griff ihm an die Kehle.

Marcus schüttelte ihn mit Löwenkraft ab, so daß er zurücktaumelte. „Ursula liebt mich,“ wiederholte er.

Jost schien sich nochmals auf ihn stürzen zu wollen. Plötzlich aber wurde er anderen Sinnes, schwang sich auf sein Pferd und jagte davon. „Nimm Dich in Acht,“ schrie er ihm zu, „daß ich euch nicht beisammen sehe. Es wäre Dein Tod!“

Lange noch stand Marcus auf der Landstraße wie versteint, in sich hineingrübelnd. Der Kopf hing ihm schwer hinab — es wollte keine Ordnung in sein Denken kommen. Arme Schwester! —

Ursula hatte ihrem Grauschimmel den Stall geöffnet und war dann im Hause leise die Stiege aufwärts gegangen und in das Giebelstübchen eingetreten, in dem die Mädchen schliefen. Durch das Ölpapier des Fensters, hinter dem die Lade nicht geschlossen war, drang so viel Schimmerlicht, daß sie die Gegenstände erkennen konnte. Magdalene lag in dem breiten Bett, in dem sie gemeinsam zu ruhen pflegten, schlief aber nicht. Ursula hörte sie, als sie auf den Zehen heranschlich, in schluchzenden Tönen weinen. Erst als sie sich aufs Bett setzte, richtete

Magdalene sich erschreckt auf. „Bist Du's?" fragte sie. „Ich hörte Dich nicht kommen."

Ursula umfaßte sie und zog den Kopf der Freundin an ihre Brust. „Weine nicht, Liebste," sagte sie mit sanfter Stimme, ihre Wange streichelnd, „es wird alles wieder gut werden."

„Es wird nicht wieder gut werden," antwortete Magdalene, von neuem in Tränen ausbrechend, „es kann nicht wieder gut werden. Ach, ich wußte es ja! Er durfte Dich nur sehen, und all mein Glück war hin. Nur bei Dir war er seitdem den ganzen Tag."

„Zürnst Du mir deshalb?"

„Wie sollte ich Dir zürnen? Was hast Du dazu getan — was kannst Du dagegen? Er hat mir's gestanden — es geht ein Zauber von Dir aus, dem er nicht zu widerstehen vermag, wie er sich auch wehrt. Und er hat sich redlich gewehrt. Deine Augen — deine Augen . . . ich kann's ja begreifen!"

„Sie sollen ihn nicht mehr beirren. Wahrlich, selbst muß ich es für einen Zauber halten, an dem ich doch unschuldig bin, daß er durch mich so aus der Bahn gerissen wird und einem Trugbild nachjagt, von dem doch sein Herz nichts weiß. Denn glaube mir, Du bist in seinem Herzen — jetzt wie damals, als er mir zuerst begegnete. Ich weiß nicht, was ihn so verstört, wenn er mich sieht. Er soll mich nicht mehr sehen. Schon zu lange weile ich hier. So gastlich euer Haus, ich darf nicht vergessen, daß ich zu meiner Mutter gehöre."

„Wie, Du wolltest —?"

„Abschied nehmen und heimkehren — und bald, recht bald. Deine Eltern sind so gut zu mir. Wie dankbar ich ihnen bin — das läßt sich gar nicht aussprechen. Wenn sie je daran zweifeln könnten, führe Du für mich das Wort bei ihnen. Und bitte deinen Vater auch, daß er dem Herrn Hochmeister von meinetwegen herzlichen

Dank sage für alle Guttat, die ich nicht vergelten kann. Ich treffe ihn wohl nicht mehr."

„So eilig denkst Du . . ."

„Es muß rasch geschehen. Morgen schon. Was kommt's auf den Tag an, wenn's doch geschieden sein muß." Sie küßte ihr die Tränen von den Augen fort. „Du wirst keinen Grund haben, darüber traurig zu sein."

„Aber Marcus — Marcus . . ."

„Marcus! Seinetwegen bliebe ich gern. Aber es geschieht doch auch seinetwegen, daß ich gehe. Sieh, es besteht zwischen uns eine Heimlichkeit, die mich sehr beseligt. Aber es ist doch nicht gut, daß wir länger zusammen sind in seines Vaters Hause. Wie ich ihn liebe, weiß er, und daß er in seinen Gedanken treu zu mir hält bis an der Welt Ende, darauf vertrau' ich. Und Du hörst es ja nun auch aus meinem Munde und bist seine Schwester. Wie ich Dich jetzt küsse, so küsse ihn und richte ihn auf mit gutem Trost, wenn er dessen bedarf." Sie drückte Magdalene fest an die Brust und hielt lange den Mund auf ihrem Munde. Dann ließ sie sich mit ihr auf das Kissen niedersinken. „Nun aber schlafe, Liebste, und träume süß. Du darfst ganz ruhig sein. Gute Nacht!"

Ursula lag eine Weile unbeweglich neben ihr, den Arm unter ihren müden Kopf gestützt. Und Magdalene schlief wirklich ein, ihren Kummer vergessend. Morgen sollte ja erst geschieden sein — morgen . . . Ursula aber schloß die Augen nicht. Für sie war morgen der frühe Tag, den die erste Lerche begrüßte. Vielleicht sie noch nicht einmal.

Es wurde ganz dunkel im Stübchen. Nach wenigen Stunden aber füllte sich dasselbe bereits wieder mit einem sanften Dämmerlicht, lange vor Aufgang der Sonne. Ursula zog leise ihren Arm fort und erhob sich. Sie öffnete eine buntbemalte Truhe, die ihre Habseligkeiten enthielt, packte sie in ein Tuch und knüpfte dasselbe über

Kreuz zusammen. Noch einmal beugte sie sich über Magdalene, die in langen regelmäßigen Zügen atmete, wagte aber doch nicht ihre Lippen zu berühren. „Leb' wohl!“ flüsterte sie. Dann schlich sie die Stiegen hinab und durch die unverschlossene Tür auf den Hof. Dicht am Hause lag der Hund. Er hob den Kopf, erkannte sie und bellte nicht, sondern folgte ihr schweifwedelnd nach dem Stalle. Der Gotländer stand noch gesattelt. Sie führte ihn hinaus vor das Hoftor. Dort stieg sie an einem Stein auf und hing das Bündel an den Sattelknopf. Dann entfernte sie sich in eiligem Trabe, der Elbinger Straße folgend.

Die Knechte und Mägde schliefen noch. Niemand hatte sie abreiten sehen.

Erst als Magdalene zum Frühstück hinabkam, wurde sie vermißt. Nun trat ihr jedes Wort in Erinnerung, das Ursula gestern gesprochen hatte. „Morgen — morgen . . .“ grübelte sie. „Das also war schon der Abschied.“

Elftes Kapitel.

Der Kaiser soll sprechen.

Eines Tages noch ziemlich in der Frühe, als Tileman vom Wege in seiner Kontorstube saß und einen Handelsbericht überrechnete, der ihm von Brügge aus geschickt worden war, wurde ihm gemeldet, daß der Bürgermeister von Danzig, Herr Wilhelm Jordan, in der Nacht eingetroffen sei und ihn vorerst zu sprechen wünsche, ehe er aufs Rathaus gehe. Tileman kannte ihn als einen bedächtigen, zuverlässigen Anhänger des Bundes und erklärte sich sofort bereit ihn zu empfangen oder ihm selbst den Besuch abzustatten, wenn der wohledle Herr sich nicht bemühen wolle. Er konnte sehr höflich sein, wenn er es seinen Zwecken dienlich glaubte.

Jordan folgte dem Boten auf dem Fuße. Er war ein Mann etwa in dem Alter des Thorner Ratsherrn, groß und knochig gebaut, bartlos, aber durch kräftige Augenbrauen und reichliches Haupthaar ausgezeichnet. Das Gesicht mit der starken Hakennase und dem breiten scharfkantigen Kinn schien wie aus Eisen geschnitten. Er hatte den Danzigern schon gute Dienste getan als Abgesandter nach Lübeck und Stockholm, auch als Hauptmann ihre Schiffe geführt. Es mußte etwas zu bedeuten haben, daß er selbst jetzt nach Thorn kam, mit Tileman vom Wege Rat zu pflegen.

Mit festen Schritten ging er durch das Zimmer Tileman entgegen, der sogleich aufgestanden war. Wie die beiden Männer einander die Hand schüttelten, wußten sie, daß sie in gutem Einverständnis waren. Danzig und Thorn selbst begrüßten sich so. Tileman bot ihm den Ehrenplatz im großen Lehnsessel. „Willkommen, Herr Wilhelm Jordan,“ rief er, „willkommen. Ihr kommt recht zum Frühtrunk und sollt das Beste haben, das mein Keller für so liebe Gäste bereit hält.“

Er wollte nach der Tür gehen und seine Befehle erteilen. Aber der lange Arm und die knochige Hand des Gastes hielten ihn zurück. „Laßt, laßt,“ hinderte derselbe, „ich habe nur kürzlich meine Biersuppe gegessen, da ich nach der Reise ungewöhnlich lange schlief. Auch fragt sich's, ob das, was ich bringe, eines guten Trunkes wert ist. Könnt' Euch am Ende gar den besten Wein in Essig verwandeln.“

„Sprecht,“ sagte Tileman, „ich will auf nichts Gutes gefaßt sein.“

Der Danziger Bürgermeister löste den Riemen von der Tasche, die er am Gürtel trug und zog einen Umschlag heraus, in dem sich ein doppelt zusammengefaltetes Schreiben mit großem Siegel befand. „Der römische König hat gesprochen,“ bemerkte er, es vorsichtig entfaltend.

Tileman griff danach. „Der römische König —?“

„An den Rat der rechten Stadt Danzig, des preußischen Bundes Haupt, und die anderen Verbündeten in Preußen. Da sehet nun, wie gut der Legat sein Versprechen gehalten hat. Wahrlich, groß war seine Freude über des Landes friedliches Einvernehmen mit dem Orden! Er segnet uns den Frieden, den er nicht mit des Bundes Vernichtung zu Stande gebracht. Wie er dem heiligen Vater über den Ausgleich berichtet hat, wissen wir nur zu gut. Doch dies mag so seines geistlichen Amtes sein, und haben wir uns dessen nicht anders versehen. Daß

er aber Fürsten und Städte im Reich gegen uns aufhetzt, wie ihre Abmahnungen beweisen, ist ihm noch nicht genug. Der schlaue Fuchs weiß, wie er uns besser treffen kann. Er verbündet sich mit dem blutgierigen Wolf, dem Venningen, der uns gerne schon längst mit Haut und Haar gefressen hätte, und bringt mit seinem Geleitbrief die heimtückische Klage gleich vor des Königs Stuhl. Man hört uns nicht und verdammt uns. Da steht's geschrieben und besiegelt."

Nur mit halbem Ohr hatte Tileman zugehört. Er war in das kaiserliche Schreiben vertieft und zog den Mund schief, bald spöttisch lächelnd, bald die Lippen zusammenkneifend. Da stand freilich mit dürren Worten des Kaisers Gebot, den Bund schlechterdings abzutun, ihren Streit beizulegen und dem Orden Gehorsam zu leisten, andernfalls es nötig sein werde, wider sie nach Reichsrechten zu verfahren. „Ja, ja," sagte Tileman bitter, „man hört uns nicht und verdammt uns. Die Buben haben ihre Zeit gut gewählt zu des Königs Romfahrt. Für die Kaiserkrone aus des Papstes Hand ist dies eine gar geringe Gefälligkeit. Aber nur zu, nur zu! Häuft das Maß, bis es übergeht. Es soll euch wohl bekommen."

Diese Exklamationen waren nicht nach Jordans Geschmack. „Was soll jetzt geschehen?" fragte er. „Wir können dieses kaiserliche Schreiben unmöglich unterdrücken. Versuchten wir's, so würde von der anderen Seite bald dafür gesorgt sein, daß es jeder Bauer und Kleinkrämer auswendig wüßte. Denn daß dem Herrn Hochmeister Abschrift davon gegeben, dürfen wir für gewiß halten. Ein großer Teil der Bundesverwandten wird aber schon gar schwierig. Des Papstes Drohung mit Bann und Interdikt, der Kurfürsten und anderer Herren Mahnschreiben zur Unterwerfung hat ihren Eifer sehr gekühlt. Die kleinen Städte, wennschon sie uns laut noch ihre Treue

verkünden, überlegen doch im Stillen, auf welcher Seite die größere Macht ist, und werden an uns irre. Was aber am bedenklichsten: auch Ritter und Knechte des Landes kommen ins Schwanken, beschuldigen uns arger Ränke und ziehen ihre Siegel zurück. Das hat guten Grund, weil Hans von Baisen ein verstecktes Spiel spielt und Hans von Czegenberg kürzlich sein Partner geworden ist. Helfe mir Gott, ich halte sie für Erzschelme, die den Mantel nach dem Winde tragen und heimlich für des Ordens Sache arbeiten, unter dem Vorwand, Frieden stiften zu wollen. Wird nun Kaiser Friedrichs Schreiben bekannt, so sehe ich schon, wie sie die Köpfe ducken, die jetzt noch aufrecht gerichtet sind. Leicht kann's so geschehen, daß die großen Städte mit den Eidechsen allein bleiben."

„Das wäre das Schlimmste noch nicht," rief Tileman, die Faust auf des Kaisers Brief setzend. „Wir haben einen großen Anhang, aber er lähmt uns mehr, als er uns kräftigt. Es ist überall schwer, viel Köpfe unter einen Hut zu bringen, aber hier in Preußen am meisten; dahin sind aus allen Reichslanden vor ein- und zweihundert Jahren die allerhärtesten zusammen gekommen, und das wirkt noch nach. Da müssen wenige den Zügel fest in der Hand haben und beständig die Sporen einsetzen, wenn das Rößlein scharf geradeaus aufs Ziel gehen soll. Die großen Städte und die Eidechsen — die wissen wenigstens, was sie wollen. Entledigt sie aller Rücksicht auf die schwächeren Genossen, und sie werden nicht lange im Zweifel sein, welchen Weg sie einzuschlagen haben."

Jordan legte das Kinn in die Hand und sah ihn von unten her mit einem forschenden Blick an. „Und kennt Ihr selbst den Weg?" fragte er.

Der Thorner wich ihm nicht aus. Aber er saß eine Weile schweigend und überlegend, zugleich den Mann musternd, den er sich gegenüber hatte. Bald blitzten seine

Augen, bald schien ihr Feuer erloschen oder eine Schirmwand vorgezogen. Endlich faßte er seine Hand und sagte: „Darf ich Euch in Allem vertrauen?“

„Ihr dürft's,“ antwortete der Bürgermeister zuversichtlich. „Was mir nicht gefällt, das will ich nicht gehört haben.“

„Gut denn! so sag' ich Euch meine Meinung unverhohlen. Ich hab' mich vor kurzem selbst in den Eidechsenbund aufnehmen lassen, um stets alle seine Geheimnisse zu wissen und jederzeit mit im Rat zu sein. Da täuscht sich niemand mehr, daß wir mit dem Orden gute Eintracht halten und unser Recht bewahren können. Sondern wie zwei Ringer stehen wir, die einander mit den Augen messen, ob sich einer eine Blöße gebe, daß der andere zuspringe und ihn niederwerfe. Der Orden kann uns nicht gerecht werden: er muß herrschen oder untergehen. Es ist eine Kluft zwischen uns, die kann kein guter Wille hüben und drüben füllen. Aber denen, die den Tag der Entscheidung hinausschieben wollen, scheint's nützlich, Sparren darüber zu legen und Reisig darauf zu werfen, daß man sie nicht sehe. Eitle Mühe! Die Brücke trägt kaum die Leisetreter hier und dort. Der Weg führt nicht da hinüber, sondern seitab. Nur eins kann uns helfen: daß wir uns Polen in die Arme werfen!“

Jordan zuckte mit den Wimpern und Mundwinkeln. Da war das Wort ausgesprochen, das so viele in Gedanken hatten und doch sorglich hüteten. Ein gefährliches Wort! Es erschreckte ihn nicht, aber es verursachte ihm eine unangenehme Empfindung. Sie drückte sich selbst auf seinem eisernen Gesicht aus. Unwillkürlich sah er sich nach der Tür um, ob sie fest geschlossen sei. Seine Finger spielten unruhig auf der Tischplatte. „Es kann sein, daß Ihr schließlich Recht behaltet,“ sagte er verdrießlich, „aber es ist noch nicht an der Zeit Euch Recht zu geben. Wenn die Eidechsen sich so kampfmutig zeigen

— ich zweifle, daß die großen Städte gesonnen sind für die Rüstung zu sorgen. Noch ist nicht das Letzte versucht den Frieden zu bewahren. Der Kaiser hat gesprochen, ohne uns gehört zu haben. Er soll uns hören!"

„Und glaubt Ihr, er wird dann anders sprechen? Erklärt nicht der Papst der Kirche Recht für verletzt? Und zittern nicht die Kurfürsten und Fürsten und alle Herrlein, es könnten auch bei ihnen die Untertanen einen Bund eingehen gegen Gewalt? Hätten wir auch noch mehr Klagen und Beschwerden, kaiserliche Majestät wird ihr Ohr verschließen, weil sie's nach der andern Seite allzusehr offen haben muß. Wenn wir tun wollten, was doch nicht ungetan bleiben darf, wir kämen rascher und sicherer zum Ziel. Aber wir kennen unsere Leute, und darum stimm' ich Euch trotzdem zu: der Rechtsgang ist unvermeidlich. Der Kaiser muß als ein Schiedsrichter sprechen zwischen dem Lande und dem Orden. Wie sein Spruch fällt, der eine oder andere Teil wird ihn nicht als gerecht annehmen. Und darum können wir ihn nicht entbehren."

Der Danziger Bürgermeister nickte. „Und wird der Bund sich entschließen, den Kaiser anzurufen? Nach diesem Schreiben . . ."

„Es soll uns dazu nützen. Nicht demütig wollen wir's hinnehmen, sondern mit einem Schrei des Unwillens über unserer Gegner hinterlistige Machenschaft. Der Kaiser ist hintergangen, belogen! Da steckt wieder kein anderer dahinter, als der Ermländer Bischof, der saubere Prälat! Und wäre der Orden unschuldig an diesem kaiserlichen Verbot? Heimlich hat er uns angeklagt und verschwärzt, da er doch dem Legaten öffentlich bezeugt hat, es sei fürder kein Streit zwischen uns und alles in guter Eintracht verglichen. So bringen wir's vor die nächste Tagfahrt und setzen sie uns selbst, wenn der Hochmeister widerstrebt. Es wird großer Lärm sein über solche Un-

gerechtigkeit. Dann bringen wir des Kaisers Brief vor ihn selbst und seinen Orden mit solchem Begehren, daß er sich verantworte oder uns schütze gegen so boshafte und heimtückische Anklage. Weigert er's, so wissen wir gesamt, woran wir sind. Dann wird nicht ein einziger von den Bundesverwandten raten, Kaiser Friedrich unbeschickt zu lassen. Was aber einmütiglich beschlossen ist, das wird auch einmütiglich durchgeführt werden müssen."

„Ihr habt meine ganze Zustimmung," erklärte Jordan. „Bringen wir die Sache vor den Kaiser. Ich hoffe, daß er uns ein gerechter Richter sein wird, wie unsere Sache gerecht ist."

Tileman zog eine Grimasse des Zweifels. „Wir halten sie dafür, also ist sie's," sagte er. „Des Kaisers Gerechtigkeit in Ehren. Aber Ihr kennt unserer Bauern Sprüchwort: Wer god schmärt,*) der god fährt. Es soll sich auch in der Wiener Hofburg bewähren. Darum muß noch viel mehr geschehen, als ich vorhin geraten. Wie der Kaiser auf des einen Teils Andringen den Bund verdammt hat, so kann er wohl auch auf des andern Teils überzeugendes Vorstellen" — er machte die Gebärde des Geldzählens aus der rechten Hand in die Linke — „vorläufig zu einem anderen Schluß kommen und einseitig den Bund anerkennen. Ob er's dann auch mit gewundenen und gar zweideutigen Worten tue, soll's uns nicht verdrießen. Das Wichtigste ist, daß wir den Unsern ein Dokument mit kaiserlicher Unterschrift und Siegel vorlegen können, daraus sie neuen Mut schöpfen. Deshalb öffnet den Beutel, ihr Danziger, und gebt mit vollen Händen. Es bringt sich euch zehnfach wieder ein."

Der Bürgermeister zog sauer lächelnd ein wenig die Schulter auf. „Ihr Thorner habt das Stapelrecht und möchtet zuerst an die Reihe kommen."

---

*) schmiert.

„Es ist lange nicht so einträglich als euer Seegeschäft und will täglich gegen Beeinträchtigung der Neider gehütet sein. Aber ich will gern für Thorn einstehen, daß es nach Kräften beitrage, und mich auch bei Elbing, Braunsberg und Königsberg um eine stattliche Beihilfe bemühen. Jetzt gilt's, nicht kläglich abzuwägen, ob ein Schock Groschen unnütz ausgeworfen sei und hätte gespart werden können. Die Freiheit, um die wir streiten, ist vieltausendfach mal mehr wert. Wollen wir des Kaisers Ohr haben, so müssen wir in seiner Kanzlei die Goldstücke lieblich klingen lassen. Ich kenne der Welt Lauf."

„Ist es nicht aber billig, lieber Gevatter, daß der ganze Bund trage, was zu seinem Nutzen verwandt wird? Ich fürchte, man ist in den großen Städten bedenklich, solche Last allein auf sich zu nehmen — schon damit kein Präjudiz für künftige Fälle geschaffen werde."

Tileman schlug auf den Tisch. „Zum Teufel mit solcher Vorsicht; sie macht uns die Beine lahm, ehe wir noch den ersten Schritt getan haben. Ist einer so voll Einfalt, nicht zu wissen, daß ein solcher Rechtshandel Geld kostet, viel Geld? Sagen die von den kleinen Städten und vom Lande also ja, so gestehen sie zugleich auch die Kosten zu. Sie werden künftig verteilt und ohne Murren getragen werden. Oder auch mit Murren, was uns doch nicht beschwert. Kommen wir ihnen aber jetzt wie der Küster mit dem Klingelbeutel vor der Predigt, so werden wir lauter verdrießliche Gesichter sehen und wohl gar hören müssen, wir sollen's in Wien bleiben lassen. Überhaupt mein' ich, paßt sich eine solche heimliche Sache nicht zur Beratung in corpore. Viel Köpfe, viel Sinne! Wir wollen's ihnen klar machen, daß sie viel Zeit und Geld verderben, wenn sie überall zugezogen sein wollen, und daß sie gut tun, einen engeren Rat zu wählen, zu dem sie Vertrauen haben. Es ist nicht zweifelhaft, auf wen

die Wahl fällt, dann haben wir freie Hand und doch den Haufen hinter uns."

„Da trefft Ihr das Rechte," rief Jordan erfreut. „Ja, ja, ein engerer Rat ist dem Bunde von Nöten. Ich stehe gut dafür, daß man auf solche Bedingungen in Danzig alles bewilligt, was wir fordern."

„Und zu dem engeren Rat gehört noch ein engster," sagte Tileman, listig mit den Augen blinzelnd. „In dem haben Danzig und Thorn und einige von den Eidechsen, auf die voll Verlaß ist, Sitz und Stimme. Er ist nicht gewählt und nicht bestätigt. Aber er ist da als eine Macht, die durch sich selbst gilt. Schlagt ein, Herr Wilhelm Jordan! Und wenn es Euch genehm ist — es halten sich gerade zwei von den Eidechsen in der Stadt auf, an die zu denken wäre: Herr Augustin von der Schewe und Herr Gabriel von Baisen, des lahmen Hansens Bruder. Ich will sie in mein Haus berufen. Sind wir einig über das, was geschehen muß, so wird's geschehen."

Der Danziger gab nach einigem Überlegen seine Genehmigung. Er fühlte, daß ihn Tileman weiter fortzog, als er hatte gehen wollen. Aber die stille Befürchtung, daß man andernfalls auch ohne ihn einen Beschluß fassen würde, nötigte ihn halb wider Willen zu folgen. Während der Hausherr nach der Herberge der Eidechsenritter schickte und zugleich den Imbiß bestellte, schritt er im Zimmer auf und ab. Der Kopf war ihm heiß. „Er ist der rechte Mann zur Tat," murmelte er.

Als Tileman zurückkam, brachte Jordan das Gespräch auf seinen Sohn. „Ist's denn wahr, was man erzählt?" fragte er. „Die Marienburger verbreiten gar wunderliche Gerüchte. Er soll ganz und gar den Verstand verloren haben."

„Den hat er verloren, als er nach Marienburg zur Freischaft ging," antwortete Tileman, gezwungen lachend.

„Mit meiner Einwilligung ist's freilich geschehen, aber daß es so kommen würde über kurz oder lang, wußt' ich voraus. Nur daß sich so rasch die Vernunft wiederfinden würde, hat mich selbst überrascht. Er meinte, daß es ihm ans Leben gehe, wenn er Blumes hübsches Töchterlein nicht zur Frau erhielte. Je mehr ich dämmte, desto höher wuchs die Flut seiner leidenschaftlichen Bitten und Drohungen, bis zuletzt mein ganzes Haus in Gefahr stand, umgerissen zu werden. Da ließ ich dem wilden Strom den Lauf. Wie er sich aber in die Niederung ausbreitete, war seine Gewalt bald von selbst gebrochen. Lahm und matt spülte er an's Ziel."

Jordan schien diese Auskunft nicht befriedigend zu finden. „Es ist doch bedauerlich," meinte er, „daß Bartholomäus Blume so gekränkt wurde. Sagt was Ihr wollt von ihm, aber für einen achtbaren Mann werdet Ihr ihn halten müssen. Nun erhebt sich ein Geschrei, daß wir unsere Gegner nicht mit ehrlichen Waffen bekämpfen, sondern boshaft verunglimpfen. Das ist nicht gut."

„Das ist nicht gut," wiederholte Tileman. „Aber macht mir keinen Vorwurf. Weil ich Blume für einen achtbaren Mann hielt, so gab ich meine Einwilligung zum Verlöbnis, wie schwer mir's auch ankam. Und weil ich ihn nicht gekränkt wissen wollte, so hab' ich Jost nach der Rückkehr ernstlich gemahnt, sein gegebenes Wort zu halten, wie gern ich ihn auch wieder frei sah. Aber es war mit ihm nichts zu richten. Er könne nicht, antwortete er, es möge geschehen, was da wolle, und dabei blieb er, trotz aller Vermahnungen. Es hat ihn selbst arg mitgenommen, so daß er Wochen lang fieberte, wie ein Einsiedler hauste und wenig Nahrung zu sich nahm. So hab' ich's zuletzt für geraten erachtet, ihn eine Weile außer Landes zu schicken, damit er andere Gesichter sehe und eine Beschäftigung habe. Er sitzt jetzt in Brügge und

besorgt den Einkauf flandrischer Tuche, die für den polnischen Hof bestimmt sind."

„Was ist denn aber der Grund dieses plötzlichen Umschlagens," fragte der Bürgermeister. „Man schwatzt darüber allerhand, dem ich doch geringen Glauben beimessen möchte. Bei Blume soll sich seit dem Winter ein junges Frauenzimmer aufgehalten haben, dessen rechte Herkunft niemand kennt. Es heißt, daß der Herr Hochmeister dabei seine Hand im Spiel gehabt, auch seitdem im Hause heimlich verkehrt und selbst öffentlich das sehr schöne Fräulein ausgezeichnet habe. Das soll nun gerade zu der Zeit verschwunden sein, da euer Sohn —"

„Ich weiß davon nichts," fiel Tileman barsch ein. „Im Übrigen mag es sich wohl so verhalten. Herr Ludwig von Erlichshausen ist nie ein Heiliger gewesen. Es sollt' mich nicht wundern, wenn er's als Hochmeister so weiter triebe, wie er's als Ordensritter getrieben hat. Aber ich weiß auch davon nichts — will nichts wissen."

Jordan schüttelte den Kopf. „Ihr vergeßt, daß es Barthel Blume ist, der das Fräulein beherbergte. Solchem Umgang hätt' er nie Vorschub geleistet. Eher wär's glaublich, daß der Hochmeister sich einer alten Verpflichtung erinnert hätte . . . Die Herren vom schwarzen Kreuz haben manchmal — Nichten, für die sie ritterlich sorgen."

„Es mag so sein oder nicht sein," grinste Tileman, „was geht das Jost an?"

„Nichts für ungut, lieber Gevatter," lenkte Jordan ein. „Man schildert das Fräulein als sehr absonderlich und behauptet, es hätte den bösen Blick. Schon mancher Bürgerssohn von Marienburg sei durch ihn ins Unglück gebracht worden. Nun habe auch euer Jost an sich erfahren . . . Aber man begreift ja, wie die Fabel entstanden ist. Laßt's Euch nicht anfechten."

Tileman knurrte etwas Unverständliches in den Bart. Es ärgerte ihn, daß Wilhelm Jordan eine Art Verhör

mit ihm anstellte, vielleicht nicht einmal aus eigener Bewegung, sondern von seinen Kollegen im Danziger Rat angestiftet. Man kümmerte sich gern um des lieben Nächsten häusliche Angelegenheiten und übte Zensur. Er hatte dem Sohn, der von einer „schönen Teufelin" sprach, auf den Kopf gesagt: wie ein Besessener handelst Du und beträgst Du Dich! Er kannte Jost als leichtsinnig und dachte an irgend ein galantes Abenteuer, das ihn von Magdalene abgezogen. Er forschte absichtlich nicht näher nach. Nun war zu seinem nicht geringen Verdruß etwas davon unter die Leute gekommen und nach solchen Gerüchtes Art mit bunten Lappen behängt herumgetragen worden. Das man den verhaßten Hochmeister hineinzog, ärgerte ihn noch am meisten: das Märchen konnte absichtlich so gewendet sein, um Jost verächtlich und ihn selbst lächerlich zu machen. Darum meinte er das Gerede gar nicht an sich kommen lassen zu dürfen. Je schroffer er den ersten Versuch abwies, desto nachdrücklicher verschaffte er sich für alle Zeit Ruhe.

Es war gut, daß die beiden Eidechsenritter eintraten und dem Gespräch über diese verdrießlichen Dinge ein Ende machten. Tileman übernahm sogleich wieder die Führung, indem er des Kaisers Schreiben vorlas und den neuen Feldzugsplan entwickelte. Er fand bei diesen Gästen großen Beifall. „Er faßt den Stier bei den Hörnern," sagte Gabriel von Baisen, sich im Sessel streckend und mit den großen klugen Augen dem Bürgermeister von Danzig zuwinkend, „so kann's gelingen, ihn zahm zu machen. Seid Ihr derselben Meinung? Wir müssen den Kaiser umzustimmen suchen, koste es, was es wolle. Und wenn's nicht gelingt, dann —" er schluckte den richtigen Schlußsatz herunter und ließ die Rede in ein frommes: „dann helfe uns Gott" auslaufen.

Jordan nickte zustimmend. „Sollen wir euren Bruder Hans in den engeren Rat ziehen?" fragte er.

„Laßt ihn vorläufig aus," antwortete Gabriel. „Ich

will auf seine Redlichkeit schwören, so unvernünftig man ihn jetzt auch verdächtigt. Aber es ist für ihn noch nicht die Zeit gekommen, sich offen auf unsere Seite zu stellen. Laßt ihn aus vorläufig, er ist uns jetzt noch nützlicher draußen."

„Für Hans von Czegenberg möcht' ich ebenso gutstehen," sagte Augustin von der Schewe, den dicken Kopf aus den breiten Schultern hebend, „kenn' ich ihn doch von Kindesbeinen an und weiß, daß kein Falsch an ihm ist. Er mag bedenken, ob er nicht schon zu viel auf seine Kappe genommen habe. Wenn wir vorwärts gehen, wird er nicht zurückbleiben. Die Hauptsache ist, daß die großen Städte das Geld aufbringen, denn bei uns ist's immer knapp, wie Ihr wißt. Dafür wollen wir Ritter willig in erster Reihe stehen, wenn's doch einmal zum Schlagen kommen müßt'. Jeder nach seiner Fähigkeit, ihr Herren."

Man einigte sich bald über alle Maßregeln. „Noch eins," rief Tileman vom Wege, als man schon aufgestanden war, „und nicht das Geringste! Es wird Zeit, die Böcke von den Lämmern zu sondern. Deshalb muß die Losung ausgegeben werden: Freund oder Feind! Wer nicht für uns ist in diesen ernsten Zeitläuften, der ist wider uns. Und sollten die Bündischen auch allewege danach handeln und in all' ihrem Tun und Lassen keine andere Rücksicht anerkennen, als die eine, daß der Bund zu Kräften komme und bei Kräften bleibe. Es soll fortan keine Gemeinschaft sein zwischen denen im Bunde und denen außerhalb, weder im Handel und Wandel, noch im geselligen Verkehr. Sondern man soll ihnen überall Widerpart halten, kein Geschäft mit ihnen treiben, allen Umgang mit ihnen meiden, gehörten sie gleich zur nächsten Blutsverwandschaft oder Freundschaft, und sie in ihrem Erwerb schädigen, so viel es geschehen kann ohne des offenbaren Landrechts Verletzung. Sprecht mir nicht von christlicher Duldung und Nächstenliebe. Stehen wir miteinander in Kampf, so mag auch des Kampfes Gesetz entscheiden. Wir mögen

Keinem aufspielen, der nicht mit uns tanzen will; die wir aber in die Ecke drücken, die sollen es auch spüren in allen Knochen und die Engel im Himmel singen hören."

Es wurde nun bald mit aller Kraft die Lärmtrommel im ganzen Lande gerührt, als sei der Friede vom andern Teil schmählich gebrochen und der Bund aufs Schändlichste beim Papst und Kaiser verleumdet. Tagfahrt folgte auf Tagfahrt, bald im engeren Kreise, bald von Landen und Städten gesamt, meist mit Wechsel des Orts, damit hierhin oder dorthin keinem die Reise allzu beschwerlich. Die Ordensbeamten hatten nur immer aufzupassen, was in ihren Gebieten geschah, und nach Marienburg zu berichten. „Meineidige Schälke" schimpften die Bündischen die Ausgetretenen, jagten ihnen das Gesinde ab, verachteten ihre Siegel; und „bündische Hunde" tönte es von der anderen Seite zurück. Es wurde eine Deputation an den Hochmeister geschickt, er solle den Bund gegen den Kaiser vertreten. Das lehnte er ab und mahnte zum Gehorsam. Er meinte aus Sr. Majestät Schreiben zu erkennen, daß der Orden auswärts noch Freunde habe, die ihn schützen würden. Seinen Gebietigern war der Kamm gewachsen, jetzt dürfe man nur noch volle Unterwerfung annehmen. An dieser Nuß würden sich die Landesverräter die Zähne ausbeißen, meinten sie.

Den sechs Sendeboten, die vom Tage zu Marienwerder zu ihm gekommen waren, sagte Erlichshausen: „Wir haben seit etlichen Jahren unter einander ohne Richter schriftlich und mündlich Klage und Antwort aufgenommen, sind aber dadurch nicht zu Ruhe und Friede gekommen, denn was uns Recht dünkte, schien euch unrecht. Niemand ist in eigener Sache unparteiischer Richter. Fasset also alle eure Klagen wider uns zusammen, wie wir desgleichen die wider euch. Wir wollen dann Beide vor einen gebührlichen Richter treten. Was dieser als Recht ausspricht, wollen wir euch fest und unverbrüchlich halten." Sie

sollten den Richter selbst wählen. Aber den Bündischen schien's nun nicht geraten, sich einer solchen Entscheidung blindlings zu unterwerfen. Sie antworteten mit einer neuen heftigeren Beschwerde über die Bedrängnis und Verfolgung, die ihnen auf des Ordens Anlaß von Papst, Kaiser und Fürsten werde. Der Herr Hochmeister könne es ihnen nicht verdenken, wenn sie sich darüber an gebührenden Orten verantworteten. Sie schickten ihm diese Schrift recht despektierlich durch einen schlechten Boten zu. Nun wußte er, daß sie entschlossen waren, unter allen Umständen ihre Drohung wahr zu machen und beim Kaiser Klage zu führen. Es war nötig, ihnen an dieser hohen Stelle zuvorzukommen.

Wenn nur nicht des Treßlers Kasten ewig leer gewesen wäre. Eine Gesandtschaft an den Kaiser war kostspielig, und Erlichshausen wußte nur zu gut, daß Bestechung auf Bestechung gesetzt werden müßte. Des Ordens Mittel waren gänzlich erschöpft. Es wurde an die Komthure und Vögte geschrieben, sie möchten aus ihren Kassen beisteuern, so viel sie irgend könnten, aber manchem von ihnen waren schon zwanzig oder dreißig Gulden zu viel. Der Ordensmarschall selbst, Herr Kilian von Exdorf, der sonst doch einer der eifrigsten gegen den Bund war, entschuldigte sich, daß er sich schon gar nicht getraue, seine Amtleute zur Beihilfe aufzufordern: „sie möchten ihm alle ihre Ämter aufsagen.“

Endlich war eine notdürftige Summe aufgebracht. Sie nötigte zur äußersten Beschränkung. Der Hochmeister wählte den Vogt von Leipe, Herrn Georg von Egloffstein, zu seinem Botschafter und ermahnte ihn zur größten Sparsamkeit. Neben seinen Empfehlungsschreiben und Machtbriefen erhielt er aus dem Ordensarchiv wichtige Dokumente mit, aus ihnen die Ungerechtigkeit der Klagen des Bundes zu erweisen. „Gnädigster Herr,“ sagte er beim Abschiede, „gehen wir lieber gleich selbst zum Angriff vor.

Gebet mir bestimmte Weisung, ob ich die kaiserliche Majestät um einen Richterspruch angehen darf. Nicht anders bringen wir die Sache zum Ende."

„Wir wollen uns dieser Notwendigkeit fügen, wiewohl mit schwerem Herzen," entgegnete Erlichshausen. „Handelt, wir Ihr meint zu des Kaisers Gerechtigkeit Vertrauen haben zu können. Lasset aber, wenn's sein kann, ein Türlein offen, durch das wir schlüpfen mögen, wenn man uns wider Versehen hart bedrängt. Hütet Euch, offen anzuerkennen, der Kaiser sei von Rechtswegen unseres Ordens Richter, wiewohl er ihn jetzt dafür annimmt, damit wir nicht des römischen Stuhles Verdacht erregen. Ich sehe dort allein noch die Hand, die uns halten könnte, wenn uns der Kaiser wider Erwarten fallen lassen wollte."

Eglofstein hatte an dieser gewundenen Erklärung wenig Gefallen. Er wäre gern geradeaus aufs Ziel losgegangen, da er von des Ordens Recht überzeugt war und den Gegner verachtete. Als er schon abgereist war, hielten die Gebietiger es für nützlich, ihm den Pfleger von Rastenburg, Herrn Wolfgang Sauer, nachzusenden, damit er ihn in seinen Bemühungen unterstütze, eigentlich aber beaufsichtige. Sie wollten doppelten Bericht haben um sich danach entschließen zu können.

Zwölftes Kapitel.

Am Kaiserhof.

Indessen waren zu Thorn fast täglich geheime Beratungen gepflogen. Der Komthur erfuhr durch seine Aufpasser, daß hohe polnische Herren, der Reichskanzler, der Dompropst von Krakau und der Provinzial des Predigerordens in Polen, in der Stadt gesehen würden und mit den Häuptern des Bundes eifrig verkehrten. Sie nahmen zum Vorwand, daß sie der in Polen wütenden Pest wegen nach Thorn geflüchtet seien, aber es hatte doch wohl guten Grund, daß bald darauf Gabriel von Baisen mit einigen Begleitern als Gesandter an den Erzbischof zu Gnesen und weiter zum König nach Krakau geschickt wurde. Es hieß, sie sollten um freies Geleit für die Gesandtschaft an den Kaiserhof bitten. Aber ihre geheimen Instruktionen hatten auch noch einen anderen Inhalt: Bei dem geistlichen und weltlichen Oberhaupt der mächtigen Republik rechnete man auf Beistand im Fall der Not und meinte sich denselben nicht frühe genug sichern zu können.

Mit der Wahl der Kaiserboten war man schon vorher fertig geworden. Herr Wilhelm Jordan hatte abgelehnt; er glaubte der Sache des Bundes in Danzig nützlicher sein zu können. In Wahrheit fürchtete er gegen den Thorner Tileman vom Wege in Wien zurück-

zustehen, der doch, wie er zugeben müßte, bei diesem schwierigen Geschäft gar nicht entbehrt werden konnte. Statt seiner wurde Andreas Brunau, Bürgermeister der Altstadt Königsberg, gewählt. Die Eidechsen waren durch Augustin von der Schewe und Ramschel von Krixen, damals noch Vogt des Pomesanischen Domstiftes, vertreten. Ihre Ausrüstung für die weite Reise war schwierig und erforderte längere Zeit. Endlich setzten die vier Abgesandten mit dreißig Pferden über die Weichsel und nahmen ihren Weg auf Wien durch Polen und Ungarn.

Am Kaiserhofe, wo damals viele deutsche Fürsten und Herren um Friedrich III. versammelt waren, allerhand Streitigkeiten vor des Kaisers Oberhaupt zu vergleichen, war Ritter Georg von Eglofstein den Bündischen zuvorgekommen. Seine Werbung wurde sehr freundlich angehört und von den Fürsten unterstützt. Die alten Zeiten schienen zurückgekehrt, in denen des römischen Reiches gekröntes Oberhaupt für Fürsten und Völker die höchste weltliche Autorität war. Der Kaiser nahm deshalb nicht nur des Ordens Klageschrift willig an, sondern ermahnte die Bundesabgesandten, als sie vor ihm erschienen, ernstlich aus kaiserlicher Macht, den Bund sofort abzutun und, nach des Meisters Erbieten, sich am rechtlichen Austrage genügen zu lassen. Doch empfing er die ansehnlichen Ehrengeschenke mit sichtlichem Wohlgefallen und hörte auch die lange Rede Tilemans vom Wege gnädig an, in welcher derselbe kaiserlicher Majestät über Ursprung und Zweck des Bundes umständlich Auskunft gab, also schließend: „Hieraus wolle Ew. Kaiserliche Majestät erkennen, wie arge Verleumdungen und Lügen gegen uns vorgebracht sind. Die Herren suchen jeden Anlaß, uns als Gottlose und Meineidige zu verketzern und als Ungehorsame und Abtrünnige den Fürsten zu verdächtigen, da wir doch nur unser Recht behaupten und

des Friedens wegen schon viel von demselben nachgelassen haben. Sie halten uns nicht Wort und Treue, wie leichtlich durch den Vorgang zu beweisen, dessen der päpstliche Legat, Herr Ludwig de Silves, Zeuge war, den sie versicherten, es sei kein Streit zwischen uns, sondern alles in Liebe und Eintracht ausgeglichen. Da sie nun gar wagen, vor Ew. Kaiserlichen Majestät Angesicht zu treten und ihre frechen Beschuldigungen zu wiederholen, so wolle Eure Gnade als der oberste Richter, den der Orden selbst durch seine Klage anerkennt und anruft, uns erlauben, des Bundes Recht zu erweisen, auch unsererseits richterliche Entscheidung erbittend."

Die drei anderen Abgesandten verneigten sich tief nach seinem Beispiel. Der Ritter von Egloffstein und sein Kumpan Wolfgang Sauer aber fuhren ärgerlich auf und riefen: „Nein! Es bedarf keines Rechtstages zu solchem Zweck. Denn die Ursachen des Bundes sind tot, so muß der Bund selbst auch tot sein. Wir wollen mit unsern Untertanen nicht streiten um des Bundes Recht, sondern hören, welche Klagen sie bei kaiserlicher Majestät gegen ihre Herrschaft anzubringen haben und darauf Rede stehen. Bleibe Ew. Majestät nur fest, den Ständen zu befehlen, den Bund sofort ganz abzutun!"

Tileman merkte, wohin die Kreuzherren steuerten. Sie wollten um den Prozeß herumkommen und doch Recht erhalten. Deshalb stellte er sich gleich mitten in den Strom. „Die Ursachen des Bundes sind nicht tot," entgegnete er. „Dies zu erweisen sind wir hergekommen und bitten um gnädigste Erlaubnis. Weil sich unser Herr Hochmeister erboten hat, vor Ew. Kaiserlichen Majestät wegen dieser Einigung zu Rechte zu stehen, so verwilligen auch wir darein Recht zu geben und zu nehmen, und bitten allein, daß es mit dem einen wie mit dem andern zugehe und ungeweigert stehen

bleibe, was auf beider Parteien Vorbringen durch Ew. Kaiserliche Majestät und derselben Räte zu Recht gesprochen und erkannt wird. Geruhen Ew. Kaiserliche Majestät sich darin so gnädig zu beweisen, als wir nicht zweifeln, sondern ganz fest vertrauen, das wollen Lande und Städte mit ihrem willigen Gehorsam und Diensten gegen Ew. Kaiserliche Majestät demütiglich verdienen."

Da aber die Ordensgesandten den Kaiser so wegen einer raschen Entscheidung bedrängt sahen, erklärten sie, sie hätten keine Vollmacht mit für diesmal, sich mit dem Bunde ins Recht einzulassen und müßten solchem Verfahren widersprechen.

Darauf beriet der Kaiser mit seinen Räten und ließ den Bundesgesandten durch seinen Kanzler, Herrn Ulrich Weltzki, antworten, er wolle nicht auf des Ordens Klagen entscheiden, ohne den andern Teil gehört zu haben. „Daß aber kaiserliche Majestät eure Sachen jetzt vornehmen sollte, das kann nicht geschehen, da kaiserliche Majestät hierzu keine Muße und mit etlicher Fürsten Sachen zu tun hat. So bald diese zu Ende werden entschieden sein, so will kaiserliche Majestät gern beide Parteien verhören und Recht sprechen, wenn ein gütlicher Ausgleich nicht gelingen sollte."

Er setzte beiden Teilen darauf einen Rechtstag auf Johannis Baptistä des künftigen Jahres und untersagte ihnen ernstlich, bis dahin etwas Feindseliges und Unfreundliches gegen einander zu unternehmen.

Nun aber trat Tileman vom Wege nochmals an die Schranken, hinter denen der Kaiser auf einem erhöhten Platz saß, bückte sich tief, als wollte er einen Fußfall tun und sagte: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Unüberwindlichster Kaiser, Allergnädigster Herr, wir danken Ew. Kaiserlichen Majestät für die bewiesene Gnade und wollen uns für unser Teil wohl so verhalten, wie es dem höchsten Richter dieser Welt zur

Zufriedenheit gereichen soll. Bitten aber demütiglich, Ew. Kaiserliche Majestät wolle ansehen unsere Not, in die wir durch den Orden gedrängt werden, wenn er uns mit allen Kräften, wie zu befürchten, hinderlich ist, daß wir uns zur Vorbereitung dieses Prozesses versammeln, vereinigen und beraten, Klagen aufnehmen und Vollmachten erteilen, auch das erforderliche Geld aufbringen. Wir verhoffen uns deshalb von Ew. Kaiserlichen Majestät Gnade und Billigkeit solcher urkundlichen Genehmigung und daß wir eine ziemliche Schätzung und Schoß ausschreiben dürfen der großen Kosten wegen. Auch dafür wollen wir uns dankbar beweisen."

Dies nahm der Kaiser vorerst zur Beratung, ließ auch eine längere Zeit auf die Antwort warten. Tileman erkannte wohl, daß man in der kaiserlichen Kanzlei, wo er sich täglich umtrieb, dieses Dankes gern im Voraus versichert gewesen wäre. „Dies ist das wichtigste Zugeständnis, das wir nach Hause mitbringen können," setzte er Augustin von der Schewe und den anderen Sendeboten auseinander, und eines reichlichen Geschenkes wert. Erlangen wir durch des Kaisers Brief und Siegel das Recht, uns aus eigener Macht zu versammeln und zu besteuern, so soll es unseren gnädigen Herren schwer fallen, herauszubringen, ob es des Prozesses wegen oder zu anderen Zwecken geschieht. Bis zum Richttage wenigstens erhalten wir dann die ganze Freiheit, die wir für alle Zeit anstreben. Wir wollen sie wohl so nützen, daß man sie uns nicht wieder nehmen soll!" Sie meinten es vor den ihrigen verantworten zu können, wenn sie ihn zu einem stattlichen Anerbieten ermächtigten. Er verklausulierte es so geschickt, daß durch die Annahme schon halb und halb der Bund selbst als bestätigt angesehen sein sollte.

Die Ritter von Egloffstein und Sauer ihrerseits verkehrten viel mit den Fürsten und Herren am Kaiser-

hof, ihren Beistand für den Orden erbittend. Die ließen es an großen Worten nicht fehlen, ihnen Mut zu machen, der Kaiser könne gar nicht anders, als den gottlosen Bund verdammen. Doch wolle der Orden nicht zu vertrausam sein, sondern für alle Fälle seine Schlösser in Stand setzen und ein paar tausend Mann Söldner in Böhmen anwerben. Die Ordensgesandten nahmen sich dies wohl zu Herzen und berichteten so auch an den Herrn Hochmeister. Seufzend aber sagte Eglofstein zu seinem Kumpan: „Guter Rat ist diesmal billig. Ich wollte, sie brächten in ihren Landen ein gut Stück Geld zur Armatur unserer Schlösser und Zahlung für die Söldner auf. Da aber rührt keiner die Hand. Könnten wir uns auf der Waffen Gewalt verlassen, wir ständen nicht hier als Bittende vor dem Kaiser, unsern Untertanen Red' und Antwort zu stehen."

Tileman vom Wege, sein verhaßtester Gegner, hielt indessen noch ganz andere Schleichpfade für erlaubt. Er sah sich um, ob er einen von den kaiserlichen Räten fände, mit dem er ein Wörtchen im Geheimen sprechen könnte. Es kam ihm darauf an, ein Dokument in die Hand zu bekommen, aus dem hervorgehen sollte, daß der römische König den Bund seinerzeit genehmigt habe. Da er in der römischen Kanzlei auf Schwierigkeiten stieß, wandte er sich an die österreichische. Dort saß ein alter kaiserlicher Rat Namens Ulrich Sonnenberger, den er oftmals traurig und niedergeschlagen fand, weil sein kärgliches Einkommen für eine zahlreiche Familie nicht ausreichte. An diesen schloß Tileman sich an und wußte ihn so vertraulich zu stimmen, daß er ihn in sein Haus führte, auch reiche Geschenke für Frau und Töchter annahm, die sich häufig, wie der alte Herr versicherte, die Augen verweinten, daß sie es dem Wiener Frauenzimmer ihres Standes in Putz und Geschmeide nicht gleichtun könnten.

Diesem Ulrich Sonnenberger nun sprach er auch von der kaiserlichen Urkunde, die schon im ersten Jahr des Bundes gegeben sein sollte, und daß er sich's gern einen ziemlichen Haufen Goldgulden kosten lassen möchte, wenn sie wieder vorgebracht werden könnte. Er gab ihm eine Abschrift, wie er sie im Thorner Archiv aufgefunden haben wollte. „Was könnte es Euch aber nützen," meinte Sonnenberger, „die Erneuerung zu erhalten, da doch euer Orden bestreiten wird, von solcher Bestätigung etwas zu wissen."

„Laßt das unsere Sorge sein, edler Herr," antwortete Tileman. „Ich will's Euch nicht vorenthalten, daß mir's nicht um ein Beweisstück gegen den Orden zu tun ist, den wir wohl noch mit seinen eigenen Zusagen meinen überwinden zu können. Auch wollen wir den Herrn Kaiser nicht allzu scharf beim Wort nehmen, wenn seine Erinnerung so weit zurück nicht reichen sollte. Aber wisset, daß es im Bunde viele Zaghafte und Halbe gibt, die zu einem faulen Frieden drängen, weil sie der Sache nicht im voraus ganz gewiß sind, denen wird vor dem Prozeß am Kaiserhof Angst werden. Sehen sie nun aber des Kaisers Siegel, so werden sie Mut fassen und mit uns durch Dünn und Dick gehen. Zu solchem Zweck ist uns die Urkunde von großem Wert."

Rat Sonnenberger überlegte sich's noch eine Weile. Sein Herz wurde immer begehrlicher nach dem Häuflein Goldgulden. Er plauderte davon bei seiner Eheliebsten und hatte nun keine ruhige Stunde mehr. Der Thorner sehe so ehrlich aus; es sei gewiß alles in bester Ordnung. Endlich widerstand er nicht länger. Er selbst schrieb den kaiserlichen Brief mit verstellter Hand und wußte ihn geschickt in der römischen Kanzlei unterzuschieben. Das Datum hatte er um zwölf Jahre zurückgesetzt.

Mit zitternder Hand händigte er Tileman vom Wege die Urkunde aus und strich die Goldgulden ein, die als die „ordnungsmäßige Kanzleigebühr“ gezahlt wurden. Von seinen Genossen zog Tileman nur Augustin von der Schewe ins Geheimnis, um bei den Eidechsen für alle Fälle gedeckt zu sein. Die andern erfuhren so viel, als der Bund erfahren sollte. Das kaiserliche Siegel, das sie sahen, war echt.

So begaben sich nun die Bundesgesandten, im Ganzen wohl zufrieden mit dem, was sie ausgerichtet, auf den Heimweg.

Vor Thorn wurden sie vom Rat feierlich eingeholt und von einer großen Menschenmenge jubelnd bewillkommt. Man führte sie aufs Rathaus. Hier erstattete Tileman den ersten Bericht. „Es ist wohl eines halben Landes wert,“ schloß er, „daß wir beim Kaiser gewesen. Denn jetzt haben wir volle Gewißheit, daß der Bund auch ferner bestehen wird. Wir haben jetzt den Beweis, daß er vor zwölf Jahren schon vom Kaiser bestätigt worden ist. Sehet hier sein Siegel. Darum seid guten Mutes.“

Im Gespräch erzählte er lachend: „Ihr hättet dabei sein müssen, liebe Herren! Der Kaiser ließ uns an seiner Seite sitzen, des Ordens Abgesandte aber mußten stehen und wurden darob von einigen Fürsten verhöhnt.“

Augustin fügte hinzu; „Man hat auch gehört, daß der Kaiser zum Deutschmeister gesagt hat: ihr Kreuzherren macht mir viel Unwillen; lasset ihr nicht davon, so wird für euch nichts Gutes daraus entstehen. Das war auch zu merken bei der Ordensgesandten Empfang. Der Vogt von Leipe fiel kreuzweis vor dem Kaiser nieder und bot ihm große Ehrengeschenke, von denen der hohe Herr doch nichts hat annehmen wollen.“

Sie hatten sich diese Märlein auf der Reise ausgedacht, die Freude und den Mut der ihrigen zu nähren

und zu stärken. Und so gab denn auch Ramschel von Krixen das seine zum Besten: „Wie wir in den Audienzsaal traten, stand der Kaiser auf, ging uns entgegen und bot uns freundlich die Hand. Wir durften zu ihm kommen, so oft wir wollten. Die Herren vom Orden mußten warten, bis sie vorgeladen wurden. Das Antworten ward ihnen mitunter sauer. Als sie einmal gar stockten und nichts gegen uns vorbringen konnten, hat der Kaiser sich die Hand vor's Gesicht gehalten und hineingelacht."

Das alles erfuhr der Thorner Komthur, Herr Albrecht Kalb, von einigen guten Freunden des Ordens, ärgerte sich schier blau über so unverschämtes Gerede und berichtete dem Herrn Hochmeister Wort für Wort, was er gehört.

Dreizehntes Kapitel.

Der Spittler.

Herr Ludwig von Erlichshausen verbrachte auf seinem Schloß Marienburg viel unruhige Tage und Nächte. Des Regimentes Bürde war ihm schnell zu schwer geworden. Überall Achselzucken. Hier: wir kämen gern Ew. Gnaden Weisung zuvor, aber es fehlen die Mittel — schafft Geld! Und drüben: nicht einen Heller über unsre Pflicht! Gebt uns den Richttag mit ganzer Vollmacht über Herrschaft und Untersassen, nehmt uns in euren Rat auf als Vollwissende und Mitstimmende, dann wollen wir zusehen, wie wir dem Orden helfen. Wenn nicht — nicht!

Auch gegen Bartholomäus Blume war er mißtrauisch geworden, auf den er doch gemeint hatte, wie auf einen Felsen bauen zu können. Ursula, seine einzige Freude, war ihm genommen. Die Nachricht ihres plötzlichen Verschwindens hatte ihn bestürzt. Was war der Grund? Er hatte einen Boten nach Heilsberg geschickt, aber das Fräulein hatte nicht sprechen wollen. Es mußte etwas geschehen sein, das vor ihm geheim gehalten werden sollte. Er argwöhnte, der Bürgermeister habe dem Gerede der Leute nicht Stand gehalten. Nun wurde ihm auch die Verlobung Magdalenens mit Jost vom Wege verdächtiger. Wie hatte Blume mit seinem ärgsten Feinde einen so engen Verkehr eingehen können? Sollte

damit der Rücktritt Marienburgs zum Bunde vorbereitet werden? Verräterei überall! Dann hatte sich freilich das ganz Unvermutete begeben, daß Jost plötzlich absprang und die Familie auf ganz unerhörte Weise bloßstellte. Auch davon erkannte er die Ursache nicht; er war geneigt, an eine Rache Tilemans zu glauben, der erst den Abtrünnigen durch die angeknüpfte Verbindung bei seinen eigenen Genossen verdächtigen und dann durch die jähe Lösung ins Herz treffen wollte. Wenn er ihn sonst gern zu sich aufs Schloß entboten hatte, in fast freundschaftlichem Ton mit ihm Rats zu pflegen, so verhandelte er jetzt nur mit ihm und seiner Stadt in der steifen Geschäftsform, die der Kanzlei geläufig war. Blume verstehe ihn schon, meinte er. Es ward ihm doch nicht wohl bei dem Gedanken, daß selbst auf seinen Marienburger Bürgermeister nicht mehr voll Verlaß sei.

Als dann die Ritter von Wien zurückkehrten und die Ladung zum Rechtstage mitbrachten, konnte die Befriedigung darüber nicht groß sein. Nun sollte der Orden für eine würdige Vertretung sorgen. Wie aber die gewaltigen Kosten aufbringen, an deren Erstattung selbst bei der günstigsten Entscheidung kaum zu hoffen war? Und wie dann gar von Thorn her gleich einem Blitzfeuer die Kunde durch das Land lief, die Bundesgesandten seien frohlockend eingezogen und behaupteten ein Dokument in der Hand zu haben, das die Bestätigung des Bundes durch den Kaiser beweise, der Komthur von Thorn die übermütigen Reden mitteilte, und bald in allen Gebieten Tagfahrten abgehalten und Sammlungen veranstaltet wurden, als sei keine Herrschaft mehr im Lande, da schien dem Meister sein Geschick oft unerträglich. Ohnmächtig war sein bester Wille ohne der Brüder entschlossenen Beistand. Viele von ihnen standen schon in heimlichem Verkehr mit den Eidechsen. „Gebt den Orden auf,“ flüsterten ihnen dieselben zu, „und verteilt seinen

Besitz. Polen wird euch darin schützen. Wollt ihr nochmals Krieg mit der Republik? Er wird euch um das Letzte bringen. Unsere Sache ist eure Sache. Versäumt nicht die rechte Zeit!" Noch scheute man Verrat und Gewalttat, aber in einzelnen Konventen wurden unheimliche Reden laut, wie sie früher unerhört gewesen, und man wagte die Trotzigen nicht zu strafen.

Eines Tages kam der Oberst-Spittler von Elbing herüber. Er hatte sich in der Marienburg nicht blicken lassen, weil er sich nicht gern gesehen glaubte. Erlichshausen hatte in der Tat Scheu vor ihm, wie vor seinem Gewissen; aber es gab doch auch im Orden keinen Mann, den er mehr achtete. Er wußte ihn unbestechlich durch Gunst oder Gut — arm, keusch und gehorsam, wie das Gelübde es wollte. So viele Feinde er hatte, niemand erdreistete sich ihm etwas übleres nachzusagen, als daß er zu stolz und zu strenge sei.

Er ließ sich beim Meister melden, kreuzte die Arme über der Brust und sagte: „Gnädigster Herr, ich komme ungerufen, aber die Not ist wahrlich groß. Es wäre schwerste Pflichtversäumnis, wenn ich aus Feigheit, Euch zu mißfallen, länger schweigen wollte. Ich bitte, wollet Euch unseres Ordens erbarmen, der in größter Gefahr!"

Erlichshausen wies ihm einen Sessel seinem Lehnstuhl gegenüber. „Sprecht," sagte er mit matter Stimme, „ich will Euch gern oder ungern hören, Bruder Reuß von Plauen. Aber ich vertraue, daß Ihr, wenn Ihr die Krankheit kennt, auch das Mittel zur Heilung zu wissen meint. Sonst wär's unnützlich, uns mit diesen Dingen zu bemühen, die uns, wie Ihr glauben mögt, auch ohnedies schon schwer bekümmern." Er schlug den Pelzrock über den Knien zusammen und steckte die Hände in die weiten Ärmel.

Der Spittler beugte sich vor, als ob er seinem Ohr näher kommen wollte, und antwortete mit scharfer Be-

tonung: „Gnädigster Herr, ich will raten, Ihr möget beschließen. Es gibt keinen Arzt, der helfen könnte, wenn sein Mittel nicht angewandt wird. Das meine ist bitter zu nehmen, aber ich vertraue, daß es helfen kann — so Gott will.“

„Sprecht also.“

„Wir wandeln gefahrvolle Wege, gnädigster Herr. Zu welchem Ziel sollen sie uns führen? Der Orden hat den Herrn Kaiser zu Hilfe gegen den Bund gerufen und soll nun einen Richterspruch leiden. Kann er sich ihm unterwerfen? Nimmermehr. Ihr hofft, er solle nach unsern Wünschen fallen. Sei es so! Aber ein Richterspruch bleibt auch uns zu Gunsten ein Richterspruch. Nicht mehr aus eigenem, aus abgeleitetem Recht sind wir die Herren. Und was gewinnen wir? Wird uns der Kaiser helfen, den Spruch zu vollstrecken? Bauet nicht darauf. Man rüstet dort schon für den Fall der Verurteilung. Wozu also ein unwürdiges Spiel mit uns spielen lassen? Kämpfen müssen wir so und so. Warum also nicht sogleich das Schwert ziehen und den Feind erwarten? Er ist jetzt noch der Schwächere und selbst mit schwachen Kräften werfen wir ihn über den Haufen.“

Der Hochmeister seufzte. „Und wenn nicht? Ich will's nicht in Abrede stellen, der Kaiser hat uns überrascht. Nicht um unsere Klage vor den Richter zu bringen, haben wir ihm unsern Boten geschickt, sondern damit sie die ungerechte Beschwerde des andern Teils abwehren sollten. Des Bundes Klage hat er in Wahrheit angenommen und uns den Rechtstag gesetzt, den wir nicht begehrten. Nun dürfen wir uns doch nicht zurückziehen, als ob wir ihn fürchteten. Es würde eine schwere Beleidigung der kaiserlichen Majestät sein, die uns nie verziehen werden könnte.“

„Der Kaiser hat dem Orden auch sonst schon gezürnt.

Das bedeutet wenig, die Kurfürsten und Fürsten werden uns beistimmen, daß der Bund keine Partei sein kann, der wir im Recht zu stehen schuldig. Noch liegt's in unserm Willen, den Richter anzunehmen oder zurückzuweisen. Ziehen wir den Kopf aus der Schlinge, ehe es zu spät ist, und rühren wir den Arm! Es ist des Herrn Recht, den ungehorsamen Knecht zu züchtigen. Nimmer tu' er sich die Schmach an, ihm vor den Richter zu folgen!"

Erlichshausen hatte den Kopf gesenkt und die Augenlider halb geschlossen. Er rieb sich die kalten Hände. „Lieber Getreuer," sagte er, „Ihr meint's wahrlich gut. Was könnt's aber nützen, wenn ich Euch beiträte? Wir beide ändern nicht der Welt Lauf. Sind wir im Recht, wie können wir uns weigern, Recht zu nehmen von einem gerechten Richter? Der Kaiser wird nicht in sein eigen Fleisch schneiden. Greifen sie gegen seinen Spruch zu den Waffen, so sind sie Aufrührer und Rebellen in den Augen der ganzen Welt."

„Und wenn nicht in denen des Königs von Polen? Weiß man nicht, daß Gabriel von Baisen und der Danziger Abundius Winter schon bei ihm gewesen sind?"

Der Hochmeister schüttelte den Kopf. „An solche Büberei will ich nicht glauben, man zeigte mir denn den Pakt Schwarz auf Weiß. Ich bin kürzlich mit dem König zusammengekommen unweit Thorn und er hat sich mir in allem freundschaftlich erzeigt. Wär' er aber auch falsch und hülfe den Verrätern gern, so kann er's doch nicht wagen als ein christlicher Fürst. Darauf vertraue ich. Laßt den Kaiser für uns sprechen und wir schieben noch einen stärkeren Riegel vor. So wollen wir nur noch sorgen, am Kaiserhofe gut vertreten zu sein." Er hob plötzlich den Kopf und die rechte Hand mit vorgestrecktem Zeigefinger. „Keinen besseren Sprecher weiß ich mir im ganzen Orden zu finden, als Euch, Bruder

Spittler. Wäret Ihr nicht zu mir gekommen, hätt' ich Euch selbst aufgesucht. Ihr sollt des Ordens Kläger und des Bundes Ankläger sein!"

Plauen zuckte erschreckt mit den Wimpern. „Ich, gnädigster Herr, der ich von diesem Rechtsgange ganz abrate —?"

„Ihr und grade deshalb. Ihr werdet am besten des Ordens Würde wahren und sein gutes Recht mannhaft verteidigen. Nein, nein! Ihr dürft uns diese Reise nicht abschlagen."

Der Spittler ließ die Hand, die er zur Abwehr ausgestreckt hatte, aufs Neue sinken. „Ich sehe, meine Warnung ist umsonst," sagte er schmerzlich. „Seid Ihr aber gewillt, gnädigster Herr, Euch auf den schimpflichen Prozeß einzulassen, weil's doch nicht anders sein kann, so beschwör' ich Euch bei dem Herzen der gebenedeiten Jungfrau Maria, unserer Schutzherrin, und bei allem, was Euch sonst das Heiligste ist, tut diesem wüsten Treiben der Bündischen Einhalt, das des Landes Verderben sein muß. Sie mißbrauchen die Vollmacht, die ihnen leider der Kaiser erteilt hat, auf unerhörte Weise. Nicht zum Prozeß rüsten sie, sondern zum Kriege. Sie ziehen im Lande umher und glossieren den kleinen Freien ihre Handfesten, also daß sie uns den Gehorsam aufsagen und zum Bunde treten. Die Widerspenstigen erklären sie für ehrlos und aus jeder Gemeinschaft. Die Danziger verbieten den ihrigen, den Marienburger Markt mit Waren zu beziehen. Die Thorner versperren die Straßen gegen das Schloß hin mit Ketten und halten ihre Mannschaft unter Waffen, als müßten sie eines Angriffs gewärtig sein. Die Häupter des Bundes reisen in Polen umher und hetzen gegen uns. Schon sollen in Culmsee die Eidechsen auf Vorschlag Gabriels von Baisen beschlossen haben, auch polnische Herren in ihr Bündnis aufzunehmen. Das ist Landesverrat! Hans von Czegen=

berg, der sich eine Weile zurückhielt, wühlt jetzt um so eifriger für den Bund, Hans von Baisen spielt mit doppelten Karten. So ist alles in Auflösung. Wir aber sehen zu und tun nichts, unser Ansehen aufrecht zu halten. So sprechen wir uns selbst das Urteil!"

Erlichshausen fühlte sich sichtlich beunruhigt. Er ließ das Kinn auf die Brust sinken und strich mit den Fingern die Stirn ab- und aufwärts wie in sorgenvollem Nachdenken. „Und was wäre da euer Rat, Bruder Plauen?" fragte er zögernd.

„Die Tat!" rief der Spittler, „endlich die Tat."

„Die Tat —?" wiederholte der Hochmeister bitter lächelnd. „Erwartet der Orden die von mir, dem er die Hand gebunden hat? Was versteht Ihr unter der Tat?"

Plauen sah ihn aus seinen großen blauen Augen recht treuherzig an. „Ew. Gnaden wollen nur die Hand heben," sagte er, „so wird sie nicht gebunden sein. Zeigt den Buben den strengen Herrn. Verbietet ihre Zusammenkünfte, ihre Sammlungen, treibt sie auseinander mit Waffengewalt — mit einem Wort: greift durch!"

„Und des Kaisers Brief?"

„Das hat der Kaiser nicht gewollt. Es ist eures Amtes, darüber zu wachen, daß sein Wille nicht falsch gedeutet werde."

„Und wenn sie uns den Gehorsam verweigern?"

„Dann — —" Der Spittler erhob sich in seiner ganzen Länge und ballte die Faust um den Schwertgriff. „Dann schlagt sie nieder, wie tolle Hunde, damit wir selbst ungebissen bleiben! Es ist die höchste Zeit."

Der Hochmeister fächelte ein paarmal wie beschwichtigend mit der Hand. „Es sind ihrer zu viele," sagte er.

„Es sind wenige," entgegnete Plauen, „noch sind's wenige — man mag sie an den Fingern zählen. Aber laßt ihnen freien Zug, und sie bellen bald auf allen Straßen. Vielleicht ist's zur Zeit nur einer, der heraus-

gehoben und unschädlich gemacht werden muß, damit die Ordnung zurückkehre. Den aber fasset mit scharfem Griff, und wenn er sich wehrt . . . Kopf ab!"

Erlichshausen riß die müden Augen auf. „Wen meint Ihr?"

„Tileman vom Wege."

Der Hochmeister erbleichte und stützte den Kopf gegen die Lehne des Sessels. „Tileman . . ."

„Er ist die Seele des Bundes, seine belebende Kraft. Löscht dieses Feuer aus, und der Brand wird in sich selbst ersticken. Gott mag mich strafen, wenn ich ihn unrecht beschuldige, aber ich will's ihm auf den Kopf sagen, daß es ihm nicht um des Landes Freiheit ist, sondern um des Ordens Verderben. Genug liegt gegen ihn vor, mit ihm zu verfahren, wie mit einem Hochverräter."

„Es kann ihm nichts bewiesen werden," antwortete Erlichshausen, „und wollten wir ohne Beweis und ohne rechtes Gericht . . . Plauen, Plauen, wozu ratet Ihr in eurem Eifer für den Orden? Es war einer von eurem Geschlecht, der vor vierzig Jahren . . . Ja, ja! Der Danziger Komthur Heinrich von Plauen, des Hochmeisters Bruder — der fing Konrad Letzkau und Arnold Hecht, die Danziger Bürgermeister, und Barthel Groß, den Ratsherrn, auf dem Schloß und ließ sie richten ohne Recht . . . Das ist dem Orden unvergessen geblieben die lange Zeit und wird gegen ihn vorgebracht werden beim Kaiser und in alle Zukunft unvergessen sein. Denn Gewalttat schreit zum Himmel. Sollen wir eine neue Schuld auf uns laden? Noch ist die alte nicht gesühnt. Denn wahrlich! Der Bund ist unsere Strafe."

Plauen wendete sich verletzt ab. „Nie hätt' ich erwartet, solche Worte aus eines Hochmeisters Munde zu vernehmen," sagte er mit bitterem Ton. „Was damals

geschehen ist, hüllt sich in Dunkel. Ich muß glauben, daß den Verrätern ihr Recht geworden ist. Hätte der Orden damals zwanzig solche Komthure gehabt, wie den von Danzig, er wäre jetzt nicht gezwungen, in des Kaisers Gericht zu gehen."

„Darüber klagen wir nun umsonst," erwiderte der Hochmeister. „Sorgen wir, daß wir's mit dem Richter nicht verderben, denn er hat Macht über uns. Keine Gewalttat, Bruder Plauen, keine Gewalttat! Wir dürfen den Kaiser nicht erzürnen. Es soll nicht heißen, daß wir unsere Untertanen, gegen die wir Klage haben, in ihrer Verteidigung beschränken, oder daß wir ihren Angriff fürchten. Das brächt' uns schlechten Leumund. Lieber noch eine Weile solche Unbill tragen. Rüstet Euch zur Reise, Bruder Plauen. Georg von Egloffstein wird Euch begleiten; er weiß bereits am Kaiserhof Bescheid. Auch hoff' ich, daß der Bischof Franziskus von Ermland die Prälaten in Wien vertreten wird. An einem tüchtigen Rechtsgelehrten soll's der Gesandtschaft nicht fehlen. Es wird alles zum guten Ende kommen. Wir haben eine mächtige Patronin im Himmel, auf die wollen wir uns verlassen."

Er geleitete den Oberstspittler bis zur Tür. „Bet' und arbeite," murmelte derselbe, als er durch den Korridor schritt. Er hatte nichts erreicht und kehrte sorgenvoller, als er gekommen, nach Elbing zurück. Der Hochmeister aber freute sich des guten Einfalls, Plauen das Botschafteramt angetragen und dadurch am besten zum Schweigen gebracht zu haben.

Bartholomäus Blume war die Verstimmung seines sonst so gnädigen Herrn nicht entgangen. Sie bekümmerte ihn um so mehr, als er nichts dazu tun konnte, sie zu heben. Aber er gehörte auch zu den Menschen mit unerschütterlich reinem Gewissen, die nicht das quälende Bedürfnis haben, sich um ihre Recht=

fertigung zu bemühen, da sie vertrauen, daß ihnen die Zeit ganz von selbst zu Hilfe kommen werde, wenn sie ruhig ihren Weg fortsetzen.

Er selbst hatte schwer gelitten. Es war ihm anfangs ganz unmöglich erschienen, daß Jost sein Wort brechen, seine Braut und deren Elternhaus mit Schimpf beladen könnte. Als er dann doch daran glauben mußte, war es ihm auch sofort gewiß, daß er nicht länger der Bürgermeister von Marienburg bleiben dürfte. Er versammelte den Rat auf dem Rathause, meldete selbst, was geschehen war, und erklärte, sein Amt niederzulegen, da er seinen Mitbürgern nicht zumuten wolle, selbst ihres Oberhaupts wegen geschmäht und verlacht zu werden. Vielleicht sei er nicht ganz ohne Verschulden, da er aus Liebe zu seinem Kinde dem Gegner zu willig die Hand gereicht habe.

Da hatte sich nun aber gezeigt, wie fest er in der guten Meinung der Marienburger gewurzelt war. Nicht ein einziger von den Ratsverwandten hatte zugestimmt oder auch nur durch Schweigen sein Einverständnis zu verstehen gegeben. Tief empört über die Treulosigkeit des Junkers hatten sie alle wie aus einem Munde gerufen, daß sei ein vorbedachter Streich Tilemans vom Wege gewesen, für den Austritt Marienburgs aus dem Bunde Rache zu nehmen. Der Stadt sei diese Schmach in ihrem Bürgermeister zugefügt, und die Stadt wolle sie für ihn auf sich nehmen. Wie er sich ihr allezeit treu und ehrenfest bewiesen, so bezeuge sie ihm jetzt gern und freudig ihren Dank. Den Triumph wolle man denn doch dem tückischen Gegner nicht gönnen, die Stadt und die ganze Ordenspartei um ihren besten und bravsten Vorkämpfer gebracht zu haben!

Da er standhaft geblieben war, hatten sie ihn wider seinen Willen einstimmig neu gewählt, und als er auch jetzt noch bei seiner Weigerung blieb, die Gemeine verbottet, ihnen Beistand zu leisten. Den vereinten Bitten

des Rats, der Schöffen und der Gewerke war es dann wirklich gelungen, seinen strengen Sinn zu beugen. „Wohl," hatte er tief bewegt gerufen, „ihr wollt es so und ich bin euch gehorsam. Ihr richtet mich auf, und ich will feststehen. Glaubet mir, daß diese Stunde meinem Gedächtnis treu bewahrt bleiben wird bis an mein Lebensende. Ich sage mich euch zu mit allem, was ich bin und habe. Gott soll mich prüfen, wenn es ihm gefällt!"

Auch die Frauen und Töchter der guten Bürger wetteiferten, Frau Christine und Magdalene ihre Anhänglichkeit zu beweisen und sie über das unverschuldete Mißgeschick hinwegzutrösten. Hier doch mit wenig Erfolg. Frau Christine freilich hatte es verstanden, den Gevatterinnen gegenüber Würde und Gleichmut zu bewahren, aber an ihrem Herzen fraß um so gieriger das Leid des lieben Kindes, das gar nicht Vernunft annehmen wollte, sondern sich vor den Menschen versteckte und trüben Gedanken nachhing, allen Stolz vergessend. So war das bisher so fröhliche Haus still und düster geworden. Als wäre eine Schwerkranke darin, hüteten sich die Mägde, ein lautes Wort zu sprechen, die Tische und Bänke zu rücken, und den Deckel der Truhen zuzuwerfen. Die Hausfrau verrichtete meist schweigend die Tagesarbeit, und Blume, wenn er zur Mahlzeit kam, oder sich Abends in den Stuhl am Ofen setzte, sah nur ernste und traurige Gesichter und hoffte vergeblich, durch ein Gespräch nach alter Art zu erheitern und erheitert zu werden.

Magdalene war wirklich krank, recht krank. Man merkte es ihren fahlen Wangen, ihren matten Augen, ihren blutlosen Lippen, ihren kalten und oft zitternden Händen an. Sie hatte alle Eßlust verloren und war so von Kräften gekommen, daß sie nur noch mühsam über die Diele schlich und am liebsten ganz

allein wie ein Häuflein Unglück auf der Bank im Winkel kauerte. Der Sommer war vorübergegangen, der Herbstregen hatte die Frauen längst wieder ins Stadthaus getrieben, aber Besserung wollte sich nicht zeigen. Eher wurde der Zustand von Tag zu Tage bedenklicher. Das Gemüt war krank, deshalb konnte der junge Leib nicht gesunden. Hätte sie nur Jost recht zürnen, Ursula eine Schuld aufbürden können. Aber das vermochte sie nicht. Es war ihr, als ob sie ihn immer fester in ihr Herz schließen müßte, das er nur wider seinen Willen so schwer betrübt; und auch Ursula traf ja kein Vorwurf, wenn sie solchen Zwang geübt hatte. Was konnte sie dafür, daß dieser Zauber von ihr ausging? Sie blieb ihre liebe, einzige Freundin. Nach ihr empfand sie Sehnsucht, gerade nach ihr. Es war, als meinte sie Jost näher und lieber zu sein, wenn ihre Gedanken an Ursula hingen.

Marcus fragte sie mitunter ganz leise, daß die Mutter es nicht hörte: „Hast Du Nachricht von Ursula?“

„Wie sollt' ich?“ antwortete er jedesmal. „Das Waldhaus ist weit, und von den Bekannten verirrt sich Keiner dahin. Auch möcht' ich ihn nicht beauftragen, und wenn's der beste Freund wäre.“

Ein Liebeszeichen hatte er doch empfangen, und es hielt ihn bei gutem Mut. Sechs Tage, nachdem Ursula verschwunden, war der Hund, der sie begleitet haben mußte, zurückgekehrt. Abgetrieben, mit wunden Füßen, halb verhungert. Um den Hals war ihm ein strickartig zusammengedrehtes Tüchelchen geknüpft, das Ursula getragen hatte. Darin war ein Zettel versteckt, auf dem geschrieben stand: „Folgen wir unseres Herzens Rat, gibt es uns Gott früh oder spat.“ Der treue Hund hatte den Weg zu seinem Herrn zurückgefunden. Marcus konnte sich's lebhaft vorstellen, wie Ursula ihm das Halsband umgelegt, den Kopf zwischen ihre Hände genommen,

den Mund an sein Ohr gelegt und ihm ein Wort zugeflüstert hatte, das er verstand. Vielleicht nur das Wort: „Marcus!“ Wie sie's sprach, hatte es ihn plötzlich an die Heimat erinnert. Sie konnte ja mit den Tieren sprechen!

Einmal fragte Magdalene ihn: „Willst Du denn Ursula noch länger warten lassen? Sie wird irre an Dir werden.“

„Das fürchte nicht,“ entgegnete er. „Sie wird wissen, daß es noch nicht die Zeit ist. Ihr Glaube ist stark, wie der meine.“

„Aber warum zögerst Du?“ fragte sie weiter. „Nimm auf mich keine Rücksicht — ich werde mich Deines Glückes freuen, so viel ich kann. Wenn's Gott nicht so gewollt hätte, daß ihr beide einander liebtet . . . ich weiß nicht, was ich wünschen könnte. So aber . . .“ Sie wagte sich nicht weiter.

Vierzehntes Kapitel.

Eine tiefe Wunde.

Eines Sonntags nach dem Kirchgang trat Marcus in seines Vaters Stübchen.

„Herr Vater," sagte er, „wollet mir's gütig nachsehen, wenn ich eine Bitte an Euch richte, die Euch vielleicht voreilig scheint. Ihr habt mich sonst wegen meiner Bedachtsamkeit belobt und gemeint, sie sei meinen Jahren voraus. Seid deshalb auch jetzt freundlich überzeugt, daß mich nicht die Ungeduld treibt."

Blume sah ihn etwas verwundert an. Es mußte sich um ganz absonderliche Dinge handeln, wenn Marcus das Gespräch so feierlich eröffnete. Auch glühten ihm die Wangen und die Stimme hatte einen zitternden Klang. Blume nahm seine Hand. „Aber was hast Du denn? Sprich ohne Scheu."

„Ich hab' Euch bisher treu gedient, Vater," fuhr Marcus fort, „wie es einem Haussohn geziemt, und des Lohnes nicht geachtet. Hab' ich doch von dem Eurigen nehmen können, soviel ich brauchte, und nie eine Sorge um das tägliche Brot gehabt. Nun aber bin ich, wie ihr wisset, kürzlich zu meinen Jahren gekommen und da schickt es sich wohl, daß ich auch meine Zukunft bedenke. Strebt doch ein jeder Vogel aus dem Nest, und wenn's ihm noch so warm wäre; er hat den Trieb, sich

sein eigenes zu bauen. So ist's nun auch mein Wunsch, selbständig etwas zu leisten und zu erwerben. Deshalb frag' ich jetzt in allem Gehorsam an, wie Ihr über mich zu bestimmen gedenkt."

Der Alte musterte ihn eine Weile kopfschüttelnd. „Was ist denn das?" sagte er dann. „Ich hatte gemeint, wir würden zusammenbleiben, Marcus, bis an mein Ende. Hab' ich doch nur den einen Sohn. Alles, was ich besitze, bleibt Dir und Magdalene. Ich fürchte nicht, daß deine Schwester bei der Ausschichtung zu kurz kommen werde."

„Sprecht nicht davon," bat Marcus, seine Hand küssend. „Gott mag Euch ein langes Leben und gesegnetes Alter geben; er weiß, daß ich nichts vor der Zeit verlange. Nur darum ist mir's zu tun, Vater, daß ich für meine Arbeit ein Bestimmtes erhalte, worüber ich freie Verfügung habe, hier oder an anderer Stelle, wenn es sein muß. Am liebsten blieb ich bei Euch, wolltet Ihr mich nun in eurem städtischen Handelsgeschäft oder als Landwirt anstellen. Mögt Ihr mich aber so selbständig mit einem Teil des Eurigen nicht walten lassen, so gestattet, daß ich mir eine Pacht suche und helft mir mit eurem Rat dazu. Die Kreuzherren brauchen treue und arbeitsame Amtsleute; sie haben zu Euch gutes Vertrauen und übertragen es wohl auch auf den Sohn. Es wird Euch, mein' ich, nur ein Wort kosten, mir eine herrschaftliche Pacht zu verschaffen, zumal wenn Ihr für mich Bürgschaft leistet. Ist's Euch aber nicht genehm, so will ich auch selbst mein Heil versuchen. Ich hoffe, daß man mich nicht abweist, wo man mich kennt oder erfährt, daß ich euer Sohn bin."

„Das ist verwunderlich," sagte Blume, das lange Haar hinter's Ohr streichend. „So also hast Du schon für alle Fälle vorgesorgt. Weiß die Mutter davon?"

„Nein, Vater. Das ist eine Sache, die Euch zuerst angeht.“

„Aber der Grund . . . ?“

Marcus blickte zur Erde. „Es ist bisher nichts zwischen uns gesprochen, was darauf Bezug hat.“

„Aber warum sollt' ich Dich denn von mir lassen? deine Dienste sind mir wert. Wenn ich Dich halten kann . . . Sage mir, wie Du Dir's denkst.“

Marcus küßte wieder seine Hand. „Am liebsten übernähm' ich unser Landgütchen vor der Stadt in eigene Wirtschaft, Vater. Ihr kennt den Ertrag und mögt leicht berechnen, was ich Euch jährlich abgeben kann an Naturalien und Geld, um doch für mich noch das Auskommen zu behalten — für mich und . . .“

„Da kommt's nun also,“ rief der Alte lachend. Gesteh's nur ein, Du denkst an's Heiraten.“

„Ja, Vater.“

„Ein paar Jahre könntest Du Dich wohl noch gedulden.“

„Es soll auch nicht auf der Stelle geschehen.“

„Hm . . . Und hast Dir gar wohl schon etwas ausgesucht? Oder soll ich für Dich wählen?“

„Ich bin schon mit mir einig, Vater.“

„So, so. Und darf ich wissen —?“

Marcus sah auf, senkte den Blick und sah wieder auf. „Wißt Ihr's nicht schon?“ fragte er.

„Wie sollt' ich?“

„Ursula . . .“

Blume fuhr vom Stuhl in die Höhe. „Ursula —? Die Tochter der Waldfrau?“

Marcus behauptete seine Ruhe. „Ich dachte wohl, daß es Euch zu Anfang erschrecken würde,“ sagte er, „wenn Ihr's nicht schon erraten hättet. Und daß Ihr's nicht erraten habt . . . Es mag euren Gedanken wohl ganz fernab gelegen haben. Aber wenn Ihr's nun

freundlich erwägt, Vater . . . Gibt es auf der ganzen Welt ein schöneres und herzigeres Jungfräulein, als Ursula? Würdet Ihr sie nicht gern als eure Tochter annehmen, wenn sie . . ."

Er stockte. „Das ist's, das ist's," rief Blume. „Wie kann man darüber hin? Du bist verliebt — das ist begreiflich. Aber Deine Frau . . ."

„Ich hab' ihr gesagt, daß ich sie liebe, Vater, und daß kein anderes Weib —"

„So? Das hast Du ihr gesagt! Und dann ist ja auch wohl nicht mehr daran zu rütteln und zu rühren?"

„Daran nicht, Vater."

„Es ist noch nicht genug an dem Unheil, das schon über unser Haus gekommen ist! Sieh Magdalene an. Das Herz könnt' einem brechen vor Betrübnis und die Galle ins Blut gehen. So wie Du zu mir, so hat Jost zu seinem Vater gesprochen. Es sollte und mußte ja sein. Und als die Tollheit freie Bahn hatte . . . Was sage ich Dir das?"

Marcus richtete sich hoch auf. „Ich bin nicht der Junker Jost vom Wege, Vater."

„Nein, aber Ursula . . . Du kennst mich, Marcus: ich schätze jeden Menschen nach seines Herzens Wert. Aber es gibt bürgerliche Verpflichtungen . . . Du verstehst mich."

„Wer darf Ursula etwas anhängen?"

„Aber wer vermag für ihre ehrbare Abkunft gut zu stehen?"

„Ihr selbst habt sie in euer Haus aufgenommen, Vater."

„Weil der Herr Hochmeister —"

„Ist der nicht ein vollgiltiger Zeuge?"

Der Bürgermeister seufzte. „Und wie hat sie's uns vergolten? Bei Nacht und Nebel ist sie fortgelaufen."

„Vater —! Ihr wißt nicht, wie ungerecht euer Vorwurf ist.“

„Marcus, Marcus!“ rief Blume, „wie ich Dich kenne, ist dein Entschluß unwandelbar. Was soll ich tun, daß ich nicht auch Dich verliere? Du bist ein Mann und wirst handeln wie ein Mann, dem nicht zu raten ist. Mich aber zwingst Du zu Deiner Wahl —“

„Nein, Vater, das soll nicht geschehen. Laßt mich fort, so wird es heißen, ich sei gegangen, weil Ihr nicht billigen konntet, was ich plante. Niemand wird Euch eine Schuld aufbürden an meiner Torheit. Nur euren väterlichen Segen versagt uns nicht.“

Blume drückte seine Hand. „Was ich tue, soll nicht halb getan sein. Längst schon hab' ich im Sinn, Dir das Gütchen zu überlassen, das ich doch einem Fremden vertrauen müßte, wenn Du ihm nicht der Wirt sein wolltest. Denn meine Zeit reicht nicht dafür. Freilich hatt' ich gehofft, daß dort eine Frau . . . Aber laß mich's mit der Mutter überlegen, Marcus — sie liebt ihren Sohn und ist dem Mädchen wohlgeneigt. Erscheint ihr Dein Wunsch unklug, so ist er's gewiß. Dann sieh' zu, wie Du sie umstimmst.“

Er war's zufrieden. Da zeigte sich's nun, daß Frau Christine anfangs noch viel eifriger entgegensprach, als der Vater. Nimmer könne Ursula eine gutbürgerliche Hausfrau werden. Wie sie in der Wildnis aufgewachsen sei, so werde sie auch immer zur Wildnis zurückstreben und sich nur wohl fühlen in voller Ungebundenheit. Sie habe etwas von der Art der Zigeuner, die manchmal von Ungarn her über die polnische Grenze kämen und durch das Land schweiften. Gerade so habe sie das Haar getragen und in ihrem bunten Putz auf dem kleinen Pferde gesessen. Vielleicht sei ein Edelfräulein an ihr verdorben, aber zur Frau eines kleinstädtischen Bürgers passe sie nimmer.

Sie redete sich so eifrig in den Widerspruch hinein,

daß Bartholomäus selbst lächeln mußte. Wer sie jetzt gehört hätte, würde sich's gar nicht haben zusammenreimen können, daß sie früher so mütterlich für das fremde Kind gesorgt, wie sie's für die eigene Tochter nicht besser konnte. Marcus bedrängte sie denn auch durchaus nicht mit Bitten, sondern ließ ihr Zeit, ihre Bedenken selbst herabzumindern und sich an den Gedanken zu gewöhnen, am Ende doch wohl nachgeben zu müssen. Magdalene nahm sich bei ihr der Freundin an. Keine liebere Schwägerin könne sie sich denken. Aber Frau Christine war diesmal hartnäckig. Gegen Ursula selbst, gab sie nun zu, habe sie eigentlich nicht so viel; wenn sie in eines tüchtigen Mannes Erziehung komme, könne der ihr manche Unart abgewöhnen, die ihm ja selbst verdrießlich sein und unleidlich scheinen müsse. Aber wie dürfe man sich eine Schwiegertochter gefallen lassen, die vielleicht nicht einmal ordentlich ins Kirchenbuch eingetragen werden könne. Wer sei denn eigentlich die Waldfrau, ihre Mutter? Könne sie ihre Witwenschaft nachweisen, oder lebe ihr Mann noch, oder ... Sie bekreuzigte sich dreimal. Es gehe sie sonst wenig an, wessen Kind Ursula sei, und sie wolle ihr's auch nicht nachtragen, wenn's bei ihrer Geburt nicht ganz nach der Ordnung zugegangen sein sollte — denn was könne das arme Mädchen dafür? Aber ihres Sohnes Ehefrau dürfe keinen Makel an sich tragen; darunter würde die ganze ehrsame Familie leiden und sich nie wieder davon erholen können. So sehr sie ihn liebe, nie würde sie sein Haus betreten, wenn sie sich der Schwiegertochter zu schämen habe. Das sei sie ihrem Manne schuldig. Ehe daher nicht Klarheit in diese dunkeln Verhältnisse gebracht sei, solle man ihr von der Sache nicht sprechen.

Blume mußte ihr beitreten und Marcus, wenn er auch diesen Umständen für sich selbst gar kein Gewicht beilegte oder in Zukunft beizulegen entschlossen war, wußte

doch zu gut, daß seiner Mutter Meinung die allgemeine Billigung finden würde, um auch nur eine Widerlegung zu versuchen. Er entgegnete daher nur, Frau Regina scheine allerdings ein Geheimnis hüten zu wollen, das sie vielleicht auch nötige, den Schleier über Ursula zu breiten. Aber die Befürchtungen, wie sie die Mutter hege, seien gewiß ungerecht. Er glaube zuversichtlich, daß Frau Regina solche Versicherungen geben könne, die auch ihrer ängstlichsten Prüfung genügen würden. Es solle ihm nur erlaubt sein, die Waldfrau zu befragen; sicher werde sie nicht einmal darauf warten, sondern ihm mit einer Eröffnung entgegenkommen, sobald sie erfahre, daß er Ursula zu seinem Weibe begehre.

Nun aber hielt es Frau Christine in ihrer mütterlichen Sorge doch für bedenklich, auf diese Möglichkeit hin den Sohn seine Werbung anbringen zu lassen. Treffe er erst wieder mit Ursula zusammen, so dürfe er sich's selbst kaum noch zumuten, unbefangen Erkundigungen einzuziehen und nach deren Ergebnis zu handeln. Endlich erklärte der Bürgermeister, er habe die Sache nach allen Richtungen erwogen und sei bereit, für seinen einzigen Sohn zu tun, was Freundespflicht sei. Er selbst wolle in die Wildnis hinter Heilsberg, mit Frau Regina zu verhandeln. Marcus dürfe sich auf ihn verlassen, daß er seinen Wünschen nicht abstreben, sondern ihm ein gewissenhafter Sachwalter sein werde.

Davon war denn auch der Sohn überzeugt. Freilich wäre er lieber selbst gereist, aber doch nur, um Ursula wiederzusehen. Er mußte sich's im Stillen zugeben, daß diesmal der Mutter Mißtrauen in seine Geschäftsklugheit wohl gerechtfertigt sei. Dem Vater dankte er mit knappen aber warmen und aufrichtigen Worten. Nun aber gefiel's anfangs Frau Christine wenig, daß Barthel, „doch auch nicht mehr der jüngsten einer,“ zu dieser späten Jahreszeit auf die Landstraße hinaus und gar in die Wildnis

sollte. Am liebsten wäre sie eigentlich selbst gereist, da sie meinte, ein Mann komme solchen Dingen doch schwerlich recht auf den Grund und habe den Weibsen gegenüber einen gefährlichen Stand. Das sagte ihr denn auch Blume lachend geradeaus. Die Jahreszeit sei ihm gar nicht so uneben, da er zu Hause wenig versäume; die Wege wären noch nicht grundlos, und gegen plötzlichen Frost könne man sich mit Pelzen vorsehen. „Ich merke schon," sagte die Frau, „bei Dir hat Ursula einen Stein im Brett. Sie ist eine rechte Hexe. Nun — zuwider will ich ihr auch nicht sein, wenn sich sonst alles richtig findet."

Jetzt fiel ihr auch ein, daß Barthel bei Frau Regina gut anfragen könne, ob sie nicht ein Kräutlein oder sonstige Arzenei wüßte, die Magdalenen helfen könnten. Sie solle sich ja so vielen wundertätig bewiesen haben. Hier verzage sie schon an aller ärztlichen Hilfe. Dies griff die Kranke auf. „Laßt mich den Vater begleiten," bat sie. „Wie soll die Waldfrau meinen Zustand aus der Beschreibung erkennen? Wenn sie mich aber sieht, mag es ihr wohl durch ein geheimes Mittel gelingen, mich wieder zu Kräften zu bringen, daß ich euch nicht so sehr zur Last falle." Bei sich selbst dachte sie, das müßte in der Tat ein wundersames Mittel sein, durch das ihres Herzens Kummer besänftigt werden könnte; ihren Leib wünschte sie nur recht bald aufgezehrt, wenn sie's auch nicht sagte. Sie sehnte sich aber nach Ursula, die doch allein wußte, was ihr geschehen war und allein mit ihr zu fühlen vermochte. Auch meinte sie Marcus nützlich sein zu können.

Es dauerte mehrere Tage, bis Frau Christine sich an diesen Gedanken hinreichend gewöhnt hatte, um ihn überhaupt ernst zu nehmen. Wenn sie freilich ihr armes Kind betrachtete — die großen fieberhaft glänzenden Augen und die eingefallenen Wangen und die abgemagerten Hände,

die immer kalter Schweiß bedeckte — wenn sie die matte keuchende Stimme vernahm und das früher so blühende Mädchen langsam an der Wand hinschleichen sah, dann war doch die Frage nicht abzuweisen, ob je wieder eine so gute Gelegenheit wiederkehren möchte, ihre liebe Kranke der heilkundigen Frau zuzuführen.

So fand sie sich schließlich darein und war nun nur noch darauf bedacht, Lebensmittel für die Reise einzupacken und warme Kleider zusammenzutragen. Marcus rüstete den Wagen, half selbst die Achsen mit Teer einschmieren, band das Erbsenstroh zum Rücksitz fest ein, befestigte einige Tonnenreifen zu beiden Seiten am Gestell und spannte einen Plan von grober Leinewand darüber. Nur von vorn über die Deichsel und den Sitz des Knechtes hin konnte man einkriechen, saß dann aber gegen Wind und Regen ziemlich geschützt. Die Fahrt versprach langwierig zu werden, da meist nur im Schritt vorwärts zu kommen sein konnte. —

Nach acht Tagen kehrte Blume zurück — allein. Frau Christine fürchtete gleich das Schlimmste, als sie ihr Kind vermißte, obgleich ihres Mannes freundliche Augen sie hätten belehren können, daß sie ohne Grund erschrecke. „Frau Regina und Ursula lassen ihre Grüße bestellen," sagte er, „und dringend um die Erlaubnis bitten, Magdalene noch eine Weile unter ihrer Obhut behalten zu dürfen, bis sie ganz genesen."

„Und das Lenchen wollte . . ."

„Mit Freuden. Schon unterwegs war sie frischer und munterer als hier zu Hause, wo sie doch immer an ihr Leid erinnert wird, und unter Ursulas zärtlicher Pflege lebte sie ganz auf. Den ersten Tag wenigstens; am zweiten ließ sie schon merklich den Kopf hängen. Aber es quälte sie auch, daß Du sie verkennen könntest, als wüßte sie Dir nicht genug Dank für alle Deine Mühe

und Sorge, und es fehlte nicht viel, daß sie mich doch wieder begleitete."

„Das wäre auch das Klügste gewesen. Es ist mir unbegreiflich —"

„Das sage nicht, Christine, das sage nicht," unterbrach er, und ein grämlicher Zug lagerte sich auf das offene Gesicht. „Frau Regina hat sich sehr bedenklich über ihren Zustand geäußert. Noch sei vielleicht keine Gefahr; aber dergleichen schleichenden Leiden dürfe man keine Zeit lassen, sich im Körper einzunisten. Solche Kranke müßten die Luft verändern und in heitere Gesellschaft kommen, die ihnen doch durch Zudringlichkeit nicht lästig falle. Sie selbst, meinte sie, sei nun allerdings eine traurige Hausgenossin, dafür aber Ursula die Fröhlichkeit und gute Laune in Person. Man könne solcher Krankheit auch nicht mit einem Tränkchen oder Pülverchen beikommen, sondern müsse ihr täglich in alle Winkel nachgehen, bis sie allen Mut verliere, sich zu verstecken und aus dem Hinterhalt vorzubrechen. Wenn Du sie so gehört hättest — Du wärest auch nicht klüger als ich gewesen, was zu tun."

Nun beruhigte sie sich und lobte ihn sogar nach einer kurzen Weile, daß er dem Rat der kundigen Frau gefolgt. „Hätten wir sie nur bald wieder ganz gesund unter uns," sagte sie. „Vielleicht treibt Ursula ihr die Grillen aus — dann mag auch die Medizin wirken."

Marcus stand bei Seite. Er hätte sich eher die Zunge abgebissen, als an den Vater eine Frage gerichtet. Der würde sich schon äußern, wenn es ihm gefiele. Aber das Herz schlug ihm bis zum Halse hinauf, und seine Blicke waren bemüht, von des Alten Gesicht abzulesen, ob er ihm frohe oder trübe Nachricht brächte. Die Mutter merkte es und kam ihm zu Hilfe. „Und was hast Du sonst ausgerichtet?" fragte sie. „Marcus ist gewiß schon voll Unruhe."

Er räusperte sich. „Das ist nicht so mit einem

Wort zu sagen," antwortete er, „obgleich's schließlich doch nur auf ein Wort herauskommt. An das haben wir alle nicht gedacht, und lag doch nahe genug. Wenn's nur von Ursula abhinge, die hast Du sicher. Eine rechte Schmeichelkatze kann sie sein, ich hab's erfahren; Magdalene hatte ihr's gleich heimlich gesteckt, weshalb ich die Reise unternommen. Mit welchen Namen sie Dich genannt, als sie erst vertraulicher geworden, das will ich nicht wieder erzählen; Du sollst nicht eitel werden. Alles in Allem wüßt' ich mir wahrlich kein lieberes Töchterchen —"

„Aber die Mutter —!" fiel Frau Christine ein.

„Nun, die Mutter . . . ja, die Mutter . . . die ist eine treffliche Frau, klug und bedächtig. Ursula hatte sich ihr schon anvertraut. So war sie unterrichtet und kam mir gleich mit allen Bedenken entgegen, die ich selbst einwerfen wollte. Gegen Marcus könne sie nicht das Mindeste haben; er sei ihr schon lieb geworden bei seinem ersten Besuch und sie baue auf seine Ehrenfestigkeit. An ihrem Segen soll es Dir nicht fehlen. Aber . . ."

„Aber —?" wiederholte Marcus, die Augen gespannt auf ihn richtend.

„Sie müßte zweifeln, ob Du gut getan, Dich an Ursula und Ursula an Dich gebunden zu haben, da ihr einander vielleicht doch nicht Wort halten könntet."

„O, das, Vater —"

„Sie hat Recht. Es stehe nicht in ihrer Macht, sagte sie, über Ursula zu verfügen."

„Nicht in ihrer Macht —?" Marcus wurde weiß wie die Wand. „Und wer —?"

„Sie verwies mich an den Herrn Hochmeister."

Der Sohn sah ihn wie träumend an. „Verwies Euch — an den Herrn Hochmeister . . .?"

„Ja. Seine Erlaubnis sei erforderlich. Nie werde sie ohne dieselbe handeln."

„Aus welchem Grunde aber?“ fragte Frau Christine.

Er zuckte die Achseln. „Das war nicht herauszubringen. Sie betrachte ihn als den Vormund, der Macht über das Kind habe. Mehr erfuhr ich nicht.“

„Und wer ist sie — wer ist Ursula —?“

„Darüber verweigerte sie jede Auskunft selbst unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Der Herr Hochmeister könne sprechen, wenn er wolle.“

„Der Herr Hochmeister!“

„Das war ihr einziges Wort. Sie bat mich, nicht weiter nachzuforschen. Es hätte auch wenig genutzt. Aber so steht's nun. Wir wissen nicht mehr, als vorhin. Die Reise ist umsonst gewesen.“

„Doch nicht, Vater!“ rief Marcus, seine Hand ergreifend und lebhaft schüttelnd. „Von des Herrn Hochmeisters Zustimmung soll's abhängen . . . Gut! Wie kann er sie verweigern, wenn Ursula mich liebt? Er ist ein gütiger, gnädiger Herr und Euch zu Dank verpflichtet, Vater; ich weiß, daß er auch von mir gut denkt. So ist mir nicht bange —“

„Wie? Du wolltest . . .?“

„Den Weg gehen, den Frau Regina mir gewiesen hat.“

„Und wenn der Hochmeister wirklich . . . Was bedeutet sein Jawort, wenn er nicht zugleich das Geheimnis von Ursulas Geburt . . .“

„Wenn ich aus des Fürsten Hand mein Weib empfange — ist Euch das nicht Ehre genug, Vater?“

Blume schüttelte langsam den Kopf. „Ich weiß nicht. Ist Dir's unter allen Umständen Ehre genug?“

„Ich brauche sie nicht,“ rief Marcus, „Ursula bedarf in meinen Augen keines Zeugnisses ihrer Unbescholtenheit!“

„Aber in den Augen Deiner Mitbürger —“

„Sie mögen mich verleugnen, wenn sie den Mut haben!“

„Das sind törichte Reden, lieber Sohn,“ sagte Frau

Christine, zwischen sie tretend. „Erzürne nicht den Vater, der wahrlich große Mühe für Dich aufgewendet hat und gewiß gern auch weiter aufwendete, wenn Deine Wünsche erfüllbar wären. Sie sind's nicht. Über unser Haus ist schon schweres Unglück gekommen durch den Schimpf, den ihm Jost angetan hat; aber wir tragen ihn nicht durch eigene Schuld, und die Bürger unserer Stadt werfen ihn ab auf den Buben selbst. Dafür schulden wir ihnen großen Dank. Wie sollten wir ihnen jetzt dies bieten? Dem geringsten Bürger wär's eine Unehre, seines Weibes Vater nicht nennen zu können. Des Bürgermeisters Sohn darf sich soweit nicht vergessen. Ich will nicht behaupten, was ich nicht beweisen kann; aber welcher Art dieses Geheimnis ist, das läßt sich nun wohl erraten, darum sei verständig und schaffe Dir nicht selbst noch schwereres Herzeleid durch törichte Beharrlichkeit."

Sie streichelte ihm die Wange und küßte ihn auf die Stirn, indem sie seinen Kopf ein wenig niederzog. Marcus schwieg und ging hinaus. Es stürmte zu heftig in ihm, und er behielt nur noch gerade so viel Besonnenheit, sich zu sagen, daß ein unehrerbietiges Wort alles verderben müßte. Aber er war weit entfernt nachzugeben. Sein ganzes Denken richtete sich nur darauf, wie er ohne des Vaters weiteren Beistand zum Ziel gelangen könne.

Am andern Morgen kleidete er sich feiertagsmäßig an und begab sich aufs Schloß. Die Türhüter kannten ihn und ließen ihn unangefochten durch bis zu des Meisters Vorgemach. Hier freilich mußte er lange warten, bis der Hauskomthur auch nur nach seinem Begehr fragte. Denn der Oberst-Marschall und der Treßler waren drinnen, und es trafen fortwährend Boten ein, die meist in Eile abgefertigt werden mußten. Die Wogen gingen einmal wieder hoch. Lande und Städte waren vollzählig in Marienwerder versammelt, wählten die Sendboten an den

Kaiser, schrieben einen Kopfschoß aus, den die Bündischen selbst auf zweimalhunderttausend Gulden veranschlagten, und waren eifrig bemüht ihn trotz des Hochmeisters Protest einzuziehen, was doch an vielen Orten nicht ohne Gewalttätigkeit gelang. Sie prahlten mit des Kaisers Ermächtigungen und wollten jeden, der nach Thorn käme, auf dem Rathaus seine Genehmigung des Bundes sehen lassen. Man müsse das Dokument unter Schloß und Riegel halten, weil es sonst vor des Ordens Beamten nicht sicher sei. Erlichshausen machte einen letzten Vorschlag wegen des Richttages. So weit er aber auch allen gerechten Wünschen entgegenkam, er schien alles Vertrauen eingebüßt zu haben, so daß man auf der andern Seite nicht einmal mehr ernstlich darüber verhandelte, um so fleißiger aber alle Klagen über den Orden sammelte und in Artikel brachte, den berühmten Advokaten Meister Martin Mayer aus Nürnberg zu informieren, der des Bundes Verteidigung übernommen hatte. Tileman vom Wege erklärte jeden Versuch der Aussöhnung für verspätet. Er hatte keck gesprochen: „Was wähnen sie? Wollen sie uns auf dem Haupte taufen? Nein, sie haben nicht Reue an uns gefunden." Dem Hochmeister war's berichtet worden; er wußte, daß er sich von diesem Manne nichts Gutes versehen konnte, und wagte doch nicht des Spittlers Rat zu folgen. Es könnte etwas ans Licht kommen, fürchtete er, daß in Nacht begraben sein müßte. Aus allen Schlössern fragten die Komthure an, ob sie die Erhebung des Schosses gestatten dürften oder mit Gewalt hindern sollten. Der Bescheid mußte schnell erteilt werden, und guter Rat war teuer. Dem Hochmeister glühte die Stirn. Was sein getreuer Albrecht Kalb aus Thorn berichtete, konnte ihm am mindesten gefallen. Der Münzmeister war der Stadt verhaßt und kam in Gefahr des Lebens; die Werkmeister der Wollenweber in der Altstadt trachteten danach, denen in der Neustadt das Hand-

werk zu legen. Das war die Strafe für den Abfall vom Bunde.

Es lag da noch ein Zettel bei, der lautete: „Gar ehrwürdiger, lieber Herr Hochmeister, ich versehe mich, daß die Sendboten in kurzem ausziehen werden; wenn es Eure Gnade mit Fuge so anstellen könnte, so deuchte mich, es wäre gut, daß die Bösewichter niedergelegt würden auf ihrem Auszuge, die so viel Bosheit und Unehre auf unseren Orden gedichtet haben.“ Darüber erschrak Erlichshausen und wollte den Zettel unterdrücken. Exdorf hatte ihn aber schon gelesen, schlug in die Hände und sprach: „Das ist ein kluges Wort! Man sollte es wohl bedenken.“ Der Hochmeister aber schüttelte entrüstet das schwere Haupt. „Man soll's unbedacht lassen,“ entgegnete er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, „und sich hüten, es unter die Leute zu bringen. Was will der Hitzkopf? Der Kaiser hat beide Teile geladen. Es brächte uns in Ewigkeit Schande, suchten wir uns so unserer Gegner zu entledigen.“ Der Marschall widersprach. „Nein, nein und aber nein!“ rief der Meister zornig. „Wir wollen allezeit ehrlich zu Werke gehen, daß wir Ehre verdienen. Nie wieder soll von solchem Anschlag in meiner Gegenwart die Rede sein!“ Exdorf zischte durch die Zahnlücken. Er sagte nichts weiter, aber er dachte allerlei.

Als die Herren dann endlich entlassen waren und Erlichshausen meinte für diesen Tag Ruhe zu haben, meldete der Hauskomthur Marcus Blume. „Was will er?“ fragte der Meister verdrießlich. „Fertigt ihn draußen ab.“ Das sei schon vergeblich versucht worden, versicherte der Komthur. Der junge Mann sei hartnäckig und bleibe dabei, daß er den gnädigen Herrn unter vier Augen sprechen müsse. Nun erging der Befehl, ihn einzulassen; aber er wurde recht mürrisch erteilt, und der Alte raunte

denn auch Marcus zu: „Tretet ein, doch wäret Ihr besser zu anderer Stunde gekommen."

Marcus fiel dem Hochmeister zu Füßen, hob den Saum seines langen Gewandes und zog ihn an die Lippen. „Verzeiht, gnädigster Herr —" stammelte er sehr erregt.

„Mach's kurz," sagte Erlichshausen. „Schickt Dich Dein Vater, mir zu melden, daß Marienburg wieder zum Bunde zurückgetreten ist? Es sollt' mich nicht wundern. Es wundert mich nichts mehr in der Welt. Ist er mit Tileman vom Wege versöhnt? Wann gibt's Hochzeit?"

„O, nichts davon, mein gnädigster Herr," antwortete Marcus, durch diese Anrede noch mehr verwirrt. „Wie sollte mein Vater . . .? Er ist Ew. Gnaden treuester Mann. Und die Stadt Marienburg . . ."

„So steh' auf und sprich, was Dich zu mir führt." Das klang etwas gütiger. Er ließ die Hand über die Stirn gleiten, richtete sie plötzlich wie ein Dach über die Augen und fuhr fort: „Ah —! Bringst Du Nachricht von Ursula?"

„Es betrifft sie," sagte Marcus, nochmals den Pelzbesatz seines Rockes küssend, sich dann erhebend und in ehrfurchtsvolle Entfernung zurücktretend.

„Geht es ihr wohl?"

„Ich hoffe es."

„So sahst Du sie nicht?"

„Ich nicht, aber mein Vater —"

„Dein Vater? Was hat er bei den Ermländischen zu tun?"

„Mißtraut ihm nicht, gnädigster Herr. Er reiste auf meine Bitte zur Frau Regina . . . ihrer Tochter wegen . . ."

Der Hochmeister sah ihn mit einem überraschten, dann scharf durchdringenden Blick an. „Auf Deine Bitte — Ursulas wegen? Was soll das?"

„Gnädigster Herr,“ sagte Marcus, die Hände faltend, „ich darf's Ew. Gnaden nicht vorenthalten: ich liebe Ursula mehr als mich selbst und kann von ihr nicht lassen.“

„Und sie —?“

„Sie hat mir gestanden, daß sie mir von Herzen gut sei, schon hier in Marienburg —“

Der Hochmeister schlug eine kurze Lache an. „So, so! Ihr seid also einig. Und Dein Vater ging als Brautwerber, und Frau Regina . . . Nun? Sie ist die Mutter. War sie einverstanden? Weshalb kommst Du zu mir?“

„Gnädigster Herr, ich muß wohl. Denn Frau Regina verwies mich an Eure Gnade.“

Erlichshausen fuhr erschreckt auf. „Wie? Sie hat Deinem Vater gesagt . . .“

„Nichts, gnädigster Herr. Das ist ja eben meines Kommens Grund. Nicht die mindeste Auskunft hat sie geben wollen über sich und ihr Kind. Das stehe allein bei Eurer Gnade. Auch ob Ursula mir angehören dürfe — das vornehmlich. Denn Ihr seiet des Kindes Vormund. Und so tret' ich Euch nun an mit flehentlicher Bitte, gnädigster Herr, versagt mir Eures Mündels Hand nicht und gebt eine Aufklärung über des lieben Mädchens Stand, die meinen Eltern und den Trauzeugen genügen darf.“

„Auch das noch!“ fiel der Hochmeister bitter lachend ein. „Du bist so keck, das Auge zur Sonne zu erheben, und fragst dann noch, mit welchem Recht sie leuchte?“

„Nicht ich, gnädigster Herr —“

„Wer bist Du, daß Du es wagen darfst, mit solchem Begehren vor deinen Fürsten zu treten? Wenn ich Macht habe über Ursula, wie ihre Mutter bezeugt, ist Dir das nicht schon eine Weisung zur Abkehr von allzu dreisten Wünschen? Wer darf bei mir um sie werben, als ein

Edelmann? Und vielleicht wär' auch der noch zu gering für des deutschen Ordensmeisters Schützling."

Marcus war erblaßt. Ängstlich richteten sich seine Blicke auf des Fürsten Lippen; jedes Wort schien ihm einen Stich ins Herz zu geben. „Gnädigster Herr," sagte er, „ich bin nur eines Bürgers Sohn und habe nichts zu bieten als einen ehrlichen Namen und ein geringes Gut, das ich dem Vater verdanke — aber fragt Ursula, ob ein Vornehmerer je ihrem Herzen näher stehen kann. Und wenn's der Vornehmste wäre, ich wollt ihm meinen Platz nicht abtreten. Einen Treueren mag sie auf der Welt nicht finden."

Erlichshausen schien eine Minute zu überlegen. Dabei musterte er ihn wiederholt mit langsam hinschweifendem Blick von Kopf bis Füßen. Die kräftige Gestalt, die hohe Brust, die breite Schulter, das offene Gesicht mit den gutmütigen, treuherzigen Augen erregten sichtlich sein Wohlgefallen, wie früher schon so oft. Er erinnerte sich . . . Ja! Marcus Blume war's ja gewesen, der Ursula aus der Gewalt des räuberischen Bruders gerettet. Und da auf der freien Stirn hatte sich auch die Narbe scharf gerötet. Marcus Blume . . . Er faßte mit der Hand den lockigen, rötlich grauen Bart und ließ ihn mehrmals durch die Finger gleiten. Jetzt konnte er sich einen treuen Mann für's Leben gewinnen — und des Kindes Dank . . . Ursula liebte ihn. Aber wenn er seine Einwilligung gab, war's damit geschehen? Marcus hatte schon angedeutet . . . Nein, das genügte wahrscheinlich noch nicht. Und was der Bürgerstolz forderte . . . „Warum kam dein Vater nicht," fragte er, wieder die Stirn finster ziehend, in murmelndem Ton. „Bartholomäus Blume fand doch sonst den Weg ins Schloß. Ist er einverstanden mit deiner Werbung?"

In Marcus' Augen leuchtete ein Strahl von Hoff-

nung auf. „Wenn Ew. Gnaden ihn versichern wollen, daß Ursula —“

„Wenn — wenn!“ rief der Hochmeister schneidend hinein. „Ich will nichts hören von solchem Wenn. Es ist eine Unverschämtheit, mir die Bedingung vorzuschreiben, mich zum Sprechen zu nötigen, wenn ich schweigen will. Wenn — wenn! Darum kommt er nicht? Darum schickt er Dich . . .“

„Er schickt mich nicht, gnädigster Herr,“ sagte Marcus ganz mit gewohnter Ruhe und Sicherheit. „Er weiß nicht einmal, daß ich zu Euch gegangen bin. Er wird vielleicht zürnen, wenn er's erfährt. Denn so treu er Euch ist, so stolz ist er auch. Nein, aus eigenem Antrieb bin ich hergegangen und vor Euer Angesicht getreten, und auf mich will ich Ew. Gnaden Antwort nehmen. Mir genügt ein gerades Ja. Das Andere mag verschwiegen bleiben. Ungern miss' ich der Eltern Segen — aber von Ursula kann ich nicht lassen. So will ich denn zusehen, wie ich mir aus eigener Kraft ein Haus baue, in das ich mein liebes Weib führe. Ich vertraue, daß ich mir mit der Zeit doch ihre Verzeihung gewinne. Euer Gnaden kurzes Ja kann ich aber nach der Waldfrau Willen nicht entbehren.“

Und wieder überlegte Erlichshausen — diesmal noch länger, Marcus schien's eine Ewigkeit. Jetzt hätte er das Ja sprechen mögen, so tapfer es von ihm gefordert wurde. Aber da standen auch schon die Folgen klar vor seinen Augen: das Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn, eine lange Irrfahrt, kümmerlicher Erwerb — und dann Ursula nicht einmal voll angesehen als sein Eheweib . . . Ob er sprach, oder ob er schwieg, es war immer derselbe Erfolg. Er seufzte tief in sich hinein. Wie durfte er sprechen? Aber dann war auch das Andere unmöglich — er durfte Marcus, den er lieb gewonnen, nicht zu einer Torheit verleiten, Ursula nicht der sorgenvollsten

Zukunft entgegentreiben. Lieber einen augenblicklichen Schmerz . . .

Ja, so mußte es geschehen. Er richtete den Kopf auf und blickte mit der Miene eines vornehmen Mannes, der nur die genau erforderliche Höflichkeit erweisen will, auf den Bittsteller hinab. „Schlage Dir's aus dem Sinn, mein Sohn," sagte er; „deine Wünsche fliegen zu hoch. Das hätte Dir Frau Regina gleich antworten können! Aber ich will's ihr nicht übel deuten, daß sie Dich an mich gewiesen hat: sie kennt Dich als brav und ist Dir Dank schuldig, deshalb hat sie Dich nicht kränken wollen. Das will auch ich nicht; was ich gehört habe, bleibt unter uns. Du hast Dir zu viel zugetraut — das mag ich der Jugend und Unerfahrenheit nicht verargen. Ursula aber . . . Ich habe andere Pläne für ihre Zukunft. Sie soll nach Deutschland zu meiner Familie. So bald die Wirren hier mir Muße geben, an mich selbst zu denken, schicke ich das Fräulein dorthin. Es war längst beschlossen."

Marcus hielt sich kaum auf seinen Füßen. „Gnädigster Herr —" rief er außer sich, „gnädigster Herr! Seid so grausam nicht, zwei Herzen zu trennen —"

„Du hast deinen Bescheid," fiel der Hochmeister streng ein und winkte ihm unwillig mit der Hand, sich zu entfernen.

Dem armen Burschen schossen die Tränen in die Augen. Er wollte noch einen Fußfall wagen. Aber bei der ersten Bewegung trat der hohe Herr zurück und wendete ihm den Rücken. „O Gott — Gott!" stöhnte er und verließ schwankend das Gemach.

Als die Tür zugefallen war, drückte Erlichshausen die Faust auf seine Stirn. „Es konnte nicht anders sein," murmelte er, „aber es drückt schwer — schwer . . . auch meine Schultern. Armes Kind!"

Fünfzehntes Kapitel.

Der Überfall.

An dem Walde drei Stunden hinter der mährischen Stadt Brünn hielt am Morgen eines kalten nebligen Wintertages schon seit längerer Zeit eine Schar Reiter nicht weit von der Landstraße. Das dichte, mit Schnee bedeckte Unterholz gab ihr soviel Deckung, daß sie von dem sich kurz vorher biegenden Wege aus nicht leicht anders, als aus nächster Nähe bemerkt werden konnte.

Voran saß auf einem schönen, seine Ungeduld nur widerwillig zügelnden Pferde ein Mann, der unter dem offenen Pelzrock einen Kettenpanzer trug. Auch auf die Eisenkappe hatte er eine Pelzmütze gesetzt. Der lange Schnurrbart hing ihm dachartig über den breiten Mund, und die kleinen Augen blitzten unstet nach rechts und links. Ein langes Schwert hing ihm an der Seite. Dicht hinter ihm, nicht mehr als eine halbe Pferdelänge zurück, hielten drei andere Herren zu Roß, ebenfalls in Harnisch, zwei von ihnen, wie jener, durch Pelzröcke mit weiten Ärmeln und reichlichem Besatz von Schnüren gegen die Kälte geschützt, der Dritte in einen weiten Mantel gehüllt, der faltig über dem rechten Arm lag und leicht vor's Gesicht gezogen werden konnte. Er hatte einen Filzhut über die Kappe gestülpt, dessen große Krämpe das schwarze Pflaster beschattete, das über das

eine Auge geklebt war. Etwas weiter zurück hatten sich zwanzig und mehr Reiter in geringerer Kleidung, aber sämtlich bewaffnet, haufenweise zu Dreien und Vieren in einer grabenartigen Vertiefung aufgestellt.

Sie schienen hier auf Jemand zu lauern.

„Zum Teufel!" rief der Anführer ärgerlich, „Ihr habt uns angeführt, Vetter Ostra. Oder sie haben in Brünn Wind bekommen und einen Umweg gemacht, das Zusammentreffen mit uns zu vermeiden."

„Sie werden spät aus ihrer Herberge aufgebrochen sein," antwortete der Angeredete — kein Anderer als der Deutschordensritter Boppo von Ostra, der aber das schwarze Kreuz nicht blicken ließ — „oder sie werden unterwegs einen Unfall gehabt haben. Es dauert immer lange, bis ihre schwer beladenen Gefährte in Gang kommen, und eine Achse oder ein Rad ist auf euren mährischen Wegen bald gebrochen."

„Gleichviel — sie müßten schon hier sein," bemerkte jener zweifelnd. „Jedenfalls ist das Warten verdammt langweilig. Mir sind schon in den Pelzstiefeln die Füße starr."

„Der Fang wird die Mühe des Wartens reichlich belohnen," versicherte Ostra und fügte lachend hinzu: „Wenn sie Euch nur nicht wärmer machen, als Euch lieb ist, Vetter Milotitz! Es sind unter den Krämern auch einige, die das Schwert zu führen wissen. Mit den Eidechsen ist nicht zu spaßen."

„Pah!" rief der Ritter verächtlich. „Es soll mir Recht sein, ein wenig Arbeit zu bekommen. Furchtsames Krämervolk abzufangen, ist nicht gerade meine Sache. Not kennt freilich kein Gebot."

„Wald und Straße gehören Euch, man muß Euch zollen."

„Zollen? Ha, ha, ha. Ich denke, wir nehmen ihnen einfach fort, was sie ohne Erlaubnis durchführen. Wer die Macht hat, der hat das Recht." Er warf mit einem

Schlage der Hand den Eisreif aus dem langen Schnauzbart und kehrte sich halb zurück. „Sind die Wagen wirklich so schwer beladen, Vetter Ostra?“ fragte er.

„Erdorf hat mir's sagen lassen,“ antwortete dieser, „und er weiß es vom Thorner Komthur, der den Sendeboten aufgepaßt hat, als sie mit Pferden und Wagen über die Weichsel setzten. Sie haben eine Anzahl Fäßchen mit Geld bei sich, den Kaiser und seine Kanzlei zu bestechen, ihre Advokaten zu bezahlen und die eigene Zehrung zu berichtigen. Auch führen sie einen Ledersack mit allerhand Kleinodien mit, die für die Kaiserin und andere hohe Damen bestimmt sein sollen. Ihre Sache ist so schlecht, daß sie versuchen müssen, sie zu vergolden. Das ist nicht billig.“

Herr von Milotitz schnalzte mit der Zunge, und dasselbe wohlgefällige Schnalzen ließen dann auch die beiden anderen mährischen Herren vernehmen, die sich bei dem Gespräch nicht beteiligten, aber die Ohren gespitzt hielten.

„Vergeßt aber nicht, Vetter,“ fuhr der Ritter von Ostra fort, „was Ihr mir mit eurem Ehrenwort zugesagt habt. Es soll mir lieb und meinem Orden nicht leid sein, wenn Ihr einen guten Fang macht. Der entgeht Euch aber auch ohnedies nicht. Daß ich Euch riet, an diesem Tage und in dieser Stunde durch diesen Wald zu reiten und die Landstraße zu kreuzen, hat einen Grund für sich. Es ist mir daran gelegen, meinem Orden einen Dienst zu leisten, den man in Preußen groß ankreidet. Meine Freunde dort werden dann weiter für mich sorgen — auch gegen Wunsch und Willen des gestrengen Herrn Hochmeisters, dem mein Lebenswandel zu locker war. Ruft man mich zurück, so soll man mich auch sogleich in das Amt eines Vogtes oder Komthurs einsetzen. Hab' ich dann weiter Glück, so beerb' ich vielleicht meinen alten Ohm Erdorf, den Oberst-Marschall. Hoffentlich hält er noch ein paar Jährchen vor. Wenn der Teufel in

Preußen los ist, wird er sich mit Milchsuppen nicht bewirten lassen; dann braucht man dort Leute, die ihm einzupfeffern verstehen. Ha, ha, ha! Dahin geht mein Ehrgeiz — und wer weiß, was noch zu guter Letzt geschieht! Darum sorgt, Vetter, daß dieser Streich gelingt, dem Herrn Deutschmeister kommt's auf den Kasten mit den Dokumenten und Briefschaften an. Er muß verschwinden. Und alle die Buben, die ihn nach Wien bringen wollen, um daraus den Orden anzuklagen, müssen verschwinden. Alle! Es muß so sein, als ob sie sämtlich die Erde eingeschluckt hätte. Versteht, Vetter Milotitz, das ist die Hauptsache! Und reinen Mund halten! Muß gekämpft sein, so darf ich mich nicht beteiligen. Schlimmstenfalls ist's nötig, daß wir mit einem Eide erhärten können, es sei keiner von den Brüdern dabei gewesen. Aber ich will Euch die Landstraße verstellen helfen, so breit ich bin —"

„Still!" befahl Milotitz, nach links horchend. „Sie kommen." Er wendete sich zurück zu den Knechten. „Aufgepaßt!"

Wirklich ließ sich ein Geräusch wie von knarrenden Achsen und prustenden Pferden vernehmen. Ein langer Zug von Fuhrwerken und Reitern bewegte sich durch den Wald. Es waren die Abgesandten des Bundes, Gabriel von Baisen, Ramschel von Krixen, Hans von Tauer, der Bürgermeister von Culm Hans Matzkow und der Bürgermeister von Danzig Wilhelm Jordan. Tileman war längst allein voraus nach Wien gegangen und betrieb dort rührig des Bundes Angelegenheiten. Er hatte nur seinen Sohn mitgenommen, der kurz vorher von Brügge zurückgekehrt war. Es hieß, er hätte dort Tuche aufgekauft zur Bekleidung der Söldner, die bereits heimlich von der Stadt Thorn angeworben seien. Wilhelm Jordan hielt dieses Gerücht nicht für unglaublich, wie er Tileman vom Wege kannte. Nun meinte er auf-

passen zu müssen, daß die Söldner nicht mit Danziger Gelde gelöhnt würden.

Die Herren und ihre Begleiter zogen ziemlich sorglos ihre Straße. Sie hatten meist den Harnisch auf den Rüstwagen gelegt und den Pelzkragen hoch aufgeschlagen, so daß sie wenig hörten und sahen, was seitwärts vorging. Nur zwei bewaffnete Knechte ritten den Wagen voran, und die beiden Eidechsenritter Gabriel von Baisen und Ramschel von Krixen trugen wenigstens Blechhaube, die Brünne und das Schwert am Gurt. Der Weg wurde im Walde so schlecht, daß die vor jeden Wagen gespannten vier Pferde nur mühsam im Schritt vorwärts kamen; die Knechte hieben mit Geschrei auf sie ein. Die beiden Bürgermeister ritten dem Zuge nach.

„Ich wünschte, wir wären aus diesem wilden Lande erst wieder heraus," sagte Herr Wilhelm Jordan. „Mir gefiel's schon in unserer gestrigen Herberge gar nicht. Auf dem Hof, wo unsere Fuhrwerke standen, lungerte allerhand Gesindel herum. Die Türen waren nicht fest geschlossen, und unsere Nachtwache hat wirklich mit einigen von den schwarzen Kerlen Streit gehabt, die sie zwischen den Rädern ertappte. Die Wirtsleute waren unfreundlich und schienen heimlich mit Aufpassern zu verkehren. Die Landstraßen sollen in ganz Mähren unsicher sein. Ich wollte, unsere Herren hätten sich vom Stadthauptmann eine Bedeckung erbeten."

„Ja," stimmte Matzkow zu, „wenigsten durch diesen Wald. Man weiß nicht, wie weit er sich ausdehnt; wir reiten schon gut eine Stunde darin."

„Herr Gabriel von Baisen meinte, wir streiften ihn nur und erreichten nach seiner Erkundigung bald ein Dorf," antwortete Jordan. „Aber auch mir ist er nicht geheuer. Wir sollten wenigstens darauf bestehen, daß unsere reisigen Knechte —"

In diesem Augenblick brachen die Hinterräder eines

der Wagen in eine gefrorene Pfütze ein und konnten trotz allen Antreibens der Pferde nicht herausgebracht werden. Es entstand eine Stockung. Gabriel von Baisen wandte sich zurück, um Befehle zu geben. Einige Reiter sprangen ab und legten Hand an. Die Vorderpferde eines anderen Wagens wurden abgespannt, um vorgelegt zu werden. Alles war mit dem Unfall beschäftigt.

Es geschah dies keine fünfzig Schritte von der Stelle, auf der die Wegelagerer hielten. Eine günstigere Gelegenheit zum Überfall konnte sich gar nicht treffen. Herr von Milotitz gab seinen Begleitern einen Wink. Sie brachen vor und hatten in einer Minute die Landstraße erreicht. Sie umzingelten den Haufen. Die Knechte, die noch auf den Pferden saßen, wurden niedergeworfen. Die Herren eilten zum Rüstwagen, ihre Waffen herunterzureißen. Aber den wenigsten gelang das. Die Mähren waren hinter ihnen her, stürzten sich auf sie und nahmen sie zwischen sich. „Ergebt euch," rief Herr von Milotitz ihnen zu, „oder ihr seid alle des Todes." Die beiden Bürgermeister machten Kehrt, wurden aber rasch eingeholt und gebunden. Nicht besser erging es einigen andern Reitern, die rechtzeitig den Ansturm bemerkt und auf der anderen Seite in den Wald hinein zu entkommen versucht hatten. Die Überraschung war so groß, daß wenige sich ernstlich zur Wehre setzten, die meisten sogleich den Kopf verloren.

Nur Gabriel von Baisen und Ramschel von Krixen nahmen den Kampf auf. Sie zogen ihre Schwerter und hieben auf die Angreifer ein, die sich an sie wagten. Der eine von den mährischen Herren erhielt eine Wunde, die ihn zum Rückzug nötigte; zwei oder drei seiner Begleiter wurden aus dem Sattel geworfen. Baisen suchte sich nach dem Rüstwagen durchzuschlagen, trieb die Räuber mit scharfen Schwerthieben von demselben fort und rief seinen Söldnern zu, die Waffen zu ergreifen und ihm zu

folgen. Er sah ein, daß bei der Übermacht des Feindes die Wagen nicht zu retten seien. Vielleicht waren sie später zurückzuerobern, wenn man aus dem nächsten Dorf Hilfe herbeigeholt hätte. Ramschel von Krixen hielt sich tapfer an seiner Seite. Auch Hans von Tauer, der nicht vom Pferde gestiegen war, glückte es, zu seinen Waffen zu gelangen, die er auf einem der vorderen Wagen untergebracht hatte. Er schlug sich zu den Eidechsenrittern durch und half ihnen auf der einen Seite den Zugang zum Rüstwagen verteidigen, bis die noch nicht abgefangenen Söldner ihre Spieße vorgezogen hatten. Nun schloß sich um Baisen ein kleiner Haufe zusammen, der widerstandsfähig war. „Wißt Ihr, wer wir sind?“ herrschte der Anführer den Herrn von Milotitz an, der gegenüber die Landstraße besetzt hatte.

„Weiß ich serr gutt,“ radebrechte derselbe. „Aber wissen Ihr, wem gehört diese Wald?“

„Wahrscheinlich Euch,“ entgegnete Baisen, „das ist aber kein Grund, hier wie Räuber die kaiserliche Heerstraße unsicher zu machen. Ich rat' Euch, die Sendeboten an des Kaisers Majestät unangefochten mit ihrer Habe ziehen zu lassen.“

„Nennen Ihr uns Räuber,“ schrie der Mähre, „nennen wir Euch Spitzbuben und Verräter an eure gnädigste Herrn.“

„Hat Euch das einer von den Kreuzigern gelehrt?“ zischte Baisen. „Mich dünkt, ich sehe da einen hinter dem Graben lauern, der Grund hat, sein Gesicht zu verstecken. Nehmt Euch in Acht, Ihr bekommt's mit dem Kaiser zu tun.“

„Kümmert mich nicht Kaiser und Papst auf meine Grund und Bodden,“ gab Milotitz zurück. „Will ich aber höflich die Herren einladen auf meine Schloß mit ganze Dienerschaft. Soll mir sein leid zu brauche Gewalt, wenn nicht folge freundlich.“ Er umritt die Bespannung des Wagens, um ihnen den Weg abzuschneiden.

„Hund von einem Mähren!“ schrie Baisen ihn an. „Der Teufel hole Deine Gastfreundschaft!“ Er spornte sein Pferd und hieb wild mit dem Schwert um sich, die Gasse für die Seinigen frei zu halten. Das gelang. An der Spitze des Wagenzuges hatte eine Reiterschar die Straße gesperrt. Ramschel von Krixen und Hans von Tauer warfen sich gegen sie, während Gabriel von Baisen den nachdringenden Feind aufzuhalten bemüht war, bis die Söldner sich wieder beritten gemacht hatten. So gewann der Haufe die freie Straße. Ein großer Teil der Mähren mußte zurückbleiben, die Gefangenen zu bewachen und die Wagen mit der Beute fortzuschaffen. Aber die Verfolger waren noch immer in der Mehrzahl und ritten unermüdete Pferde. So waren die Preußen wiederholt genötigt, Kehrt zu machen und den Kampf aufzunehmen. Doch erreichten sie ohne erheblichen Verlust das Ende des Waldes und dann auch das Dorf hinter demselben.

Hier besetzten die Söldner einen Bauernhof und verteidigten das Tor. Gegen dieses richtete sich nun der Ansturm der wütenden Feinde. Immer gefahrvoller wurde die Lage der Angegriffenen. Baisen war der Meinung, man könne sich hier auf die Dauer nicht halten und solle lieber das freie Feld zu gewinnen suchen. Er sprengte vor und gegen Milotitz an, der aber seine Schwerthiebe geschickt abwehrte. Nach wenigen Augenblicken sah er sich umzingelt und mußte umkehren. Ein Schlag von hinten mit dem Streitkolben zerschmetterte seine Blechhaube. Gleich darauf erhielt er von Milotitz einen Hieb ins Gesicht. Doch verlor er die Besinnung nicht. Die Söldner drangen mutig auf die Gegner ein und ließen ihn durchs Tor. Auf dem Hofe sank er blutüberströmt vom Pferde und schleppte sich zur Tür des Hauses. Dort standen die Bauersleute und sahen mit schreckbleichen Gesichtern dem Kampf zu. Sie er-

barmten sich des Verwundeten, zogen ihn hinein und reichten ihm Wasser. Seitwärts vom Flur lag eine kleine Tenne mit dem Strohgelaß. Er riß ein Bündel aus dem Fach und warf sich darauf.

Nach einer Viertelstunde kam die Bauerfrau, die ein wenig Deutsch sprach, und erzählte, daß die andern Herren bewältigt und nebst den Söldnern abgeführt seien. Herr von Milotitz habe große Mühe mit ihnen gehabt. So hörte nun Baisen seines Gegners Namen. Das Schloß Milotitz liege nicht weit von hier und sei sehr fest. Er sei ein sehr böser, gewalttätiger Herr und von seinen Bauern gehaßt. Das war wohl auch der Grund, weshalb Baisen nicht verraten wurde.

Man hatte ihn nicht ganz vergessen, oder sich seiner wieder erinnert. Nach einigen Stunden kehrten vier von den Mährischen zurück, pochten ans Tor und verlangten Einlaß. Während der Bauer mit ihnen verhandelte, warf eilig die Frau einen Haufen Stroh über den Verwundeten, sodaß er ganz bedeckt war. Die Reiter wollten nicht glauben, daß er sich längst schon aus dem Staube gemacht habe und durchsuchten das Haus, fanden ihn aber nicht und entfernten sich fluchend.

Zum Glück kamen gegen Abend einige Bürger aus Brünn mit einem Fuhrwerk vorüber. Die Frau ging hinaus und bat sie den Ritter mitzunehmen, der im Dorf nicht sicher sei. Sie wußten, daß die preußischen Sendeboten am Morgen von ihrer Stadt abgeritten waren und zweifelten nicht, daß an ihnen die Gewalttat geübt wurde. Darüber erschraken sie sehr. Einer von ihnen trat ins Haus und sprach mit Baisen. „Nehmt mich mit Euch," bat derselbe, „der Kaiser wird es Euch vergelten. Laßt Ihr mich aber hier elend im Stich, so wird eure Bürgerschaft in Verdacht kommen, den Friedensbrechern Vorschub geleistet zu haben."

So luden sie ihn nun auf ihren Wagen und brachten

ihn nach Znaim, meldeten auch auf dem Rathause, was geschehen war. Nun wurde ein Ratsherr zu Baisen geschickt, der ihn in sein Haus aufnehmen und auf der Stadt Kosten verpflegen sollte. Man wußte von dem preußischen Bunde und wünschte ihm guten Erfolg beim Kaiser. „Setzt Ihr's gegen eure Herren durch," sagte der Mann, „so kommt vielleicht auch unsere Zeit. Wir sind noch mehr beladen als Ihr." Baisen wünschte nur eiligst nach Wien geschafft zu werden. Der Ratsherr selbst brachte ihn dorthin und setzte ihn bei der Herberge ab, in der, wie Baisen wußte, Tileman vom Wege Quartier genommen hatte.

Tileman fuhr sich mit beiden Händen in den Bart, als er den Bericht des Überfalls empfing. Sein Gesicht verzerrte sich. „Das ist nicht eines Raubritters Werk," schrie er im Zorn auf, „sondern da haben unsere gnädigen Herren die Hand im Spiel, die den Kaiser glauben machen wollen, der gesetzte Rechtstag sei vom Bunde nicht beschickt worden, damit er uns in contumaciam aburteile. Wär's aber nicht, so soll uns dieses Bubenstück gleichwohl gegen sie zum Besten dienen. Es wird ihnen schwerlich gelingen, sich ganz zu reinigen. Gott ist mit uns! Dessen zum Zeugnis seid Ihr hier, edler Herr. Wundersam ist eure Errettung aus Gefahr der Gefangenschaft und des Todes. Offenkundig war's darauf abgesehen, die ganze Gesandtschaft hinter Schloß und Riegel zu bringen, bis der Prozeß verloren. Nun ist ihnen doch einer entwischt, der die Schandtat ans Licht bringt."

„Aber wir sind ohne Geld," klagte Baisen. „Achtzehntausend Gulden haben sie uns abgenommen und alle Kleinodien, die der durchlauchtigsten Kaiserin, Frau Eleonore von Portugal, verehrt werden sollten. Und was schlimmer ist, der Kasten mit den Privilegien, Dokumenten und

Machtbriefen ist geraubt. Wie können wir uns nun verteidigen?"

„Sie sollen den Raub herausgeben," rief Tileman, „sofern noch kaiserliche Gerechtigkeit gilt! Nein wahrlich, sie haben in ihr eigen Fleisch geschnitten und mögen daran verbluten. Ich war schon recht verzagt in der letzten Zeit, da ich wohl merkte, daß die Ordensgesandten hier unter den großen Herren an des Kaisers Hof viel Freunde fanden und des Großmächtigen Ohr durch die Pfaffen zu gewinnen wußten, die ihre Instruktionen von Rom haben. Jetzt wollen wir wohl noch einmal obenauf kommen, daß sie sich verwundern sollen. Heißa! ich bin fröhlich und guter Dinge. Pflegt eure Wunde, edler Ritter, und laßt mich indessen handeln auf meinen und euren Namen. Mit diesem Pfande will ich wuchern, daß ein Jude in mir seinen Meister erkennen soll!"

Er beriet sich auch sogleich mit Martin Mayer, des Bundes Prokurator, und gab ihm eine Klageschrift in die Feder, die gesalzen und gepfeffert war. Sein Sohn mußte sich aufs Pferd werfen und sie nach Wiener-Neustadt bringen, wo Friedrich III. residierte. Er sollte gut aufmerken, was vom Schloß aus geschehen würde. Jost war diese Sendung nur genehm. Man lebte sehr lustig in Neustadt, wo Kavaliere aus aller Herren Ländern zusammentrafen und vergnügt werden mußten. In Alt-Wien ging's ihm zu ehrbar zu. Er wollte nicht zu sich selbst kommen. „Füllt mir den Beutel mit Gold, Vater," sagte er, „es geht da gar vornehm her, und man soll wissen, daß ich euer Bote bin." Der Alte zog den Mund schief, griff aber doch in seine Kassette. „Bist Du schon wieder am Rande?" knurrte er. „Ich hab' Schulden machen müssen, die mir schwerlich der Bund erstatten wird. Du brauchst das Zehnfache zum Leben als ich." „Und doch ist's erbärmlich genug," antwortete Jost; „man muß sich's etwas kosten lassen, es bei sich in Vergessenheit zu

bringen.“ Er sah übel aus; die Kleider schlotterten ihm um den Leib, der Gurt war ihm zu weit geworden, das Gesicht zeigte eine grünliche Farbe.

In Wiener-Neustadt versetzte dieser Brief den Kaiser und seinen Geheimen Rat in große Aufregung. Es wurde nach den Ordensgesandten geschickt. Der Spittler Reuß von Plauen und der Leiper Vogt Georg von Eglofstein erschienen im Schloß und verbargen nicht ihre Bestürzung. Sie wüßten von diesem Überfall nichts, versicherten sie, und wollten dies mit einem Eide bekräftigen. Auch werde ihr Orden der Mitwissenschaft offenbar bübisch beschuldigt. Sie hätten es nicht zu verantworten, wenn ein räuberischer Angriff die Sendboten des Bundes hindere, rechtzeitig vor dem Kaiser zu erscheinen, sofern überhaupt die Tatsache wahr und nicht Verschleif des Prozesses durch ein lügnerisches Vorgeben beabsichtigt sei. Sie wollten gern nach Marienburg mit Eilboten berichten und alle schuldige Nachfrage halten, bäten aber inständigst, der Kaiser wolle den Rechtstag nicht verschieben, da der Fall sonnenklar liege und es keines Beweises aus Urkunden mehr bedürfe.

Der Kaiser setzte aber doch einen anderen Termin, nachdem Gabriel von Baisen den Calumnien-Eid geleistet. Auch ergab sich aus Erkundigungen in Brünn als richtig, daß die Bundesgesandten ihrer ganzen Habe beraubt und nach Schloß Milotitz geschleppt seien. Vergeblich hatte sich bereits die Stadt für sie verwandt. Des Kaisers Befehl der Freilassung blieb unbeachtet, so zornig er sich darüber ausließ, daß sein Geleitsbrief mißachtet sei. Um jeden Vorwurf der Beteiligung abzuweisen, erbot sich Bischof Franz von Ermland, selbst an König Ladislaus von Ungarn zu schreiben, damit er seinen Untertan, den von Milotitz, anweise, die Gefangenen frei zu lassen, oder Exekution gegen ihn verfüge. Sobald die Kunde nach Preußen gekommen war, konnte

der Hochmeister nur mit Mühe einen allgemeinen Aufstand hindern. Man glaubte seiner Versicherung nicht, daß der Orden unschuldig sei. Hans von Baisen ging die Stadt Breslau mit Bitten an, ihren Einfluß für den Bund zu verwenden. Auch der König von Böhmen wurde angerufen und tat, was in seiner Macht stand. Darüber verlief die Frist von zwölf Wochen und sechs Tagen; sie wurde vom Kaiser nochmals verlängert. Endlich auf Andrängen von allen Seiten, und in der Befürchtung, ihn könnte doch bei längerer Weigerung eine empfindliche Strafe treffen, ließ Herr von Milotitz sich bewegen, die Gefangenen frei zu geben. Ihre Briefschaften durften sie mitnehmen. Den größten Teil des geraubten Geldes behielt er aber, den Besitz ableugnend. In recht kläglichem Zustande langten die beiden Bürgermeister und Hans von Tauer in Wien an, schon froh, Leben und Freiheit gerettet zu haben.

Nun wurde eifrig mit Meister Martin Mayer, dem Rechtsgelehrten, das urkundliche Material durchgesehen und der Gang des Prozesses beraten. „Es muß unsere ganze Sorge und Mühe sein," sagte derselbe, „den Herrn Kaiser und seine Räte zu bewegen, daß sie euch den Beweis eurer Beschwerden zulassen. So nur gelangt Ihr zum Beweise der Notwendigkeit des Bundes und hebet den Präjudizialeinwand hinweg, daß ein solcher Bund an sich von Unkräften sei. Darauf werden die Gegner sich mit aller Macht werfen. Läßt der Richter den Beweis der Ursachen des Bundes zu, so muß er auch prüfen, ob solche stark genug gewesen, zu dessen Errichtung zu nötigen. Damit konzediert er von sich selbst seine Zulässigkeit. War der Bund aber zulässig, so mögen die Ursachen nach den erbrachten Beweisen geleugnet oder für zu gering erachtet werden, das berührt die Hauptsache wenig. Dieser Bund mag ohne zureichenden Grund er-

richtet sein, so hindert nichts, auf zureichenden Grund einen neuen zu errichten."

„Ihr habt Recht, Meister Martin," entgegnete Tileman, „das ist der Sache Kern und darauf gründen wir unsere Hoffnung. Wir in Preußen sind's nicht allein, die über ihre Herrschaft zu klagen haben: wir sehen und hören wohl, daß es in vielen Ländern im Reich noch trauriger zugeht, des Bürgers Recht mit Füßen getreten und der Freie auf dem Lande mit Daumschrauben gepeinigt wird, daß er von seinem verbrieften Recht lasse. Kommen wir zum Beweise, so mögen auch andere zum Beweise kommen, wenn sie sich gegen Gewalt vereinen. So wird unser Prozeß von Nutzen fürs ganze Reich, indem er die Bedrängten überall ermutigt. Die spätesten Geschlechter sollen uns dankbar sein."

„Das ist mir zu hoch," bemerkte Gabriel von Baisen. „Greif' ich ins Feuer, so will ich auch die Kastanien für mich selbst herausholen. Verbrenne ich mir die Finger, so kümmert's mich wenig, daß sie einem andern schmecken. Ich hoffe aber, unsere Beschwerden werden als gewichtig erkannt und dürfen nicht abgewiesen werden. Des Ordens Ungerechtigkeit schreit laut genug zum Himmel; des Kaisers Ohr kann nicht taub dagegen bleiben."

Der Prokurator zog den Kopf zwischen die Schultern. „Daß ich euch die Wahrheit nicht vorenthalte, werte Herren, da wir hier unter uns sind," sagte er mit bedenklicher Miene, „die Klagen, die ihr in Artikel gebracht habt und über die bisher schriftlich zwischen beiden Teilen verhandelt worden, erscheinen mir gar sehr in allen Winkeln zusammengesucht, teils von beträchtlichem Alter und gleichsam verjährt, wie die Danziger Mordtat unter dem Hochmeister Heinrich von Plauen, den ihr doch sonst als einen tüchtigen Herrn lobt, teils de jure tertii, wie die Beschwerde, daß er von seinen Gebietigern zu Unrecht

abgesetzt worden, teils zweifelhaften Grundes, wie daß der Orden den Pfundzoll erhebe und zu seinem Nutzen selbst Kaufmannschaft treibe, teils von zu geringem Belang, um den Bund gegen Gewalt zu rechtfertigen, wie das, was ihr wegen Verschlechterung der Münze, Verkürzung des Maßes und Belästigung durch die Ordensmühlen vorgebracht habt. Ganz Unbedeutendes nicht zu erwähnen. Ich gestehe, daß ich ein reichlicheres Material und bessere Beweismittel erwartet hatte. Eure Herren haben sich manches zu Schulden kommen lassen; stündet ihr aber unter anderer Obrigkeit, wie die im Reich, ihr hättet leicht mehr zu klagen gefunden."

„So sind wir weniger geduldig, das Unrecht hinzunehmen," rief Ramschel von Krixen. „Auch haben wir ein gut Beispiel an denen in Polen. Es ist uns nicht einleuchtend, daß der preußische Adel geringere Freiheit haben soll, als der polnische. Unsere Herrschaft nimmt sich zu sehr der Bauern und kleinen Leute an."

„Und der Handwerker in den Städten," setzte Hans Matzkow hinzu. „Die Gemeine wird gegen den Rat gehetzt und zu unbilligen Forderungen verleitet."

„Man könnte wohl auch die Beschwerden vermehren und besser fundieren," äußerte Wilhelm Jordan. „Es ist mir gleich so erschienen, als gingen wir nicht gerüstet genug in den Streit vor dem Kaiser. Was übrigens der Danziger Klagen über die Ermordung der Bürgermeister und auch den Pfundzoll betrifft —"

„Gebt Euch keine Mühe, Gevatter," fiel Tileman vom Wege ein, „Meister Martin Mayer zu belehren. Er wird vor dem Kaiser ohnedies anders sprechen und auch das kleinste Lichtlein zur Flamme anblasen. Ich denke, wir wissen am besten, daß wir das Wichtigste und Beweglichste ungeschrieben lassen mußten. Damit können wir auch weiter nicht vorkommen. Man mag zwischen den Zeilen lesen, wenn man sonst Neigung hat der Sache

auf den Grund zu gehen. Man lasse uns beweisen, was wir vorbringen — der Lärm wird groß genug sein und durch's ganze Reich hallen. Will man uns aber ohne Beweis richten . . ." Er brach ab und schaute im Kreise um, ob er das letzte Wort sprechen dürfe. Jordan zog die Augenbrauen auf, als ob er ihm einen Wink geben wollte zu schweigen, und Gabriel von Baisen lachte gar zu übermütig. Er hielt an sich. „Es ist all eins," murmelte er in den Bart, niemand verständlich. Dann fuhr er laut fort: „Vergeßt nur nicht zu betonen, daß der Kaiser ein gewillkürter Richter ist. Es könnte später nötig sein, ihn daran zu erinnern."

Sechzehntes Kapitel.

Der kaiserliche Richttag.

Und nun, nach einer endlichen Frist von sieben Tagen, kam der Rechtstag heran. Der Kaiser hatte beide Teile nach Wiener-Neustadt berufen. Im großen Saal des Schlosses stand zwischen zwei nach den Beratungszimmern führenden Türen, die durch Vorhänge verhüllt waren, auf einem Stufenunterbau der Thronsessel des Kaisers unter einem von vergoldeten Stangen getragenen Purpurbaldachin. Die Hinterwand bildete eine Tapete von schwerer gelber Seide, in die der schwarze Reichsadler eingestickt war. Ein dicker persischer Teppich hatte Mühe, sich den Stufen anzuschmiegen, und reichte bis auf die mit rotem Tuch beschlagene Estrade, die weniger hoch in den Saal vorgebaut und rings mit Schranken umgeben war. Es stand darauf ein langer Tisch; Sessel waren hinter demselben und zu beiden Seiten aufgestellt, der mittelste ausgezeichnet durch eine hohe vergoldete Lehne und Purpurkissen. Auf dem Tisch hatte ein großes Kruzifix von Ebenholz und Elfenbein Platz; auch lagen darauf einige mächtige Folianten in ledernen Einbänden mit silbernen Spangen. Außerhalb der vorderen Schranke zu ebener Erde zeigten sich zwei Tische rechts und links, an jedem auch einige niedrige Sessel. An den Wänden des Saales liefen Holzbänke hin, die mit Polstern belegt

waren. Durch die Glasmalerei der hohen Spitzbogenfenster fiel farbiges Licht auf das Marmorgetäfel des Fußbodens.

Schon früh Morgens standen Türhüter in Heroldsröcken mit dem Adler auf der Brust und mit Hellebarden bewaffnet vor allen Eingängen. Sie ließen niemand zu, der sich nicht als beteiligt bei dem Rechtsstreit ausweisen konnte. Am pünktlichsten erschienen die Ordensabgesandten, der Bischof Franz von Ermland im Ornat mit Kette und Kreuz, aber ohne Stab, die Ordensritter Heinrich Reuß von Plauen und Georg von Egloffstein in ihren langen weißen Mänteln mit schwarzem Kreuz und barettartigen weißen, ebenfalls mit dem Kreuz geschmückten Mützen, dazu der ermländische Domherr und hochmeisterliche Rat Laurentius Blumenau, ein sehr gelehrter und geschäftskundiger Herr, für die bischöflichen Kapitel. Sie nahmen rechts auf der Bank Platz. Es folgten ihnen ihre Advokaten, Dr. Peter Knorr, Propst zu Wetzlar, und Dr. Gregor Heumburg aus Nürnberg, beide durch große Jahrgehalte für den Dienst des Ordens gewonnen. Sie traten an den Tisch rechts und breiteten ihre Schriften aus.

Bald darauf schritten auch die Sendboten in den Saal, sechs an der Zahl, Gabriel von Baisen mit einer Binde um den Kopf, die kaum einen ernstlichen Zweck hatte, da die Wunde längst geschlossen war, aber recht offensichtlich wegen des Überfalls Klage erhob. Sie hatten sich im Schloßhof ein wenig verweilt, um die Gegner zuerst eintreten und warten zu lassen. Sie grüßten steif und setzten sich auf die Bank links, sehr bald ein munteres Gespräch beginnend, als brauchten sie wegen des Ausfalls des Prozesses nicht in Sorge zu sein. Mit ihnen kam ihr Prokurator Meister Martin Mayer, in schwarzer Robe und bedeckt mit dem Doktorhut. Er trat an den Tisch links. Zwei Diener trugen ihm die eisenbeschlagene Lade mit den Schriften und Dokumenten des Bundes nach.

Nun klopfte einer der Türhüter mit der Hellebarde an die Tür links vom Thronsessel. Sie öffnete sich und es erschienen in langem Zuge einzeln die vom Kaiser ernannten Gerichtsbeisitzer, voran Aeneas Silvius, päpstlicher Legat, dann der Propst von Neustadt, vier adlige Richter, zwei Doctores juris, sechs kaiserliche Räte, endlich die Räte der Kurfürsten und Fürsten des Reichs, nämlich der Erzbischöfe von Mainz und Köln, des Pfalzgrafen bei Rhein, der Bischöfe von Bamberg, Augsburg, Aystät, der Herzöge Albrecht und Ludwig von Baiern, des Markgrafen von Brandenburg und des Grafen von Wirtemberg. Die Richter und Doktoren nahmen am langen Tisch rechts und links von dem Legaten Platz, die kaiserlichen und fürstlichen Räte auf den Stühlen zu beiden Seiten. Die Parteien und ihre Vertreter standen auf und verneigten sich tief, blieben auch stehen, bis jene sich gesetzt hatten.

Darauf wurde Sr. Majestät gemeldet, daß das Gericht bestellt sei. Es dauerte aber noch eine Weile, bis die Tür rechts geöffnet wurde, zwei Pagen vortraten und die Vorhänge forthoben. Sechs andere Pagen, alle gleich gekleidet mit Röcken von blauem Sammet mit seidenen Schleifen auf der Achsel, stellten sich auf die Stufen. Es folgten zwei Stabträger, einige hohe Palastbeamte in reichen Gewändern, des Kaisers Kanzler, dann der Kaiser selbst, begleitet von zwei Geistlichen, dann eine Schar von Edelleuten und Kammerherren. Pagen schlossen den Zug.

Als dann der Kaiser auf seinem Stuhl Platz genommen und auch seinen Räten gewinkt hatte, sich zu setzen, eröffnete der Kanzler in seinem Namen, als des verwilligten Richters, den Rechtstag, und forderte den Orden auf, seine Klage vorzubringen. Für ihn sprach Peter Knorr mit lauter Stimme. Er trug vor, wie Lande und Städte in Preußen in dem vierzigsten Jahre

Christi vierzehnhundert ohne Grund und Recht aus eigenem Mutwillen ohne Erlaubnis und trotz Abraten ihrer Herren „einen übermäßig schweren, unrechtlichen Bund, Einung und Verschreibung gemacht und darin Artikel und Kapitel aufgesetzt hätten, die wider göttlich, natürlich, geistlich und kaiserlich Recht, die goldene Bulle, der Kirche und des Ordens Freiheit und gute Sitten, Vernunft und löbliche Gewohnheit seien und sich mit den Eiden, die sie ihren Herren in der Erbhuldigung getan haben, nicht vertragen mögen.“ Er erbot sich, dies alles aus dem Bundesbrief zu erweisen, ließ ihn nach der Abschrift, die dem Legaten Ludwig de Silves gegeben war, Artikel für Artikel verlesen und glossierte dieselben scharf. „Der Bund ist wider göttlich Recht,“ rief er, „denn es ist geschrieben in dem Buch der Könige: wer seinem Fürsten ungehorsam wird, der soll darum sterben! Sie sind auch aller ihrer Lehngüter verfallen. Das ist vorgesehen in dem Buch der Könige im Gleichnisse, da Saul der König durch seinen ungehorsamen Willen von Gott dem Herrn des Reichs entsetzet ward. So auch in dem neuen Gesetz oder Testament spricht St. Peter in seiner Epistel: Ihr sollet sein gehorsam euern Obersten, nicht allein den frommen, sondern auch den verlassenen und bösen. Christus hat auch seinen Gehorsam erzeigt gegen seinen Vater und hat gelitten den Tod zur Erlösung alles menschlichen Geschlechts, aber die Bundesgenossen haben dem nicht Nachfolge getan bei Errichtung des Bundes, den sie wider Willen und Verbot der Herrschaft gemacht haben, darin sie freventlich gestanden sind bisher und noch stehen, das göttliche Gesetz von dem Gehorsam verachtend. Der Bund ist auch gegen natürliches Recht, das lauter spricht: Was du nicht willst, daß dir geschehe, das sollst du einem andern nicht tun. Nun ist kein Edelmann oder Stadtherr in dem Bunde, der da wollte, daß ihm seine armen Leute, Untertanen oder

Diener ein Regiment sollten setzen, daß er sollt leben nach ihrem Gefallen, oder nach ihrem Verlust eine Ordnung in seine Gerechtigkeit machen sollte, dazu er um ihretwillen verbunden sein sollte. Darum sollen die Bundesgenossen solches gegen ihren Herrn auch nicht vorgenommen haben!“ So ging er alle die verletzten Rechte durch und verlangte in seinem Antrage: Untersagung und Aufhebung des Bundes, Auflegung einer Poen gemäß Kaiserrecht, goldener Bulle, kaiserlichen Freiheiten und Bestätigungen, Rückzahlung alles vom Bunde eingenommenen Schosses und Wiedereinsetzung der Kläger in die Gewehre ihrer Gerechtigkeit, deren sie durch die Bundesgenossen entwehret worden.

Diese lange Rede hörte der Kaiser mit ziemlicher Gelassenheit an, ohne die Miene zu verziehen; die fürstlichen Räte aber, denen Herr Peter Knorr recht aus dem Herzen sprach, hielten mit Beifallbezeigungen nicht zurück, nickten dem Redner zu und flüsterten einander ins Ohr, so daß die Bundesabgesandten wohl merken mußten, wie sie gegen ihre Partei eingenommen seien. Sie erbaten für ihre Antwort einen anderen Tag, der ihnen auch auf den Mittwoch gesetzt wurde. Hier entgegnete Dr. Martin Mayer in einer langen Rede, Punkt für Punkt des Ordens Anklage widerlegend. Mit Fug und Recht sei der Bund errichtet, auch vom damaligen Hochmeister und seinen Gebietigern genehmigt, auch selbst vom römischen König anerkannt. Und dieses seien die „Ursachen“ des Bundes! Nun brachte er alle Beschwerden von Landen und Städten gegen die Kreuzherren einzeln und mit viel Nachdruck der Beredtsamkeit vor, wie sie durch ihre Uneinigkeit und Zwietracht das Land in Verfall gebracht und in schwere Kriege verwickelt, zu Unrecht Zoll erhoben, der Untersassen Privilegien gekürzt und in vielen namhaften Fällen erschreckliche Gewalttätigkeiten verübt hätten, sodaß Landen und Städten keine andere Rettung geblieben sei, als

in solchem nach natürlichem Recht der Notwehr erlaubten und in keinen geschriebenen Rechten verbotenen Bündnis, das des Ordens und der Prälaten Freiheit in alle Wege unangetastet lasse. „Alle diese Dinge wie vorgetragen, sind in der Geschichte und in der Tat bestehend," schloß er. „Sollten die Herren des Ordens sie alle oder eines Teils in Abrede stellen, so erbieten Ritterschaft und Städte sich, davon so viel zu beweisen, als Ew. Kaiserlicher Majestät zum Rechtsspruch genug dünkt, hoffen und vertrauen auch, daß sie im Gericht zu solcher Beweisung gelassen, ihnen dazu auch geraume Zeit und Tage gegeben werden. Und scheinen ihnen sechs Monate billig in Anbetracht, daß die Beweisung in einer anderen fernen Provinz geschehen muß, wohin und woher die Wege unsicher, dort auch die Zeugen über die Dinge, die sich im Lande Preußen begeben, zu vernehmen sind. Darum stelle ich vorerst allein zum Erkenntnis, ob wir zu der Beweisung gelassen werden und einen Tag dazu gesetzt bekommen. Ob ich dann meinen Rechtssatz von meiner Partei wegen zu gebührlichen Zeiten auf die Klage auch tun werde, das will ich mir vorbehalten."

Diese feingesetzte und schonungslos angreifende Rede erregte den offenbaren Unwillen der fürstlichen Räte, so daß sie öfters in lautes Lachen ausbrachen oder höhnische Bemerkungen einfügten und mit den Füßen scharrten, wenn ihnen ein Satz zu lang dünkte. Tileman vom Wege hatte Mühe, nicht mit einem Tadel vorzubrechen und in der kaiserlichen Majestät Gegenwart an sich zu halten. Gabriel von Baisen aber sprang wiederholt von seinem Sitz auf und drohte mit aufgehobener Hand zu den Ordensabgesandten hinüber, die ihre Freude über diese schlechte Aufnahme des gegnerischen Vorbringens nicht verbargen.

Darauf nahm Dr. Knorr wieder das Wort, widerlegte die Stichhaltigkeit der Beschwerden und rief: „Ew.

Kaiserliche Majestät wolle den Aufschub nicht bewilligen. Denn wenn sie auch das alles bewiesen hätten, wofür sie sich zum Beweise erbieten, so würden sie doch nicht genug zum Rechten erwiesen haben, daß ihnen gebühret und geziemet hätte, solchen Bund zu machen. Wie auch die Rechte sprechen, daß der umsonst zu weisen gelassen werde, der weisen wolle, was zu seinem Recht nicht erheblich."

Nachdem sodann des Bundes Redner nochmals geantwortet und ein Versuch der Sühne fruchtlos ausgefallen, setzte der Kaiser einen Tag zur Schlußverhandlung, damit er, seine Räte und Beisitzer den Rechtsspruch um so gründlicher tun könnten und niemand sich verkürzt bedünken möchte. Nachdem dann beide Teile nochmals gehört, wurde „zu Recht einhelliglich erkannt, daß denen von der Mannschaft, Ritterschaft und Städten des Bundes in Preußen, als sie ihre Tage zur Beweisung begehrt haben, solche Tage nicht zu geben seien, und solle weiter in der Sache geschehen, was Recht ist."

Während der Kanzler, auf der untersten Stufe des Thrones stehend, diesen Vorbescheid verlas, horchten die auf der linken Seite mit gespannter Erwartung. Hing doch an dieser Zulassung des Beweises ihre ganze Hoffnung. Als nun der Spruch gegen sie fiel, hielten sie kaum ihre Erregung zurück. Einige waren bestürzt, andere bissen wütend die Zähne zusammen; nur Tileman vom Wege begnügte sich mit einem spöttischen Lächeln: er hatte keinen anderen Ausfall erwartet. Die Ordensabgesandten waren nicht überrascht, sie hatten schon unter der Hand erfahren, wie jedenfalls erkannt werden würde. Aber die beiden Gebietiger schienen einen halben Fuß gewachsen zu sein, so hoch hoben sie das Haupt, während der Bischof Franz mit vielleicht nicht ganz aufrichtiger Demut zur Erde schaute. Das Hauptbollwerk des Bundes war genommen. Die Bündischen selbst sahen keine weitere Möglichkeit der Verteidigung. Wider Vermuten aber

wagte ihr kluger Sachwalter noch einen Vorstoß. Er bat, ihn noch einmal zum Worte zu verstatten und sagte auf des Kanzlers Wink: „Durchlauchtigster, großmächtigster, allergnädigster Kaiser und Herr! Durch Ew. Majestät Spruch ist dargetan, daß die von uns gemeldeten Ursachen nicht für genugsam angesehen sind, die Artikel des Bundes zu begründen, dessen wir uns gehorsamst bescheiden. Haben die Ursachen aber auch solche Kraft nicht, so sind sie doch genugsam zum Erweise, daß meine Partei in keine Poen verfallen sein kann. Darum geruhe Ew. Majestät den angetretenen Beweis zu solchem Zweck gleichwohl zuzulassen."

Dr. Knorr widersprach eifrig. Der Kaiser ließ beide Teile abtreten, um mit seinen Räten zu beraten. Darauf ließ er verkünden, daß auch dieser Antrag abgewiesen sei und in der Hauptsache erkannt werden solle.

Der Anwalt des Ordens bat, seiner Partei auch über diesen Bescheid Brief und Urkunde zu geben, der des Bundes dagegen erhob feierlich Protest. Auch jetzt noch hatte er ein Angriffsmittel im Rückhalt und zögerte nicht es zu gebrauchen. Bisher sei nur über des Ordens Klage verhandelt, wendete er ein; dem Bunde müsse gestattet werden, jetzt seine Widerklage anzubringen und auszuführen; dann erst könne in der Sache der Rechtsspruch ergehen. Die Ordensgesandten sahen einander ganz verblüfft an und auch auf der Tribüne entstand merkliche Unruhe. Dr. Knorr erhob den Einwand, daß sich der Bund der eigenen Klage begeben habe, was dem Kaiser doch nicht schien einleuchten zu wollen. Er neigte sich zu seinem Kanzler und hörte dessen Meinung. Darauf ließ er verkünden, er werde am andern Tage die Entscheidung geben. Nun entfernten sich die Bündischen mit der Erklärung, daß sie auf ihrer Widerklage beständen.

Als sie in ihre Herberge kamen, machten sie ihrem Ingrimm Luft. „Der Kaiser ist ein Richter des Ordens,

nicht des Bundes," schrie Hans von Tauer, „seine Parteilichkeit ist offenbar!" — „Habt ihr gesehen," fragte Ramschel von Krixen, „was uns die kaiserlichen, kurfürstlichen Räte für Gesichter schnitten? Ihren Herren wie unsern ist der Bund ein Dorn im Auge. Es war alles vorher abgekartet." — „Ihr Herren," orakelte Wilhelm Jordan mit gerunzelter Stirn, „unsere Sache steht schief und der Orden ist obenauf." Der Kulmer Bürgermeister goß zwei Krüge Bier gleich nacheinander herunter und behielt doch eine trockene Zunge. „Aber wie kann das geschehen," klagte er, „wie kann das von Rechtswegen geschehen?"

Tileman vom Wege reichte dem Meister Martin Mayer die Hand. „Ihr habt in der Sache getan, was in eurer Macht stand," sagte er ruhig. „Aber Ihr sehet wohl, daß mit Rechtspraktiken, und wären sie die feinsten, hier nichts auszurichten ist. Wird uns der Beweis abgeschnitten, so sind wir schon gerichtet. Mich freilich wundert auch dies Verfahren nicht: der Kaiser weiß, was er den Fürsten schuldig ist, wenn er ein andermal wieder ihr Gläubiger sein will. Hier ist nur noch zu beraten, wie wir die Folgen des Spruchs von uns abwenden. Und so ist meine Meinung: der Kaiser ist nichts als ein gewillkürter Richter; nehmen wir nicht Recht bei ihm, so hat er's uns nicht zu sprechen. Und darum —"

„Aber er wird sich nicht hindern lassen," wendete Matzkow ein, „und wie können wir ihn hindern?"

„Er wird sich nicht hindern lassen," wiederholte Tileman mit leichtem Spott, „und wir können ihn nicht hindern, das weiß ich so gut als Ihr, Gevatter. Wenn ich aber dem Mächtigen nicht wehren kann, zuzuschlagen, so brauch' ich doch meinen Kopf nicht gerade hinzuhalten. Lassen wir diesen Rechtshandel zu seinem geordneten Ende kommen, so wird's in Preußen Tausende geben, die bedauernd sagen: wir haben den Prozeß verloren und müssen

uns fügen. Unterbrechen wir aber die Handlung und schlagen vor dem Spruch den Richter aus, so vergeben wir denen nichts, die ihm gehorsamen wollen, aber auch denen nichts, die sich mit mir auf den Satz stellen, daß das weitere Verfahren ohne unsere Beteiligung nichtig und ohne Kraft ist und ein gewillkürter Richter nimmer eine Partei in contumaciam kondemnieren kann. Also ziehen wir die Vollmacht zurück, die wir Meister Martin Mayer erteilt haben, und erklären unsere eigene Vollmacht für erledigt, da man uns geheißen hat, des Bundes Recht zu erweisen, der Kaiser aber den Beweis abgeschnitten. Mag daraus weiter geschehen, was wolle."

Darauf einigte man sich nach einigem Hin- und Herreden. Es waren mit den Sendboten des Bundes auch noch andere Herren aus Thorn nach Wien gekommen, eigene Angelegenheiten zu erledigen, Lienhart Ehrengroß, Arnold von Lo und Heinrich Baierstorffer. Die schickten sie am andern Tage aufs Schloß, des Kaisers Bescheid anzuhören. Er lautete, wie vorhergesehen. Da sie aber keine Vollmacht zu weiterer Verhandlung hatten, auch sonst niemand für den Bund erschien, so drängte des Ordens Anwalt zur Endentscheidung.

Kaiser Friedrich und seine Räte merkten sofort, worauf dies hinaus wollte. Sie hatten sich eines solchen Schachzuges nicht versehen und hielten ihn für verdrießlich. Der Kaiser war aber nicht gewillt, sich matt setzen lassen. Um sich Sicherheit zu schaffen, schickte er seinen Diener Jörgen Obdacher zu den Sendeboten des Bundes in ihre Herberge und ließ ihnen verkünden, daß er sein Urteil sprechen wolle; sie möchten vor Gericht kommen und das hören. Meister Martin Mayer aber antwortete, er habe seine Gewalt aufgegeben und es gebühre ihm daher nicht, sich noch ferner der Sachen rechtlich zu unterwinden. Tauer und Matzkow entschuldigten sich, sie hätten sich mit

ihren Freunden nicht unterredet. Die andern ließen sich überhaupt nicht blicken.

Nachdem dies dem Kaiser gemeldet war, ließ er nach alter Gewohnheit des kaiserlichen Hofes durch einen geschworenen Türhüter im Portal des Palastes drei Mal mit lauter Stimme die ausgebliebene Partei aufrufen. Da auch jetzt niemand erschien, ging er mit seinen Beisitzern zu Rate und erkannte zu Recht: „daß die von der Ritterschaft, Mannschaft und die von den Städten des Bundes in Preußen nicht billig den Bund getan, noch ihn zu tun Macht gehabt haben; daß auch derselbe Bund von unwürdigen Unkräften ab und vernichtet sei." Die Entscheidung wegen der Poen und des Schosses wolle er in bester Meinung und den Sachen zu gut an sich behalten.

So hob denn der Kaiser den Rechtstag auf, der nicht bis zum Schluß einen Verlauf nach seinen Wünschen genommen. Die Ordensabgesandten sagten ihm großen Dank, aber auch ihnen war nicht ganz wohl zu Mut. Sie hatten nun ein Urteil, aber es blieb noch zu vollstrecken. „Gebe Gott, daß der Herr Hochmeister fest stehe," sagte Plauen besorgt.

An demselben Tage noch schickte Tileman vom Wege seinen Sohn mit einem Brief an den engeren Rat des Bundes nach Thorn ab. Er sollte in Eilritten den Weg zurücklegen. Er war in froher Stimmung. „Es ist gut so," äußerte er sich, da die andern den Kopf hängen lassen wollten. „Alles unklare Wesen ist nun beseitigt. Es gibt nur noch zweierlei: sich unterwerfen, oder für die Freiheit kämpfen! Ich habe mein Teil erwählt."

Darauf kehrten die Abgesandten des Ordens und des Bundes in die Heimat auf verschiedenen Straßen zurück. Es galt, unterwegs heimlich die Rüstungen zu betreiben, die von der Vorsicht geboten schienen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Absage.

Wie eine Windsbraut über das schon wild aufgeregte Meer, so jagte von der Weichsel her die Kunde über das Land hin, der Bund sei vom Kaiser verworfen, bis tief in die littauische und masurische Wildnis hinein flutend. Der Wortlaut der Briefe, die schon in Vorbereitung dieses Ereignisses nach Thorn und Danzig geschrieben waren, ging von Mund zu Mund und versetzte die Gemüter jetzt neu in Zorn. Peter Knorr sollte vor dem Kaiser gewagt haben zu sprechen, sie seien alle Heiden gewesen und vom Orden mit dem Schwerte gewonnen, also leibeigene Leute, mehr noch als gekaufte Sklaven. Bischof Franz, die Schlange, habe gesagt: der Bund sei wider Gott, Ehre und Recht, und wie er ihm nie gut gewesen, so wolle er ihm gram sein bis in sein Grab. „Es ist vor dem Kaiser gewiß geworden, daß unsere Herren uns allen nach Leib, Ehre und Gut stehen, seid auf der Hut!" Des Kaisers Briefe würden mißachtet. Sie wollten es durchsetzen, daß das rückständige Geschoß nicht erhoben, das erhobene dem Hochmeister zurückerstattet würde. Das Land solle in schwere Strafe genommen werden. Aber das noch nicht genug! Die Ordensabgesandten hätten vertraulich gesprochen: „Es wird nimmer gut im Lande zu Preußen, ihrer dreihundert springen denn über die

Klinge!“ Die andern seien schlichte Leute und von diesen verleitet.

Das klang sehr wahrscheinlich und wurde jetzt erst recht geglaubt, nachdem der Kaiser dem Bunde sogar den Beweis abgesprochen hatte. Ihre Klagen sollten nicht untersucht werden, des Ordens Schmähungen aber würden aufs Wort für wahr genommen. „Da sieht man, daß wir auf Gerechtigkeit nicht zu hoffen haben. Papst, Kaiser und Fürsten sind gegen uns — wir müssen uns selbst helfen!“ Das war das Stichwort, das Tileman vom Wege ausgab: „Wir müssen uns selbst helfen!“ Es hatte mancher ein schlechtes Gewissen, der nun meinte, zu den Dreihundert zu gehören. Die andern aber beleidigte es, daß man sie für Schafe halten wollte, die blindlings den Hammeln nachliefen. So sah Ludwig von Erlichshausen bald mit Schrecken, daß des Kaisers Spruch den Streit nicht beilegte, sondern erst recht zum Ausbruch brachte. Vergeblich bemühte er sich zu beschwichtigen, Rüstungen in Abrede zu stellen, durch Versprechungen zu gewinnen. Es war, als ob in einem großen, von Menschen gefüllten Hause plötzlich der Ruf „Feuer!“ ertönte, sich mit rasender Geschwindigkeit durch die Massen fortsetzte und sie zu wütendem Gestürm gegen die Ausgänge und selbst gegen die Wände trieb. Das Unsinnigste war das Glaubwürdigste. Es schien nur noch einen annehmbaren Rat zu geben: die Kreuziger müssen aus dem Lande fortgejagt werden, dem sie das Verderben sinnen!

In Thorn aber saß jetzt der engere Rat des Bundes Tag und Nacht zusammen, die Entscheidung vorzubereiten. Hans von Baisen hatte sich entschlossen, des Ordens Sache aufzugeben, die nicht mehr haltbar schien, und seinen gnädigen Herrn zu verraten. Man empfing ihn mit offenen Armen und stellte ihn an die Spitze. Auch Hans von Czegenberg war nun eifrig beim Bunde. Es gab jetzt nur noch ein Für oder Wider. Gabriel von Baisen und

Tileman vom Wege hatten auf der Reise böhmische und mährische Söldner angeworben, die ihnen rasch folgten. Der Eidechsenritter Nicolaus von Tergowitz befehligte sie und zog einen Teil von ihnen in die Neustadt, zu deren Hauptmann er ernannt war. Es galt zugleich diese Rivalin niederzuhalten, die ihre Anhänglichkeit an den Orden mit der Selbständigkeit büßen mußte. Der Rat rüstete wie zum Kriege. Er gab den Befehl aus, die Wohlhabenden sollten sich mit Harnisch auf eigene Kosten versehen, die Ärmeren sich die Waffen aus der Zeugkammer des Rathauses abholen. Man fürchtete schon nicht mehr, daß die Handwerker sich gegen den Rat wenden könnten; die Erbitterung gegen den Komthur Albrecht Kalb war allgemein. Auch ohne Führung lief das gemeine Volk fast täglich gegen die Burg an, sodaß die Zugänge verrammelt werden mußten. Selbst in der Nacht war die Besatzung nicht vor einem Sturm sicher. Schon ließ Hans von Baisen, als ob die Stadt bedroht sei, Bollwerke und Schirme gegen das Schloß aufbauen und das schwere Geschütz aufstellen. Er verhandelte mit dem polnischen Hauptmann Scharlenski wegen der Hilfeleistung und schickte in die benachbarten Städte, daß man sich bereit halte.

Und nun kam Gabriel von Baisen aus Polen zurück, wohin er mit anderen Gesandten heimlich geschickt war, des Königs Meinung auszuforschen. Sofort wurde der engere Bund aufs Rathaus berufen, den Bericht entgegenzunehmen und weitere Beschlüsse zu fassen. Keiner fehlte. Man tagte in einem gewölbten Gemach bei verschlossener Tür. Hans von Baisen führte den Vorsitz; neben ihm saßen Hans von Czegenberg und Tileman vom Wege. Wilhelm Jordan war von Danzig, Hans Matzkow von Kulm gekommen. Gabriel von Baisen stand auf und sagte: „Liebe Herren, unsere Sache steht gut. Der König ist uns wohlgeneigt. Er hat auf unser Anerbieten einen Rat der vornehmsten Prälaten und Woiwoden berufen,

ihm auch gelehrte Doktoren der Universität Krakau beigefügt. Der Herr Bischof von Krakau, der uns sehr gewogen, hat ihnen aus Landeschroniken klärlich nachgewiesen, daß Preußen einst durch Verrat und Treulosigkeit an die Kreuzherren abgefallen sei, wie der deutsche Orden sich denn auch nur durch Gewalt und Friedensbruch behauptet habe. So haben sie ihr Gutachten dahin abgegeben, der König habe zum Lande Preußen vollkommenes Recht. Das wollen wir so genau nicht ansehen, liebe Herren, sondern für wahr nehmen und bedenken, daß der König ein christlicher Regent ist und einen Grund der Rechtfertigung gegen Papst und Kaiser und gegen das Reich haben muß, darauf er seine Hilfe stützen kann. Die hat er uns nun freilich noch nicht mit aller Sicherheit zugesagt, wie wir ja auch selbst nicht ganze Vollmacht hatten, uns verbindlich zu machen. Seine Schlußrede aber lautete dahin: er wolle abwarten, ob der Bund insgesamt der Krone Polen das Land Preußen feierlich antrage. Geschehe das, so wolle er's freundlich bedenken."

„Das ist wahrlich so viel, als der König irgend versprechen konnte, wenn er geneigt war uns anzunehmen," bemerkte sein Bruder Hans, „denn er wußte wohl, daß die Vorfrage an ihn gestellt sei auf Ja und Nein. Hatte er Bedenken sich auf das Wagnis einzulassen und Polen vielleicht in einen Krieg mit dem Reich zu verwickeln, so mußte er antworten: Nein. Weil er aber nicht mit Nein antwortete, so bedurfte es seines Ja vorerst noch nicht. Es ist uns gewiß, sobald wir's in aller Form nachsuchen werden. Und das kann sofort geschehen. Wir haben des Bundes Vollmacht — laßt uns darauf handeln. Es ist keine Zeit zu versäumen."

Die Mehrzahl schien damit ganz einverstanden zu sein, wie sich aus dem Beifall ergab, der dem Schluß seiner Rede folgte. Besonders die Eidechsen stimmten laut zu. Wilhelm Jordan aber zeigte ein bedenkliches Gesicht

und sagte: „Übereilet nichts, edle Herren. Es kann wohl sein, daß für uns eine Nötigung entsteht, uns darein zu werfen, da wir einmal so weit gegangen sind. Aber vergesset nicht, daß wir mit dem Orden alle die Jahre um gewisse Freiheiten kämpfen, die uns über alles teuer sind, daß wir lieber mit Kaiser und Papst in Streit geraten, als sie missen mögen. Darum mag man billig fragen, ob uns mit einem andern Herrn gedient sein kann, der doch immer seine Herrschaft, nicht unsere Freiheit im Auge hat. Sehet auf die Eidgenossen im Schweizerlande. Sie haben sich von ihren Tyrannen mit Waffengewalt befreit, nicht um einen anderen Herrn anzunehmen, sondern in ihrer Freiheit zu verbleiben. Was aber die kleinen Waldstädte und armen Bauern durchsetzen konnten, das, sollt' ich meinen, müßte den großen Handelsstädten Preußens und so viel angesehenen und starken Rittern und Knechten des Landes auch gelingen. Lasset uns zum Mindesten erst sorglich bedenken, was wir für uns selbst tun können, und bei den unsrigen nachfragen, ob sie sich's zutrauen, eine Eidgenossenschaft zu gründen, die Niemand über sich hat. Ist's euch nur darum, den Herrn zu wechseln, so könnt' euch leicht des Herrn Königs Freiheit noch weniger gefallen, als des Herrn Hochmeisters!"

„Und was für Freiheit haben wir noch vom Hochmeister?" fragte Ramschel von Krixen.

„Die Freiheit, mit Heuleitern zu fischen," antwortete Augustin von der Schewe spöttisch und schüttelte vor Lachen seinen Wanst, da er die andern und den Danziger Bürgermeister selbst durch seine treffende Bemerkung nicht wenig belustigt sah.

Am schnellsten gewann Hans von Baisen seine ernste Haltung wieder. „Sei dem, wie ihm wolle," sagte er, „zweierlei ist für mich über allem Zweifel. Das erste: daß unser Herr Hochmeister oder ein Nachfolger an seiner Stelle uns nicht gerecht werden kann, auch wenn wir

unsere Wünsche und Ziele viel mehr beschränken, als jetzt selbst den zahmsten im Bunde nützlich und zulässig scheint. Das andere: daß wir uns unserer Herren nicht aus eigener Kraft auf die Dauer erwehren und ein selbständiges Gemeinwesen ohne Oberhaupt erhalten können, also nur zu wählen haben, ob wir uns der Krone Polen auf gute Bedingungen antragen, oder gewaltsam unter ihre Botmäßigkeit gebracht sein wollen. Was das erste betrifft, so darf ich wohl ein Wort mitreden, da ich in dreier Hochmeister Rat gewesen bin und viel heimliche Sachen des Ordens gekannt habe. Gott weiß, daß ich nicht trachtete, an ihnen zum Schelm zu werden, und auch Herrn Ludwig von Erlichshausen allezeit aus treuem Herzen zum Besten riet, wie er sich Land und Leute erhielte, so klug ich's vermochte. Weshalb ich denn auch oft genug angefeindet und ein Mantelträger oder gar ein Abtrünniger und Verräter genannt bin und mag an diesem Tisch niemand sitzen, der mich nicht einmal laut oder leise verunglimpft hätte. Das soll keinem verdacht sein. Diesen Schluß aber zieh' ich aus alledem, daß niemand lebt, der mehr ernstlich bemüht gewesen ist, als ich, einen friedlichen Zustand zwischen dem Orden und dem Lande aufzurichten und zu stützen. Nicht leichtfertig hab' ich das Werk aufgegeben, sondern daran weiter gearbeitet, so lang auch nur Hoffnung war, daß der Frieden auf gemessene Zeit, zwei Jahre oder eins, erhalten werden könnte. Wir sind nicht weiter, als zu Heinrichs von Plauen Zeit und können nimmermehr weiter kommen: der Hochmeister entschließe sich, ein Fürst des Landes Preußen zu sein — dann kann er dem Lande gerecht werden, indem er selbst des Ordens Herrschaft bricht; oder der Bund entschließe sich zur Unterwerfung — dann wird das Land den Frieden haben in der Knechtschaft des Ordens. Beides ist unmöglich, und weil ich das erkannt habe, steh' ich hier."

„Und das andere —“ fragte Wilhelm Jordan, „das meinen Vorschlag angeht —?“

Hans von Baisen lächelte kaum merklich. „Liebe Herren,“ sagte er mit leiser Stimme und sich ein wenig vorbeugend um noch heimlicher sprechen zu können, „geht bei euch selbst zu Rate, ob einer dem andern ausreichend traut, daß er ihn an die Spitze des selbständigen Gemeinwesens stellen und sich ihm unterordnen möchte, daß er so viel Macht hätte, als alle Obrigkeit braucht. Ich spreche nicht von den Personen. Aber da sind die großen Grundherren und die Städte; stehen sie auch gegen den Orden gemeinsam, so gehen ihre Wünsche doch weit auseinander, und was dem einen Teil für sich nützlich scheint, dünkt dem andern für sich schädlich. Und da sind die großen Städte und die kleinen, die ziehen nimmer an einem Strang. Und da sind unter den großen Städten selbst zwei übermächtig und bewachen einander mit Argusaugen, daß ihrem Handel nicht Abbruch geschehe, da jede doch nur auf der andern Kosten scheint gewinnen zu können. Nie wird Danzig Thorn an der Spitze leiden und nie Thorn Danzig. Wir können also nur das Land zerreißen oder uns einen Herrn suchen, der Macht über uns hat, jeden bei seiner Freiheit zu erhalten. Das ist meine ehrliche Meinung. Wer's besser weiß, mag es sagen.“

Diese Rede brachte alle Anwesenden in sichtliche Unruhe, so daß sie sich auf ihren Sesseln hin- und herbewegten, anlehnten oder auf den Tisch stützten, die Augen im Kreise herumgehen ließen und durch knurrende Laute ihr Unbehagen zu erkennen gaben. Offen zu widersprechen wagten sie doch nicht: es war keiner, der sich nicht getroffen fühlte. Nur Tileman vom Wege hielt sich unbeweglich; ihn schien nichts zu überraschen und nichts unangenehm zu berühren, was Baisen sprach, aber er gab auch kein Zeichen der Zustimmung. Er wartete eine Weile, ob ein anderer das Wort nehmen wolle. Da aber

endlich alle auf ihn sahen, erhob er sich langsam und sagte mit scharfer Betonung: „Ihr Herren, wir mögen daran glauben wollen oder nicht, Herr Hans von Baisen wird Recht behalten: wir müssen einen fremden Herrn annehmen, damit wir alle bei unserer Freiheit bleiben. Dies ist der Grund. Und weil er's ist und kein ander Ziel und Zweck des Kampfes, so kann ich auch Herrn Wilhelm Jordan nicht Unrecht geben, daß wir uns vor Übereilung zu hüten haben. Das mein' ich freilich anders als er. Zu schnell können wir in dieser eiligen Sache nicht verfahren. Aber es scheint mir, wir dürfen uns nicht dem neuen Herrn antragen, damit er uns von dem alten befreie; sondern wir müssen uns durch eigene Kraft von dem alten befreien, damit wir uns dem neuen auf unsere eigene Bedingung antragen können! Darum tut es vor Allem Not, daß wir in dem Einen einig sind: los vom Orden! Sind wir darin einig, wie ich hoffe, so ist kein Tag zu zögern. Der Wortkampf muß ein Ende haben, der Waffenkampf beginnen! Jede verlorene Stunde schwächt uns und stärkt unsere Gegner. Ich höre, daß den Kreuzherren wegen ihres Sieges am Kaiserhofe schon bange wird. Vergeblich hat der Spittler sein Te deum laudamus gerufen. Der Herr Hochmeister soll mildere Saiten aufziehen und noch einmal die Friedensmusika aufspielen lassen wollen. Der Marschall und zwei andere Gebietiger sind unterwegs hierher, die Unruhen zu untersuchen und die Schwankenden mit Versprechungen zu ködern. Es kommt ihnen nur darauf an Zeit zu gewinnen, ihre geworbenen Söldner ins Land zu ziehen und ihre Schlösser besser zu befestigen. Das dürfen wir nicht abwarten. Wir wissen, in wie elendem Zustande die Häuser jetzt sind: die junge Mannschaft vom Lande, die sie verteidigen sollte, ist überall fortgelaufen; es fehlt an Schießbedarf und Vorrat an Lebensmitteln. Die unserigen sind mutig, die Kreuziger verzagt. In

Tagen können wir jetzt gewinnen, was wir später in Monaten und Jahren nicht erkämpfen. Wohlan denn! Brechen wir los lieber heut als morgen. Schicken wir dem Herrn Hochmeister und seinem Orden den Absagebrief! Und dann gegen die Burgen angerannt, daß wir sie in der ersten Ueberraschung alle zugleich im Sturm nehmen. Als Herren des Landes mögen wir die Krone Polen zum Beistand anrufen. So helfen wir dem König selbst zur Rechtfertigung gegen Papst und Kaiser, uns aber zu einem Paktum, das uns und unsern Kindern die Freiheit sichert."

Diese Rede schlug ein wie der Blitz und zündete in allen Gemütern. Die meisten waren aufgesprungen, reckten die Hälse und hoben die Arme in die Luft. „Los vom Orden!" schrieen sie. „Ja, ja —! schreibt den Absagebrief des Bundes — wir sagen unsern Herren ab — wir brechen die Zwingvesten — wir treiben die Kreuziger aus dem Lande! Schreibt den Absagebrief sogleich!"

Hans von Baisen gebot Stille. „Bedenken wir, was wir tun," mahnte er. „Man wird uns das Recht zu solcher Absage bestreiten. Wir müssen bereit sein alle Folgen auf uns zu nehmen. Wer für die Absage stimmt, der stimmt für den Krieg, und die Besiegten wird man als Hochverräter richten."

„Krieg, Krieg!" riefen sie, „wir werden siegen, wir müssen siegen! Laßt abstimmen!"

„Wer stimmt für die Absage?" fragte Baisen, „der hebe den rechten Arm."

Die Arme der Eidechsenritter flogen in die Höhe. Bedächtiger folgten die Bürgermeister, aber sie folgten.

„Einstimmig," erklärte Baisen. „Gebe Gott, zu gutem Ende."

„Das legt seine Gnade in unsere Hand," bemerkte Tileman.

Nun wurde der Stadtschreiber von Thorn hinein-

gerufen, auf seinen Eid verwiesen und aufgefordert zu schreiben, was ihm gesagt werde. Die Hand zitterte ihm anfangs, als er die Worte aufs Papier brachte: „Unseren Dienst, als es jetzund gewandt ist, zuvor, ehrwürdiger Herr Hochmeister! Nach eurer Erwählung zu einem Hochmeister habt Ihr von uns gefordert die Huldigung, dazu wir uns willig ergaben, sofern uns Ew. Ehrwürden bei unsern alten Rechten und Freiheiten wollte lassen, und eine gemeine Tagfahrt halten zu richten Gewalt und Unrecht, welches wir vielmal gefordert, uns aber nie geschehen. Darüber hat Eure Ehrwürden uns lassen schänden, lästern, Unehren und Meineid und Verräterei zugelegt und uns für eigen gesprochen, so doch unsere Väter und Vorfahren dem Orden je und allewegs getreue Dienste getan haben. Dies alles nicht angesehen, habt Ihr viel lästerliche Schriften von uns Kaisern, Königen, Fürsten, Herren, Gemeinden und Städten übergeben, Hilfe und Beistand bei ihnen wider uns gesucht . . . So sagen wir Ritterschaft und Städte des Bundes in Preußen Ew. Ehrwürdigkeit Huldigung und alle Pflicht von der Huldigung auf und wollen damit uns und allen, die uns beistehen, an Ehren und Schimpf gegen Euch und euren Orden verwahret haben und des Unrechts, der Gewalt und der Leibeigenschaft mit der Hilfe Gottes erwehren.“

Hans von Baisen ließ die Schrift verlesen. Sie fand vollen Beifall. „Wer soll den Brief Namens des Bundes unterschreiben?“ fragte er.

„Hans von Baisen,“ antwortete Tileman vom Wege ohne Besinnen. Er wollte ihn für den Bund fest an die Kette nehmen.

Das merkte der Ritter wohl und wechselte einen Augenblick die Farbe. Da die andern ihm aber zuriefen: „Tut's, tut's — euer Name gilt dem Orden am meisten, und Ihr seid des Bundes Haupt“ — da faßte er sich schnell und sagte: „Ich will's auf euer Gebot tun.“

Er nahm die Feder aus des Ratssekretarius Hand, hielt sie eine kleine Weile über dem Blatt, als ob er das Letzte noch bedenken wollte, und setzte dann seinen Namen unter die Schrift. „Ihr habt's gewollt," sagte er. „Wer wird den Brief siegeln?"

Eine Minute herrschte tiefes Schweigen, Tileman sah den Danziger Bürgermeister an, ob er sprechen wolle. Da Jordan aber den Blick senkte, sagte er: „Die Stadt Thorn, der preußischen Städte Haupt."

„So sei es," entschied Baisen.

Der Sekretarius siegelte und schloß den Brief.

Er wurde einem gemeinen Boten übergeben, der ihn nach der Marienburg bringen und dem Hochmeister über zwei Tage aushändigen solle. —

Als Tileman nach Hause kam, ging er nach der Kammer seines Sohnes hinauf und fand ihn auch da. Er faßte seine Hand und sagte: „Nun ist die Zeit gekommen, wo Du Dich als ein Mann beweisen, deiner Vaterstadt und dem Lande Dienste tun kannst, die mit Ehren vergolten werden. Bisher bist Du nur auf deines Leibes Wohlsein bedacht gewesen und hast deine meisten Tage in Müßiggang verbracht oder Dir selbst Ärgernis gegeben, weil sich nicht alles nach deinem Sinne fügte. Jetzt fordere ich ernste Dinge von Dir, meinem einzigen Sohn und Erben, damit Du Dir Vertrauen gewinnst bei den Bürgern und an meine Stelle trittst, wenn ich unvermutet abgerufen werden sollte."

„Vater —!" rief Jost überrascht, sich die Augen reibend, als erwachte er aus dem Schlaf, „was ist geschehen?"

„Frage lieber, was geschehen soll. Wisse denn, daß nach zwei Tagen die Burg Thorn berannt werden wird —"

„Ah —! Das gönne ich dem hochnäsigen Herrn Komthur. Und ich darf dabei sein?"

„Ich werde Dich an die Spitze der Thorner jungen

Mannschaft stellen als ihr Hauptmann. Liegt Dein Harnisch bereit, wie der Rat befahl?"

„Der Waffenschmied reinigt ihn von den Rostflecken."

„Nimm ihn noch heut in Empfang. Und laß Dir eine Schärpe von roter Seide anfertigen, daß man Dich weithin als den Führer erkenne."

„Ich werde sie mit Stolz tragen, Vater."

„Gut! Und richte es wohl ein, daß Du einer der Ersten auf der Mauer bist. Die Gefahr kann nicht groß sein, denn die Besatzung des Hauses ist schwach."

„Und wenn sie noch so groß wäre — ich achte mein Leben wenig."

„Das ist töricht. Du wirst noch mehr Gelegenheit haben, Dir Ruhm zu erwerben, wenn Du es nicht leichtsinnig in die Schanze schlägst. Auch die Marienburg muß unser sein!"

Jost starrte ihn an. Die Marienburg?"

„Sonst ist's nichts . . ." murmelte der Alte. „Mit einem Schlage . . ." Er strich sich mit der Hand über das Gesicht und den kurzen Bart. „Der Tag wird's bringen. Vorerst hab' ich eiligen Auftrag für Dich, der Klugheit und Unerschrockenheit fordert."

„Sprecht, Herr Vater, sprecht! Ich brenne darauf —"

„Ruhig! Es handelt sich nicht nur um ein lustiges Abenteuer. Ich will Dir ein Geheimnis anvertrauen. Der Oberstmarschall Herr Kilian von Exdorf ist von der Marienburg unterwegs nach Thorn; er hat den Komthur von Danzig, Niclas Pustar, und den von Graudenz, Wilhelm von Helfenstein, mit sich und begehrt von der Stadt freies Geleit. Das muß ihm zugesagt werden, damit er sich ganz sicher glaubt, denn vor übermorgen darf es nicht offenbar werden, was wir betreiben. Sie dürfen aber nicht frei in die Stadt. Ich will Dich nun mit einem Schreiben an den Bundesritter Otto von Machwitz schicken, der die böhmischen Söldner draußen

befehligt. Suche ihn auf. Er soll es so einrichten, daß der Stadtbote mit dem Geleitbrief die Herren nicht trifft, sodaß sie sich näher an die Stadt heranziehen und im Rücken abgeschnitten werden. Dann haltet sie hin, daß sie nicht zum Vogt von Leipe um Hilfe schicken und nehmt sie nach zwei Tagen gefangen. Solche Geißeln sind Goldes wert."

Jost schien Bedenken zu haben. „Die Herren reisen aber im Vertrauen —"

„Sie haben nicht Treu und Glauben gehalten," rief Tileman, „so sind wir ihnen nichts schuldig. Das ist für den Überfall bei Brünn und gilt als erlaubte List im Kriege."

„Im Kriege, Vater —?"

Tileman biß die Lippe. „Ich sagte Dir, sie sollen zwei Tage hingehalten werden. Bringst Du sie dann gefangen ein, so ist dein Glück gemacht. Im Übrigen — frage nicht weiter und handle."

Noch vor Nacht ritt Jost vom Wege durch's Kulmer Tor aus der Stadt. —

Der Komthur Albrecht Kalb sah mit wachsender Sorge die Vorbereitungen zur Belagerung der Burg. Vergeblich hatte er wieder und wieder gewarnt und den Hochmeister um Verstärkung angefleht. Die Landwehr, die er einberufen, war ungehorsam ausgeblieben oder wieder entlaufen. Die Dienerschaft zeigte sich unzuverlässig und verkehrte heimlich mit den Bürgern. Nur zwölf Ritter hatte er in seinem Konvent, mehrere davon alt, siech und krank. Bei der Musterung fand er nur Steinbüchsen, einige Tonnen Pulver und etwa vierzig Schock Pfeile zu den Armbrüsten vor, die aber nur zum kleinen Teil bedient werden konnten. Wie sollte das Haus mit seinen Vorwerken gegen ernstlichen Angriff verteidigt werden? Immer drohender stiegen die Erdwälle an. Vom Turm aus konnte er deutlich sehen, wie sie mit schweren Ge-

schützen armiert und die Kugeln dazu in den Winkeln der Verschanzungen aufgehäuft wurden. Er ließ auf dem Rathause anfragen, was das bedeuten solle und erhielt die übermütige Antwort: das sei so der Lande und Städte Belieben. Nun wußte er, daß er aufs Schlimmste gefaßt sein mußte, und bereitete die Neustädter Bürger, die mit ihrer Habe vor dem Zorn der Altstädter in die Vorburg geflüchtet waren, auf den nahen Kampf vor. Die Weiber und Kinder jammerten; die Männer schauten düster drein. „Ist das Schloß zu halten,“ fragten sie, „wenn wir gesamt die Waffen ergreifen?“ Der Komthur war zu ehrlich, sie zu täuschen. Nun wollten sie ihr Schicksal nicht erschweren, indem sie sich zur Wehr setzten. Wußten sie doch, daß an ihnen der Abfall von Neustadt-Thorn vom Bunde gerächt werden würde.

Ein Teil von ihnen hielt's für geraten, sich lieber gleich der Gnade der Angreifer zu überantworten. Die Altstädter ließen sie aus dem Schloßtor und fingen sie ab. Es dürfe jeder aus der Burg, der wolle, sagten die Anführer, aber niemand hinein. Sie litten nicht, daß die Leute des Komthurs in der Stadt Einkäufe machten und Vorräte ins Schloß schafften. Selbst Briefe durften nicht hinaus und hinein, der Bürgermeister Rutger von Birken hätte sie denn vorher gelesen. Das Schloß war schon vollständig belagert.

Als die im engeren Bunde dann der Meinung waren, der Absagebrief könnte dem Herrn Hochmeister jetzt wohl schon ausgehändigt sein, schickte Rutger einen der jüngeren Ratsherren auf die Brücke, den Komthur zur Übergabe des Schlosses aufzufordern. Herr Albrecht Kalb erschien in voller Rüstung auf der Mauer und nahm sein Begehr entgegen. Noch aber meinte der tapfere Mann widerstehen zu müssen; er hoffte, daß der Entsatz unterwegs sei. Wie könnte der Orden das Haus Thorn aufgeben? Deshalb war seine Antwort: „Wir haben unserm

Orden kein Haus gewonnen und wollen auch keins übergeben!“

„So tragt denn die Folgen,“ rief ihm der Ratsherr zu.

In der Stadt entstand ein großer Lärm. Jost vom Wege brachte die gefangenen Gebietiger unter Bedeckung der böhmischen Söldner ein. Sie hatten sich, als sie die Straße gesperrt fanden, auf das Haus Papau geflüchtet. Die wenigen Ritter dort mußten jedoch die Verteidigung für ganz aussichtslos halten und ergaben sich mit ihnen. Nun wurden sie, an der Spitze der alte und kranke Marschall, durch die Stadt geführt und dem Hohn des gemeinen Volkes preisgegeben, das sie unter Schimpfreden und Flüchen nach ihrem Gefängnis geleitete und mit Koth bewarf. Das sei für Brünn. Erdorf biß die Zähne zusammen. Das Bubenstück war mit einem Bubenstück vergolten.

Tileman belobte seinen Sohn. Jost hatte ausgekundschaftet, daß keine Streitmacht des Ordens im Anzuge sei. Deshalb sollte noch denselben Abend mit dem Angriff auf das Schloß begonnen werden. Der Alte erbat sich für Jost den Oberbefehl in der Altstädter Schanze als Lohn für die Gefangennahme der Gebietiger. Drüben in dem Neustädter Erdwerk kommandierte Tergowitz. Nach einigen Stunden war alles zur Beschießung bereit. Von zwei Seiten zugleich donnerten die schweren Geschütze gegen das feste Schloß bis nach Mitternacht. Die Vorburg geriet in Brand. Hochauf schlugen die Flammen zum schwarzen Nachthimmel und beleuchteten grell die roten Mauern und Türme des hohen Hauses, in dessen Dach die Steinkugeln mit weithin schallendem Gepolter einschlugen. Schwach nur wurde das Feuern erwidert. Da scharte Jost die bewaffneten Bürger um sich und machte mit Sturmleitern einen Angriff gegen die Vorburg. Er gelang. Die wenigen Trabanten des Ordens, die noch

kampffähig waren und Widerstand leisteten, wurden niedergehauen; andere suchten über die Mauer zu entkommen. Nun trennte die Angreifer nur noch ein trockener Graben vom eigentlichen Hause, das die Ritter verteidigten.

Am Morgen mußte Herr Albrecht Kalb wohl einsehen, daß keine Hilfe mehr zu erwarten, das Schloß rettungslos verloren sei. Deshalb schrieb er einen Brief an die „ehrbaren, gestrengen, wohltüchtigen und festen, vorsichtigen und wohlweisen lieben Herren Ritter und Knechte, Bürgermeister und Ratmannen jetzund von Land und Städten hier zu Thorn versammelt," er bäte einige von ihnen in den Konvent zu kommen, wegen der Übergabe unter Zusicherung freien Abzugs zu verhandeln. Das geschah. Die Bedingung wurde zugestanden, doch sollten die vom Bunde Abgefallenen ausgeschlossen sein. Dann wolle er sich lieber mit den Brüdern unter den Trümmern der Burg begraben lassen, antwortete der Komthur. Nun gaben die Bündischen nach. Traurigen Gemütes räumten die wenigen Ritter das Schloß und begaben sich in das Barfüßerkloster. In vierzehn Tagen sollten sie die Stadt verlassen dürfen, mußten aber geloben, sich nicht nach der Marienburg zu begeben. Dorthin berichtete der Komthur mit tiefem Schmerz seinem Meister den Fall des Hauses. „Hätte Euer Gnaden größeren Fleiß getan und das Haus besser bemannt, unserthalben sollt' es nicht übergeben sein!"

An der Spitze des Hauptturms aber leuchtete am Abend nach der Übergabe ein helles Feuer auf. Das war das verabredete Zeichen, überall loszuschlagen. Die nächsten Schlösser wurden von den Bündischen und ihren Söldnern überrumpelt oder im Sturm genommen. Und wieder flammte an der Turmspitze das Signal weiter ins Land hinaus. In wenigen Tagen waren alle festen Häuser im Kulmerlande in des Bundes Gewalt. Es fielen die Schlösser von Danzig und Elbing, der Spittler Reuß

von Plauen mußte nach tapferer Gegenwehr Preußisch-Holland, das er persönlich verteidigte, der Uebermacht weichend mit den Brüdern verlassen. Vergeblich hatte er den Hochmeister beschworen, ihm zu gestatten, die für den Orden geworbenen Söldner mit ins Land bringen zu dürfen. Nun kamen sie zu spät. Nach den ersten Erfolgen des Bundes gingen alle ehrbaren Leute, die noch geschwankt hatten, zu ihm über. In wenigen Wochen hatte der Orden fast seine sämtlichen Burgen verloren. Nur die Marienburg mit wenigen anderen hielt dem Ansturm stand.

Und nun berieten die Obersten des Bundes, was mit den eroberten Schlössern geschehen solle. „Wir wollen sie selbst mit unserer Mannschaft besetzen und gegen Jedermann behüten,“ sagten die Landesritter. Das war denen von den kleinen Städten bedenklich; sie fürchteten, noch unter schlimmere Herren zu kommen, als die Brüder vom deutschen Orden gewesen waren. „Laßt uns die Burgen dem König übergeben,“ schlugen sie vor, „damit er uns besser gegen die Kreuziger verteidige.“ Ihnen stimmten auch viele von den Landen bei, die Verdacht hatten, die Eidechsen wollten sich zu Zwingherren aufwerfen. „Wir brechen die Schlösser!“ rief Tileman vom Wege, die Faust auf den Tisch setzend. „Kein Stein soll auf dem andern bleiben! Thorn, Danzig, Elbing sind darüber eins. Will der Bauer den Storch nicht länger auf dem Dache leiden, so wirft er ihm das Nest herunter. So tun wir's auch. Jetzt freilich sind wir stark genug, die Häuser zu besetzen, und möchten sie wohl auch gegen den Orden halten. Aber wer weiß, ob sich die Stadt allemal auf ihren Hauptmann verlassen kann, dem sie ein festes Schloß anvertraut? Wir wollen niemand in Versuchung führen. Und wär' auch von daher keine Gefahr — vergeßt nicht, daß wir einen Mächtigeren zum Schutz anrufen, als den Orden! Den König von Polen könnt's wohl gelüsten, die Häuser

mit seinen Leuten zu besetzen und sie stärker auszubauen, als sie je gewesen. Dann mögen wir zusehen, wie wir unsere Freiheit behüten. Er soll unser Herr sein auf unsere Bedingung, nicht nach seiner Gnade. Bevor wir ihm das Land antragen, wollen wir sicher sein vor Schaden. Die Burg, die an der Stadt Mauern stehen bleibt, ist ihr eine ewige Drohung; die Burg, die einmal gebrochen ist, baut er nicht wieder auf. Darum brechen wir sie, da wir die Macht dazu haben!“

Der Thorner Rat trat ihm bei. So wurden denn eiligst die Zimmerleute und Maurer und Dachdecker und viele Tagelöhner zu diesem Vernichtungswerk gedungen und in die Burg geführt. „Schade um die schönen festen Mauern — schade um die prächtigen Gewölbe — schade um das gewaltige Dachgebälke,“ sagte da mancher zu seinem Nachbar. Den guten Handwerkern war's nicht ganz geheuer bei dem Gedanken, daß sie zerstören sollten, was einst mit so viel Fleiß und Kunst aufgebaut worden. Sie hatten auch eine dunkle Ahnung, daß es sich für sie wenig schickte, in den Jubel über das Ungemach des Ordens einzustimmen, und daß sie helfen sollten, die Hand ihres besten Freundes zu lähmen, der sie bisher stets gegen Anmaßung und Willkür des Rates in Schutz genommen hatte. Wenn hier kein festes Schloß mehr stand, dessen Hauptmann sich Gehorsam erzwingen konnte, wie sollten fortan Streitigkeiten unter den Mächtigen und Schwachen in der Bürgerschaft ausgetragen werden? Die Herren wollten keinen Herrn über sich haben. Ja wohl, das war verständlich. Aber die Gemeinen, die am Stadtregiment nicht Teil hatten ... Sie legten sich das nicht deutlich zurecht. Wie sollten sie auch? Sie waren als Handwerker gedungen und wurden aus dem Stadtsäckel gut bezahlt. Aber es lag wie ein Alpdruck auf ihnen, daß sie nicht heiter an die Arbeit gehen konnten und sich scheu im Burghof, in den Galerien,

Remtern und Zellen der Brüder vom deutschen Hause umschauten, als sollten sie ein Unrecht begehen oder etwas Törichtes beginnen.

Endlich kletterte ein Dachdecker in die Spitze des höchsten Eckturms hinauf, deckte einige Pfannen ab, kroch durch die Öffnung hinaus und mühte sich die eiserne Stange mit dem Knopf und dem Fähnlein zu lösen. Man sah ihn von der Stadt aus in der luftigen Höhe hantieren; alles Volk lief zusammen, ihn zu beobachten, und füllte bald den Platz vor den Schloßmauern. So hatten vielleicht die Thorner Bürger vor zweihundert Jahren zugeschaut, als die Spitze aufgesetzt und das Werk gekrönt wurde, von dem sie sich einen starken Schutz gegen Angriffe der feindlichen Stammpreußen verhoffen durften. Wie so ganz andere Empfindungen erregte das jetzige Schauspiel. Nun hatte der waghalsige Mensch da oben die Bolzen ausgezogen — nun hob er die Stange — nun sank sie um und schlug polternd auf die Dachziegel auf — nun glitt sie hinab. „Kopf weg!" schrie er. Tausend Stimmen antworteten mit einem lauten „Hurra!" Knopf und Fähnlein drehten sich zwei-, dreimal um einander, dann verschwanden sie hinter dem Dach des Schlosses. In der nächsten Sekunde klang das Eisen auf dem Steinpflaster des Burghofs. Der Knopf zersprang, alte Münzen fielen heraus. Das verrostete Blechfähnlein mit dem eingeschnittenen Bilde der heiligen Jungfrau brach mitten durch.

Dann folgten die buntglasierten Mönche und Nonnen, bis der Dachstuhl des Turmes ganz abgedeckt war. Die Zimmerleute eilten hinauf und lösten das Gebälk aus seinen Fugen. Die Maurer arbeiteten mit Brecheisen, die festgefügten Ziegel zu lockern. Die Steine wurden hinabgeworfen. So wurden auch die andern Türme, die Dächer, die Gewölbe, die Mauern des Schlosses gebrochen, die Keller mit den zerschlagenen Ziegeln gefüllt. Es war eine schwere Arbeit, denn das Haus schien für die Ewig-

keit gebaut. Sie dauerte viele Wochen lang. Dann aber war das Zerstörungswerk auch vollständig nach dem Herzen Tilemans vom Wege: kein Stein blieb auf dem andern. Wo das Ordensschloß gestanden hatte, türmte sich jetzt ein riesiger Schutthaufen. Er sollte nach des Rates Beschluß nicht abgetragen werden, sondern für alle Zeit unberührt bleiben, die verfluchte Stätte wüst liegen, ein Wahrzeichen für die künftigen Geschlechter, daß ihre Vorfahren die Zwingburg gebrochen und sich die Freiheit erkämpft hatten!

Das Haus Thorn war das erste gewesen, das der deutsche Orden im Lande Preußen zur Unterjochung der Heiden und zum Schutz seiner deutschen Einzöglinge errichtet hatte — es war das erste, das beim Verfall seiner Macht in Trümmer ging.

So brachen auch die Danziger und Elbinger ihrer Herren Schlösser. Und so gründlich gingen sie zu Werke, daß kaum noch die Stelle bekannt blieb, auf der sie gestanden hatten.

Unterdessen waren die Sendeboten des Bundes nach Krakau zum König von Polen abgereist, ihm das Land Preußen „als dem rechten Erbherrn" anzubieten. An der Spitze stand Hans von Baisen, jetzt dem Orden der verhaßteste, „der lahme Basilisk".

König Kasimir hatte soeben seine Hochzeit mit Elisabeth, Kaiser Albrechts Tochter, gefeiert. Er nahm des Bundes Antrag freundlich auf, obgleich er noch nicht einmal die mit Glückwünschen zum Fest erschienenen Abgesandten des Hochmeisters verabschiedet hatte, ließ ihre Bedingungen von einem Kronrat untersuchen — alle Zölle sollten aufgehoben, die gebrochenen Burgen nie wieder aufgebaut werden, die Güter des Ordens denen verbleiben, die sie sich im Kampf angeeignet — und zögerte nicht lange mit einer gnädigen Antwort.

Er erklärte dem deutschen Orden den Krieg und er-

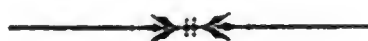
nannte Hans von Baisen zu seinem Stellvertreter — zum „Gubernator des Landes Preußen,“ das der Krone Polen für ewige Zeit inkorporiert worden.

Zur selben Zeit war zu Thorn bei der Ratskehr Tileman vom Wege wieder zum regierenden Bürgermeister erwählt worden.

Er hatte, als König Kasimir mit großem Gefolge dorthin kam, die Huldigung der Stände anzunehmen, die von Landen und Städten zahlreich erschienen waren, die Ehre, der erste zu sein, der ihm den Eid leistete.

Er sprach ihn ohne Zittern der Stimme. Aber das Herz zitterte ihm vor freudiger Genugtuung: „Die Schmach, die Ludwig von Erlichshausen mir angetan, ist an seinem ganzen Orden gerächt!“ — — —

Ende des zweiten Bandes.



Buchdruckerei C. Lüthke, Gernrode (Harz).

